

Herzlichen Dank für die finanzielle Unterstützung
dieser Jubiläumsausgabe an:

Stiftung Jaberg, Langenthal
Stadt Langenthal
Bürgergemeinde Langenthal

Jahrbuch des Oberaargaus 2017

60. Jahrgang



Herausgeber: Jahrbuch des Oberaargaus
mit Unterstützung der Gemeinden

Umschlag: Scherenschnitt von Rita Hochuli

Geschäftsstelle: Oberaargauer Buchzentrum OBZ
Oschwandstrasse 18, 3475 Riedtwil
Telefon 062 922 18 18
www.jahrbuch-oberaargau.ch

Satz: Oberaargauer Buchzentrum OBZ

Druck: Merkur Druck AG, Langenthal

Ältere Jahrbücher
im Volltext im Internet: www.digibern.ch/katalog/jahrbuch-des-oberaargaus

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	6	Scherenschnittkunst	124
(Martin Fischer, Leissigen)		(Rita Hochuli, Herzogenbuchsee)	
Die 60 Jahrbuch-Titelseiten	8	Der Ursprung der Gemeinde Murgenthal AG liegt im Oberaargau	144
(Werner Sutter, Langenthal / Daniel Gaberell, Riedtwil)		(Ernst Ruch, Murgenthal)	
Die Oberaargauer Glasmalereien aus alter Zeit in neuer Sicht.	20	An - Sichten - Durch Durch - Sichten - An	168
(Rolf Hasler, Vitrocentre Romont)		(Neue Schule für Gestaltung, Langenthal)	
Reformation und Poesie	36	Josef Joachim füllt die Hausierertrucke von Christian Jost	178
(Simon Kuert, Langenthal)		(Jürg Rettenmund, Huttwil)	
Valentin Binggeli 1931–2017	48	Kultur und Bier in alten Metzgeräumen	182
(Martin Fischer, Leissigen)		(Herbert Rentsch, Herzogenbuchsee)	
Das Kunsthaus Langenthal als Ort der Vermittlung historischer Fotografie	54	Der Läubühl in Wiedlisbach	190
(Markus Schürpf, Bern)		(Gottlieb Holzer, Wiedlisbach)	
Kurt von Koppigen	70	Wie die Oberaargauer Tracht wiedererweckt wurde	204
(Marianne Derron, Hauterive)		(Chantal Desbiolles, Burgdorf)	
Auf Hermann Jabergs Spuren	82	Neuerscheinungen	212
(Daniel Gaberell, Riedtwil)		Autorinnen und Autoren, Redaktion	222
Die Oschwand in den Buchsibergen (2. Teil)	90		
(Anne-Marie Dubler, Bern)			

Vorwort zum 60. Jahrbuch

Liebe Leserin, lieber Leser

Seit 60 Jahren gibt es das Jahrbuch des Oberaargaus. Dies ist ein Grund zum kurz innehalten und feiern, auch weil 60 eine wahrhaft runde und besondere Zahl ist. Wir sind allgemein zwar eher gewohnt, bei runden Jahreszahlen an 10 oder an 100 zu denken, denn diese Zahlen sind die Übergänge in unserem gängigen Stellenwertsystem mit der Basis 10.

Das war nicht immer so: Die Sumerer benutzten im 3. Jahrtausend vor Christus die 60 und nicht die 10 als Grundzahl. Dies hatte verschiedene Ursachen. Ein wichtiges Motiv bei der Wahl von 60 war die Eigenschaft von 60, ausserordentlich viele Teiler zu besitzen, nämlich 2, 3, 4, 5, 6, 10, 12, 15, 20 und 30. Markthändler fanden 60 aus diesem Grund sehr praktisch bei der Aufteilung von Mengen und Preisen. Sie entwickelten dementsprechend auch ein Fingerzählsystem, das in ähnlicher Art noch immer in Teilen der Türkei, des Irak, in Indien und Indochina existiert. Die Zahlen 1 bis 12 können dabei symbolisiert werden, indem mit der Daumenspitze der linken Hand auf eines der je 3 kleinen Glieder der anderen 4 Finger der linken Hand getippt wird. Jedes der 12 Fingerglieder entspricht dann einer der Zahlen 1 bis 12. Für die Zahlen 13 bis 24 tut man das Gleiche, streckt aber zusätzlich einen Finger der rechten Hand in die Höhe; für 25 bis 36 sind es dann zwei Finger der rechten Hand usw. Auf diese Weise gelingt es, jede der Zahlen von 1 bis 60 mit den Fingern darzustellen, analog zum System des Zählens mit den Fingern von 1 bis 10, das wir gut kennen.

Das Sexagesimalsystem der Sumerer und ein ähnliches Sechziger-System aus Indien haben Spuren hinterlassen, von denen sich einige bis heute zeigen: Unsere Zeiteinteilung basiert auf der 60, eine Minute hat 60 Sekunden, eine Stunde 60 Minuten. Auch die Winkelmessung ist auf der Basis von 60 eingeteilt, in der französischen Sprache erscheint die 60 zum Beispiel in der Benennung von 70 als soixante-dix. 60 war bis ins vorletzte Jahrhundert eine Masszahl mit eigenem Namen. So wie eine Menge von 12 «ein Dutzend» genannt wird, hiess 60 als eine ganz be-

sondere Masszahl «ein Schock» oder «ein Zimmer». Nun, ein Schock Jahre Jahrbuch ist sicher kein Grund für einen Schock, vielmehr fühlen wir uns angespornt für weitere.

Leute, die sich mit Fussball befassen, sollten 60 als eine sehr wichtige Zahl kennen: So viele Ecken besitzt der Fussball, wenn er aus lauter regulären Fünf- und Sechsecken zusammengesetzt wird, so wie bisher die meisten Fussbälle eben genäht wurden. Geometrisch handelt es sich bei einem solchen Fussball um ein abgestumpftes Ikosaeder, einen äusserst regelmässigen Körper, dessen Kanten alle genau gleich lang sind (60 ist mathematisch gesehen auch die Anzahl der Symmetrieelemente des Ikosaeders und ebenso die Ordnung der Ikosaeder-Symmetriegruppe). In der Chemie gibt es ein sehr wichtiges Molekül, dessen Modell identisch ist mit dem Kantenengerüst des Fussballs und das darum häufig Fussballmolekül genannt wird. Es handelt sich um das Buckminster-Fulleren, das C_{60} -Molekül aus 60 Kohlenstoff-Atomen. Seinen Einsatz findet das C_{60} -Molekül zum Beispiel in der Kosmetik als Bestandteil von Anti-Aging-Cremes.

Das Jahrbuch braucht sicher keine Anti-Aging-Therapie: Es ist so jung und aktuell wie bei seinem ersten Erscheinen im Jahr 1958. Es ist, etwa durch das lebhafteste und farbige Beleuchten von zahlreichen Facetten des Oberaargaus, eine runde Sache wie die Zahl 60 oder ein Fussball. Es verdient dabei aber keine Tritte wie ein Fussball, ihm gilt es im Gegenteil Sorge zu tragen, damit das Bewusstsein für die reichhaltige Kultur des Oberaargaus in all ihren Ausprägungen erhalten bleibt.

Mit diesem Ziel arbeiten alle am Jahrbuch Beteiligten weiterhin mit grosser Freude mit, auch nach dem ersten 60er-Übergang, nach dem nun unsere Hände und Finger nicht mehr reichen, um alle Jahrbücher zu zählen.

Ihnen als Leserin und Leser danken wir herzlich, dass Sie das Buch in Ihren Händen halten und darin lesen!

Martin Fischer

Jahrbuch-Redaktion

Daniel Gaberell, Riedtwil, Präsident

Martin Fischer, Leissigen

Andreas Greub, Lotzwil

Simon Kuert, Langenthal

Ueli Reinmann, Wolfisberg

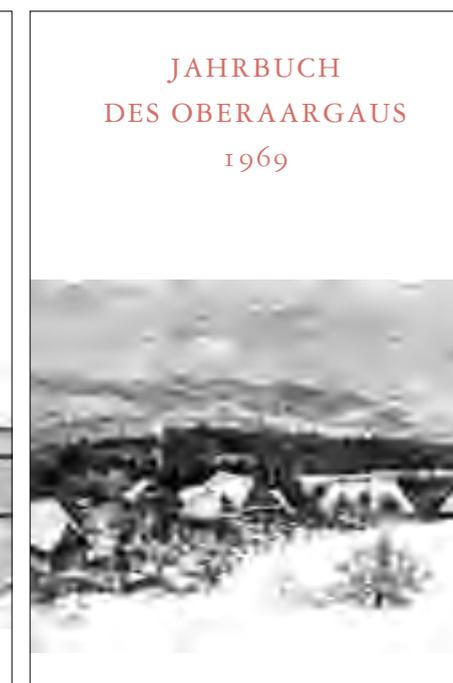
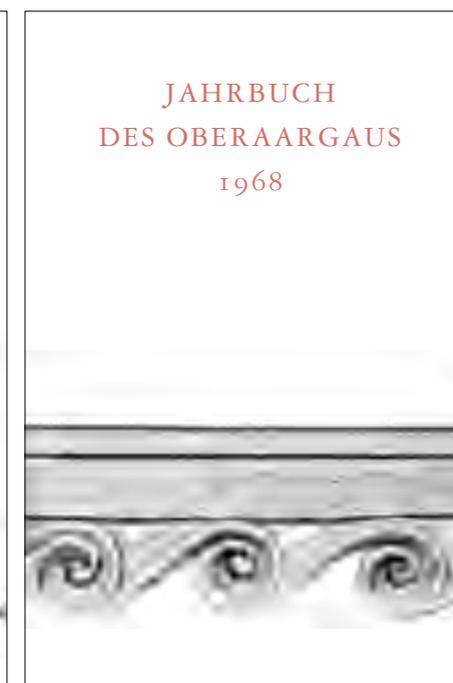
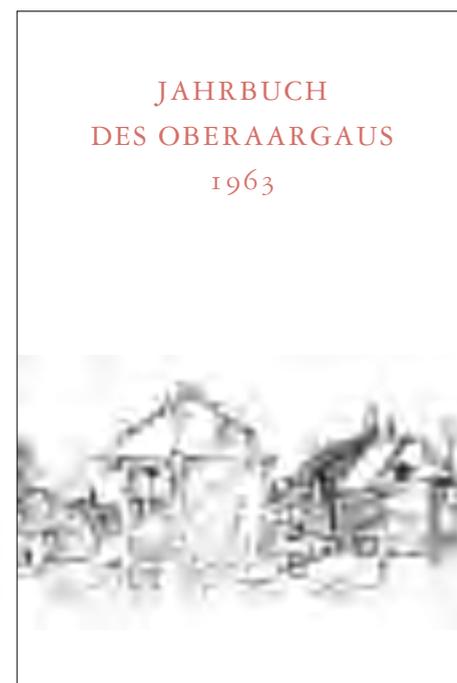
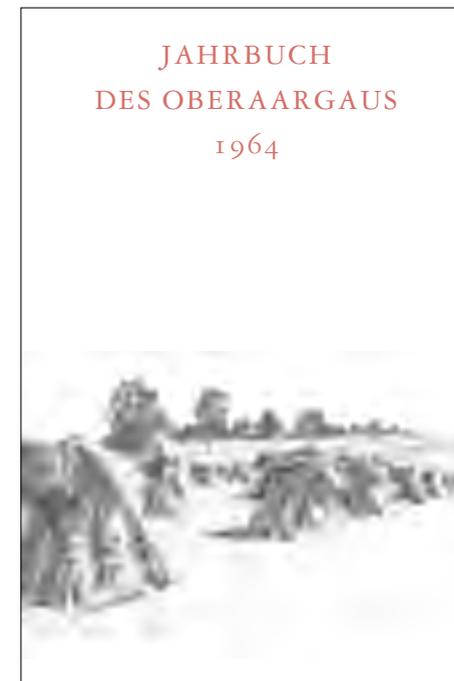
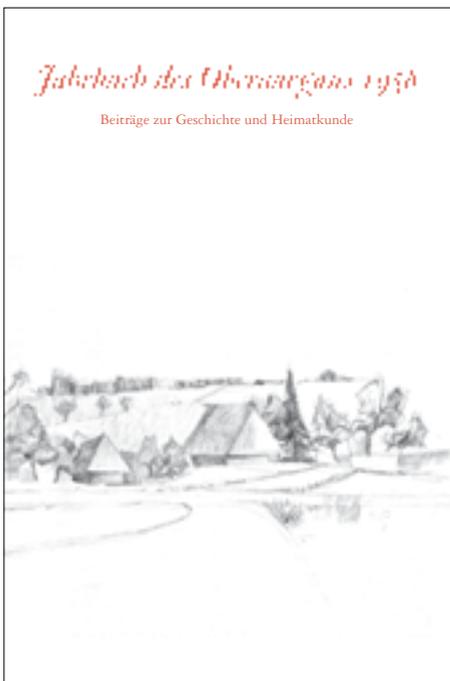
Herbert Rentsch, Herzogenbuchsee

Jürg Rettenmund, Huttwil

Bettina Riser, Walden

Fredi Salvisberg, Subingen

Esther Siegrist, Langenthal



JAHRBUCH
DES OBERAARGAUS
1970



JAHRBUCH
DES OBERAARGAUS
1971



JAHRBUCH
DES OBERAARGAUS
1972



JAHRBUCH
DES OBERAARGAUS
1976



JAHRBUCH
DES OBERAARGAUS
1977



JAHRBUCH
DES OBERAARGAUS
1978



JAHRBUCH
DES OBERAARGAUS
1973



JAHRBUCH
DES OBERAARGAUS
1974



JAHRBUCH
DES OBERAARGAUS
1975



JAHRBUCH
DES OBERAARGAUS
1979



JAHRBUCH
DES OBERAARGAUS
1980



JAHRBUCH
DES OBERAARGAUS
1981



JAHRBUCH
DES OBERAARGAUS
1982



JAHRBUCH
DES OBERAARGAUS
1983



JAHRBUCH
DES OBERAARGAUS
1984



JAHRBUCH
DES OBERAARGAUS
1988



JAHRBUCH
DES OBERAARGAUS
1989



JAHRBUCH
DES OBERAARGAUS
1990



JAHRBUCH
DES OBERAARGAUS
1985



JAHRBUCH
DES OBERAARGAUS
1986



JAHRBUCH
DES OBERAARGAUS
1987



JAHRBUCH
DES OBERAARGAUS
1991



JAHRBUCH
DES OBERAARGAUS
1992



JAHRBUCH
DES OBERAARGAUS
1993



JAHRBUCH
DES OBERAARGAUS
1994



JAHRBUCH
DES OBERAARGAUS
1995



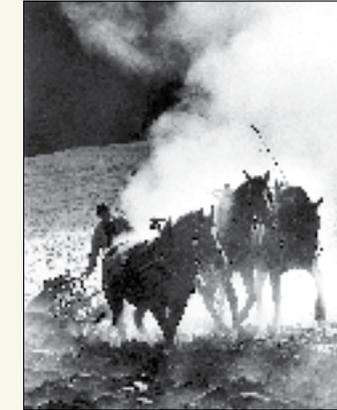
JAHRBUCH
DES OBERAARGAUS
1996



JAHRBUCH
DES OBERAARGAUS
2000



JAHRBUCH
DES OBERAARGAUS
2001



JAHRBUCH
DES OBERAARGAUS
2002



JAHRBUCH
DES OBERAARGAUS
1997



JAHRBUCH
DES OBERAARGAUS
1998



JAHRBUCH
DES OBERAARGAUS
1999



Jahrbuch des Oberaargaus 2003



Jahrbuch des Oberaargaus 2004



Jahrbuch des Oberaargaus 2005



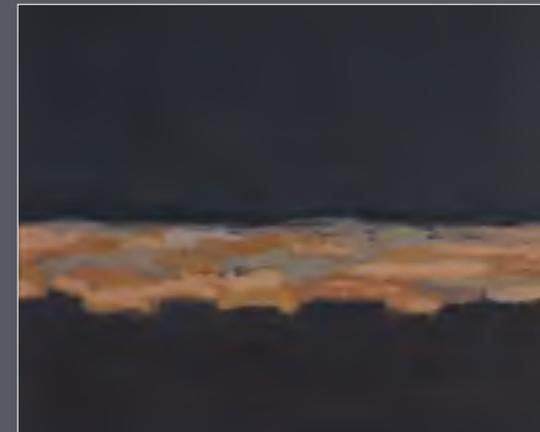
Jahrbuch des Oberaargaus 2006



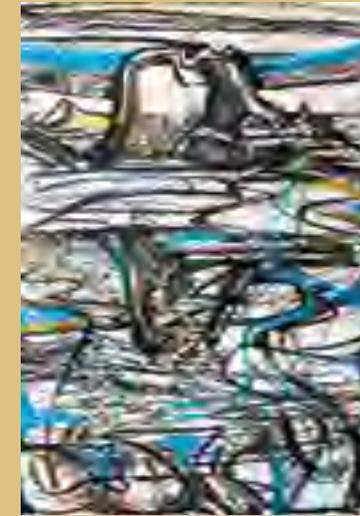
Jahrbuch des Oberaargaus 2007



Jahrbuch des Oberaargaus 2008



Jahrbuch des Oberaargaus 2009



Jahrbuch des Oberaargaus 2010



Jahrbuch des Oberaargaus 2011



Jahrbuch des Oberaargaus 2012



Jahrbuch des Oberaargaus 2013



Jahrbuch des Oberaargaus 2014



Jahrbuch des Oberaargaus 2015



Jahrbuch des Oberaargaus 2016



Die Oberaargauer Glasmalereien aus alter Zeit in neuer Sicht

Rolf Hasler

*Die frühneuzeitlichen Glasmalereien des Kantons Bern
erstmalig vollständig aufgearbeitet und online gestellt*

1950 wurde auf Initiative des Berner Professors Hans Robert Hahnloser (1899–1974) das internationale kunstwissenschaftliche Unternehmen des Corpus Vitrearum mit dem Ziel gegründet, die alte europäische Glasmalerei systematisch zu inventarisieren, zu erforschen und zu publizieren. In unserem Land konnte das der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften als Kommission angegliederte Corpus Vitrearum seither den ganzen mittelalterlichen Glasmalereibestand und in den Kantonen Aargau, Zug, Schaffhausen und Freiburg denjenigen aus der Frühen Neuzeit (1500–1800) aufarbeiten und in zehn Bänden veröffentlichen. Letztes Jahr wurde die 2011/12 begonnene Aufarbeitung der im Kanton Bern vorhandenen frühneuzeitlichen Glasgemälde abgeschlossen. Im nun vorliegenden wissenschaftlichen Berner Gesamtkatalog sind rund 1'200 Einzelscheiben von 69 reformierten Kirchen und verschiedenen Museen ebenso wie solche im Besitz von Stiftungen und Privatpersonen erfasst und abgebildet. Es handelt sich damit um den umfangreichsten Bestand nachmittelalterlicher Glasmalereien innerhalb eines Kantonsgebiets. Diese mehrheitlich von Berner Institutionen, Amtsträgern und Privatpersonen aus dem Patriziat sowie dem Bürger- und Bauerntum gestifteten, stark heraldisch geprägten Glasbilder illustrieren als Zeugnisse der damaligen Sitte der Fenster- und Wappenschenkungen die vielfältigen Beziehungen der Landesbewohner untereinander sowie zu ihren politischen Behörden und eidgenössischen Verbündeten. Zugleich veranschaulichen die von ihren Stiftern als Medium zur Selbstdarstellung betrachteten Wappengaben in exemplarischer Weise die zu jener Zeit in Bern, dem grössten Stadtstaat nördlich der Alpen, vorherrschende visuelle Kultur.

Abb. 1: Wappenscheibe Landschaft Trachselwald 1523.
Unbekannter Glasmaler.
Kirche Ursenbach
Foto Vitrocentre Romont



Der jedes Glasgemälde inhaltlich, (kunst)historisch, technisch und konservatorisch erläuternde Corpus-Katalog liegt jetzt erstmals nicht in Buchform vor, sondern online in der Datenbank Vitrosearch des Vitrocentre Romont (www.vitrosearch.ch). Mit dem Entscheid, seine Kataloge künftig in dieser Form zu edieren, möchte das Schweizer Corpus Vitrearum allen Interessierten den Zugang zum Glasmalerei-Patrimonium unseres Landes erleichtern. Es erhofft sich dadurch, breitere Kreise für dessen Bedeutung sensibilisieren zu können.

*Die alten Glasmalereien im Oberaargau:
Bestandsübersicht und neue Erkenntnisse*

Mit etwas mehr als 80 Glasgemälden in den reformierten Kirchen von Aarwangen, Bannwil, Bleienbach, Eriswil, Herzogenbuchsee, Melchnau, Nieder- und Oberbipp, Seeberg sowie Ursenbach ist der Oberaargau im Katalog an sich zwar nicht übermässig reich vertreten. Indem diese an ihren ursprünglichen Standorten verbliebenen Werke den Zeitraum von 1500 bis 1800 mehr oder weniger vollständig abdecken und sich unter ihnen Schöpfungen von Meistern finden, die damals zu den führenden in der Stadt und Landschaft Bern gehörten, geben sie aber trotz ihrer relativ geringen Zahl einen repräsentativen Einblick in die frühneuzeitliche Berner Glasmalerei. Die wichtigsten Beispiele seien hier in chronologischer Folge kurz vorgestellt.

Das älteste Glasgemälde aus der betreffenden Periode ist die Rundscheibe des Standes Bern in der Kirche Eriswil (BE_130)¹. Die Berner Obrigkeit machte diese Stiftung vermutlich um 1504, als sie mit dem Kauf von Rohrbach das Niedergericht Eriswil an sich brachte. Daran schliessen sich die am Übergang von der Spätgotik zur Renaissance stehenden Scheibenzyklen in Ursenbach und Seeberg an. In Ursenbach bot der um 1515 erfolgte Kirchenneubau Anlass zu Fenster- und Wappengaben. Zu den dortigen Glasgemälden aus den Jahren 1515 bis 1523 gehört neben einer Doppelgabe des Standes Bern die Scheibe des Wangener Landvogts Matthäus Ensinger, in dessen Zuständigkeitsbereich Ursenbach lag. Ensinger war es wohl auch, der damals die Scheibenschenkungen der Stände Freiburg, Luzern, Solothurn und Basel sowie weiterer Institutionen

Abb. 2: Doppelscheibe Stadt Burgdorf mit Mondsichelmadonna und hl. Georg 1517. Hans Funk zugeschrieben. Kirche Seeberg
Foto Vitrocentre Romont



(Abb. 1) und Amtsträger nach Ursenbach erwirkte. Der heute vier Doppelschiffungen und sechs Einzelscheiben umfassende Zyklus (BE_691–704), an dessen Herstellung mehrere nicht sicher identifizierbare Hände mitwirkten, war ursprünglich aber umfangreicher, sind doch wie in den anderen Kirchen im Laufe der Zeit in Ursenbach Glasmalereien in die Brüche gegangen oder entfernt worden. Von den 1517 in die erneuerte Kirche Seebergs gelangten Wappengaben sind so lediglich sechs erhalten, darunter diejenige des damaligen Patronatsherrn des Gotteshauses, des Abtes des Schwarzwaldklosters St. Peter, sowie diejenigen Berns und der Stadt Burgdorf (Abb. 2), die als Inhaberin der Vogtei Grasswil in Seeberg über Herrschaftsrechte verfügte (BE_577–582). Als Schöpfer der Seeberger Glasgemälde betrachtete die Forschung bislang Jakob Wyss aus Bern. Da aber von Wyss kein einziges gesichertes Glasgemälde existiert und man nicht einmal weiss, ob er neben dem Glaser- auch den Glasmalerberuf ausübte, lässt sich die

Abb. 3: Standesscheibe Bern 1577. Abraham Bickhart. Kirche Aarwangen
Foto Vitrocentre Romont



Zuschreibung an ihn nicht rechtfertigen. Die stilistische Nähe der Seeberger Scheiben zu Arbeiten Hans Funks (ca. 1470–1540) lassen vielmehr den Schluss zu, dass sie in der Werkstatt dieses bedeutenden Glasmalers entstanden. Funk, der die Berner Glasmalerei zur Reformationszeit entscheidend prägte und ihr unter dem Einfluss Niklaus Manuels den Weg in die Renaissance ebnete, hat also auch im Oberaargau Spuren hinterlassen. Einen der reichhaltigsten und künstlerisch wertvollsten Bestände frühneuzeitlicher Glasmalereien besitzt im Oberaargau die Kirche Aarwangen. Anlässlich ihrer vollständigen Erneuerung erhielt sie 1577/78 eine Standesscheibe Berns und Wappenscheiben verschiedener dortiger Amtsträger (BE_7–9, 11–14). Die künstlerisch wertvollsten unter den sieben aus der Bauzeit noch vorhandenen Wappenstiftungen sind die beiden von Abraham Bickhart (1535–1577) signierten, als Pendants angefertigten Scheiben Berns (Abb. 3) und dessen Säckelmeisters Niklaus von Graffenried. Ihre klare Formensprache und technisch perfekte Ausführung belegen die grosse Meisterschaft Bickharts, der unter den Stadtberner Glasmalern der Hochrenaissance einer der führenden und meist beschäftigten war. Die im Rahmen des Corpus-Projektes durchgeführten Untersuchungen lassen zudem den Schluss zu, dass zwei weitere für den Kirchenneubau bestimmte Glasmalereien, diejenigen der beiden Berner Ratsherren Anton Gasser und Johann Anton Tillier, 1577 durch einen bislang kaum erforschten Stadtberner Berufskollegen Bickharts gefertigt wurden. Gemeint ist der Glasmaler, Maler und Kartograph Hans Jakob Hübschi (um 1540–nach 1619), von dem mit der Wappenscheibe Niklaus Manuels des Jüngeren von 1582 im Berner Münster² und der von Bern 1607 ins Rathaus Luzern verehrten, heute im dortigen Historischen Museum befindlichen Standesscheibe (HMLU, Inv. 00648)³ bislang lediglich zwei Arbeiten bekannt waren.

Unter den Scheibengaben für die neu erbaute Kirche in Aarwangen findet sich auch die des damals im dortigen Schloss residierenden Berner Landvogts Anton Wyss von 1578. Sie bildet den Auftakt zu einer ganzen Serie von Wappenscheiben, die dessen Amtsnachfolger bis ins 18. Jahrhundert hinein der Kirche verehrten. Diese Serie umfasst heute noch insgesamt elf Vogtscheiben aus der Zeit von 1595 bis 1716 (BE_15–18, 20–26). Anlass für die einzelnen Stiftungen bot im Gegensatz zu derjenigen von Wyss nicht eine jeweilige Kirchenerneuerung.

Abb. 4: Wappenscheibe Hans Huber 1595. Jörg Balduin zugeschrieben. Kirche Aarwangen
Foto Vitrocentre Romont



Abb. 5: Standesscheibe Bern 1621. Hans Ulrich I. Fisch.
Kirche Oberbipp
Foto Vitrocentre Romont



Die für sechs Jahre an Ort residierenden Landvögte machten ihre Wappengaben vielmehr kraft ihres Amtes, das heisst in der Regel entweder bald nach ihrer Einsetzung oder gegen Ende ihrer Amtstätigkeit. Mit ihrer Herstellung betrauten sie Glasmaler, die in ihrer Zeit zu den renommiertesten und produktivsten gehörten, nämlich 1595 und 1598 Jörg Balduin (1563–1617) in Aarburg (Abb. 4), 1621 und 1642 Hans Ulrich I. Fisch (1583–1647) in Aarau, 1630 Abraham Sybold (1592–1646) in Bern, 1648 Hans Heinrich Laubscher (1605–1684) in Biel, 1665 und 1666 Hans Jakob Güder (1631–1691) in Bern, 1704 Johann Jakob Müller (1660–1712) in Zofingen, 1711 Hans Jakob Bucher (tätig ab 1670) im ausserhalb des Berner Territoriums gelegenen luzernischen Sursee sowie 1716 Andreas Fueter (1660–1742) wiederum in Bern. In den Glasbildern Aarwagens entfaltet sich damit ein illustres Spektrum altbernischer Glasmalerei.

Verschiedene der eben angeführten Meister sind ebenfalls in anderen Oberaargauer Gotteshäusern mit Werken vertreten. So schuf Hans Ulrich I. Fisch 1621 eine Bernscheibe für die (später erneuerte) Kirche von Oberbipp (Abb. 5; BE_531) und 1622 eine Wappenscheibe des Bipper Landvogtes Hans Rudolf Lerber für die (später ebenfalls umgebaute) Kirche von Niederbipp (s.u.; BE_517). Von Fischs Sohn Hans Ulrich II. existieren am erstgenannten Ort zudem von den Gemeinden Oberbipp und Attiswil 1659 gleichfalls für den Vorgängerbau der heutigen Kirche in Auftrag gegebene Scheiben (BE_2583/2584). Vom Zofinger Glasmaler Hans Jakob Müller stammende Scheiben finden sich in den Kirchen von Bannwil und Melchnau. In Bannwil handelt es sich um die Standesscheibe Berns und die Wappenscheibe des Aarwanger Landvogts Hieronymus von Erlach (BE_37/38). Beide gelangten 1709 in das damals dort umgebaute, zu jener Zeit eine Filiale von Aarwangen bildende Gotteshaus. In der Werkstatt Müllers entstanden im gleichen Jahr für den Neubau der Kirche Melchnau die vom dortigen Prädikanten Johann Jakob Nüscher sowie von den Städten Zofingen und Burgdorf gestifteten Glasgemälde (BE_451/452, 454). Bei Andreas Fueter schliesslich bestellte Berns Obrigkeit die mehrteilige Scheibenfolge, die 1728/29 in den Neubau der Kirche Herzogenbuchsee kam (BE_291–298, 2355). Fueter zuweisen lassen sich darüber hinaus die drei 1734 für den Kirchenneubau von Bleienbach hergestellten obrigkeitlichen Wappengaben, das heisst die Scheibe Berns

sowie diejenigen des Deutschsäckelmeisters Friedrich von Werdt und des Landvogts von Aarwangen Franz Ludwig Schöni (BE_169–171).

Spezielle Erwähnung verdient schliesslich der am 14. Juli 1710 geborene Aarauer Maler, Glasmaler und Glaser Abraham Leupold. Er wurde von der Forschung bislang völlig übergangen, und dies, obwohl man ihn zu den Hauptvertretern altbernischer Glasmalerei aus der Spätzeit rechnen darf. Leupolds relativ umfangreiches, namentlich im Oberaargau erhaltenes glasmalerisches Œuvre nimmt seinen Ausgangspunkt in der seit 1914 im Bernischen Historischen Museum befindlichen prunkvollen Wappenscheibe, welche der Berner Schultheiss Johann Friedrich Willading 1710 der Kirche in Melchnau verehrte (BE_1640). Laut der am unteren Rand des Glasgemäldes vorhandenen Inschrift und den Amtsrechnungen Aarwagens von 1736 hatte in diesem Jahr Abraham Leupold aus Aarau dasselbe auf Geheiss des Aarwanger Landvogts Franz Ludwig Schöni vollständig zu erneuern. Kennzeichnend für die mehrheitlich in dezenten Grisailletönen gehaltene, punktuell durch Farbakzente belebte Scheibe Willadings sind ihre präzise, technisch perfekte Ausführung sowie ihre ungewöhnliche, monumental und höchst dekorativ ausgestaltete architektonische Rahmung (Abb. 6). Davon ausgehend geben sich mehrere in Stil und Technik nahestehende Glasmalereien als Arbeiten Leupolds zu erkennen. An erster Stelle zu nennen sind die zehn in der Kirche Herzogenbuchsee erhaltenen Wappengaben, welche 1728 Kirchgemeinden und Pfarrherren benachbarter Orte in den dortigen Neubau machten (BE_299–301, 303–306, 2356–2358). Sie fallen insbesondere durch die ebenso fantasievollen wie üppigen, analog zu den Schiffscheiben des 18. Jahrhunderts aus Blatt-, Blumen- und Rocaillemotiven bestehenden Wappenkartuschen auf (Abb. 7). Abraham Leupold zuweisen lassen sich des Weiteren die um 1734 von der Kirchgemeinde Bleienbach in das eigene Gotteshaus gestiftete Wappenscheibe (BE_2366) sowie diejenige der Gemeinde und Kirchgemeinde Madiswil von 1737 in der Kirche Melchnau (BE_455). Ausserhalb des Oberaargaus finden sich Glasgemälde Leupolds im Bernischen Historischen Museum (BE_1655; Scheibe des Thuner Stadtschreibers Johann Rudolf Stähli von 1730), in der Kirche Sumiswald (BE_670; Scheibe des dortigen Landvogts von 1740), im Schlossmuseum Jegenstorf (BE_7152; Scheibe des Sumiswalder Landvogts Albrecht von Mülinen von 1741) und im Schlossmuseum Burgdorf (BE_4924; Scheibe Johannes Mahlers aus Oberburg von 1742).



Abb. 6: Wappenscheibe Johann
Friedrich Willading aus der Kirche
Melchnau 1736. Abraham
Leupold. BHM Bern, Inv. 8092
Foto BHM



Abb. 7: Wappenscheibe
Kirchgemeinde Lotzwil 1728.
Abraham Leupold zugeschrieben.
Kirche Herzogenbuchsee
Foto Vitrocentre Romont

Verschollene Werke

Die im Rahmen des Berner Projekts erstellte und fortlaufend erweiterte Datenbank umfasst ebenfalls die lediglich schriftlich dokumentierten oder von ihren ursprünglichen Standorten über unterschiedliche Wege in Sammlungen übergegangenen Scheiben.⁴ Bei den verschollenen, mehrheitlich nicht mehr existierenden Glasgemälden handelt es sich vor allem um solche des Standes Bern oder von Orten in dessen Landen, die durch Rechnungseinträge dieser Institutionen belegt sind. Aus dem Oberaargau kennt man knapp 170 derartige Werke. Zusammen mit den rund 80 an ihren Bestimmungsorten verbliebenen Glasgemälden stellen diese in Kirchen, Pfrund- oder Pfarrhäuser, Amtssitze, Wirtshäuser und Privatbauten gestifteten Scheiben nur einen kleinen Teil des einstmaligen Gesamtbestandes dar.

Zur Zeit der Renaissance und des Barocks gelangten zweifellos in alle seit der Reformation unter staatlicher Aufsicht stehenden Oberaargauer Kirchen obrigkeitliche Fenster- und Wappenstiftungen. 1521, also noch vor der Reformation, machte Bern eine solche Stiftung in die Propsteikirche der Benediktiner in Wangen.⁵ 1522 kam in die Kirche der Johanniterkomturei Thunstetten eine Bernscheibe, und als dort 1582 im nun reformierten Gotteshaus die Chorfenster erneuert wurden, schmückte der Zofinger Glasmaler Peter Balduin (1558–1602) diese wiederum mit einer (die alte ersetzenden?) Standesscheibe sowie den Wappen des Venners Anton Gasser und des damaligen Aarwanger Landvogts.⁶ Um 1608/09 bekam die Kirche Wynau nach einer grundlegenden Renovation Wappengaben Berns und des Klosters St. Urban.⁷ Als man 1664/65 Roggwil aufgrund seiner Loslösung von Wynau mit einer eigenen Kirche ausstattete, fasste Hans Jakob Güder vom Berner Rat den Auftrag, für diesen Neubau die Standesscheibe und Ehrenwappen einzelner Amtsträger anzufertigen. Gleichzeitig hatte er ins dort geschaffene Pfrundhaus Glasgemälde zu liefern.⁸ In Lotzwil wurde 1682/83 nach Plänen von Abraham I. Dünz ein neuer Predigtsaal erstellt, in dessen Fenstern nicht weniger als 26 Wappenscheiben eingesetzt wurden, darunter jene Berns sowie der Gemeinden Seeberg, Langenthal und Herzogenbuchsee.⁹ Eine neue Kirche erhielt 1705 ebenfalls Huttwil. Zu den damals dorthin verehrten, beim Stadtbrand von 1834 vernichteten Glasgemälden gehörten

ausser der Stiftung Berns die Wappengaben des Berner Säckelmeisters Alexander von Wattenwyl, des Trachselwalder Landvogts Friedrich May, des dortigen Landschreibers Johann Rudolf von Rütte, des Sumiswalder Vogtes Viktor von Erlach, des Eriswiler Pfarrers Johann Gruner und des Mannschaftshauptmanns von Huttwil Andreas Blau.¹⁰ Zudem sollen auch im Vorgängerbau der um 1661 erneuerten Kirche von Madiswil «schöne Glasgemälde» zu sehen gewesen sein.¹¹

Von den Wappenstiftungen in Pfrundhäuser wurden diejenigen Berns nach Roggwil bereits angesprochen. Im Weiteren weiss man, dass Bern 1630 durch den kurz zuvor in seinen Mauern ansässig gewordenen, aus Aarau stammenden Glasmaler Hans Jakob Egli für das erneuerte Pfrundhaus in Thunstetten eine Standesscheibe sowie die Wappenscheiben seines Schultheissen und Säckelmeisters ausführen liess.¹² Einen anderen Aarauer Glasmaler, vermutlich Hans Ulrich I. Fisch, betraute die Stadt Burgdorf 1613/14 mit der Herstellung ihrer Wappengabe für den Neubau des Pfrundhauses in ihrer Vogtei Lotzwil.¹³ 1619 entlohnte sie jedenfalls diesen vielbeschäftigten Aarauer Meister für die Scheibe, die sie damals ins Pfrundhaus von Madiswil schenkte.¹⁴

Noch reicheren heraldischen Fensterschmuck als die Sitze der Prädikanten dürften diejenigen der Berner Landvögte in den Schlössern von Aarwangen und Wangen besessen haben. Aus den Quellen ist darüber leider nur wenig zu erfahren. Die Amtsrechnungen Aarwagens geben zumindest preis, dass 1552/53 vier und 1581/82 nochmals zwei Wappen in Fenster des dortigen Schlosses eingefügt wurden.¹⁵ In Wangen andererseits erhielt der Landvogteisitz 1575/76 anlässlich eines Umbaues vier neue Wappenscheiben.¹⁶ Wie in die Residenzen der Berner Landvögte wurden Wappengaben in solche der Lokalbehörden gemacht. So wurde das Rathaus des Städtchens Huttwil zum Beispiel 1519 von Bern und 1520 von Freiburg mit einer Standesscheibe bedacht.¹⁷ Zudem erbat sich Huttwil 1554 an der Tagsatzung in Baden von den Alten Orten Fenster und Wappen für sein Rathaus.¹⁸ Eine solche Gabe erhielt von Bern gleichfalls Wiedlisbach, als es 1540 sein Rathaus errichtete.¹⁹

In grosser Zahl war Wappenschmuck vormals auch in Wirtshäusern anzutreffen. Darauf weisen die von Bern vielfach getätigten Schenkungen in Gasthöfe von Langenthal (1509, 1542, 1558, 1575, 1602)²⁰, Huttwil (1530, 1537)²¹, Riedtwil (1534)²², Wiedlisbach (1538, 1569)²³, Ursenbach

(1542)²⁴, Lotzwil (1552)²⁵, Madiswil (1558)²⁶, Wangen (1558)²⁷, Herzogenbuchsee (1559)²⁸, Bleienbach (1561)²⁹, Melchnau (1569, 1628/29)³⁰, Niederbipp (1574, 1580/81)³¹ und Attiswil (1580/81, 1616)³². Auch von anderen Orten sind vereinzelt Stiftungen in Oberaargauer Wirtshäuser bezeugt, so von Freiburg in eines nach Huttwil 1535³³ oder von Solothurn in eines nach Aarwangen 1645³⁴.

Wie aus den Säckelmeister- und Amtsrechnungen der Berner Obrigkeit hervorgeht, liess diese hauptsächlich im 16. Jahrhundert zuweilen auch Privatpersonen im Oberaargau beim Neu- oder Umbau ihres Hauses in den Genuss einer Fenster- und Wappenstiftung kommen. Die betreffenden Ausgabeposten beziehen sich auf Scheibenschenkungen in Privatbauten nach Wangen (1522, 1537, 1539, 1583)³⁵, Huttwil (1533, 1537, 1539, 1554/55)³⁶, Madiswil (1534)³⁷, Langenthal (1536, 1570)³⁸, Herzogenbuchsee (1543)³⁹, Lotzwil (1571)⁴⁰ und Aarwangen (1589/90)⁴¹. Ähnlich handhabten es andere Orte. Von der Stadt Zofingen mit Wappen beschenkt wurden beispielsweise Privatpersonen in Huttwil (1542, 1559)⁴², Langenthal (1542)⁴³ und Lotzwil (1637)⁴⁴.

Abgewanderte und wieder heimgekehrte Werke

Von den nachweislich aus Oberaargauer Bauten stammenden, in der Neuzeit in Sammlungen übergegangenen Glasgemälden befinden sich die meisten im Bernischen Historischen Museum. Um 1894 überführte der Kanton Bern dorthin aus der Kirche Aarwangen die Wappenscheiben Wolfgang Mays von 1577 und des dortigen Landvogts Abraham von Werdt von 1633 (BE_151/152; heute in Aarwangen Kopien davon). Zur gleichen Zeit deponierte der Staat in diesem Museum die auf sein Geheiss zuvor einige Jahre im Kunstmuseum Bern eingelagerten Scheiben, welche der St. Galler Abt Franz von Gaisberg um 1515 und die Stadt Huttwil 1587 in die Kirche Bleienbach gestiftet hatten (BE_173/1506). Der Kanton war es ebenfalls, der 1914 dem Bernischen Historischen Museum die vom Abt von St. Urban, Johannes VII. Renzlinger, 1510 in die Kirche Melchnau verehrte Figurescheibe übergab (BE_444). Dabei ist hervorzuheben, dass der St. Urbaner Abt Malachias Glutz die in der Berner Werkstatt Hans Funks entstandene Scheibe Renzlingers 1709 in seine

damals in die Kirche Melchnau gemachte Wappengabe einbauen liess (darin befindet sich heute eine Kopie davon). Mit der Stiftung des St. Urbaner Abtes erhielt das Bernische Historische Museum aus Melchnau 1914 vom Staat zudem die bereits angesprochene Scheibe Friedrich Willadings von 1736.

Das gleiche Museum erwarb 1916 aus Privatbesitz die Bildscheibe, welche die Burger zu Burgdorf Johannes Appenzeller, ein Barbier, und Christoph Zingg, ein Schuhmacher, 1656 in Auftrag gegeben hatten (BE_1598). Bemerkenswert ist das von ihnen für ihre Stiftung gewählte allegorische Mittelbild (Abb. 8). Auf einer Radierung Matthäus Merians des Älteren beruhend, zeigt es den weisen, seine Waage im Gleichgewicht haltenden Mann, der nicht zulässt, dass Habsucht und Ungerechtigkeit von seinem Herzen Besitz ergreifen. Die Scheibe lässt sich der Burgdorfer Glasmalerwerkstatt der Familie Kupferschmid zuweisen, der neben Bendicht Kupferschmid (1633–1673) auch seine Onkel Heinrich (1623–1689) und Samuel (1627–1688) angehörten. Die betreffende Werkstatt hatte das Glasgemälde sicherlich für den gleichen Ort anzufertigen wie die damit verwandte Scheibe, welche Heinrich Stähli aus Burgdorf 1656 bei ihr bestellte und die 2013 aus dem Handel ins dortige Schlossmuseum überging (BE_8215). Stähli brachte darauf die von Herrschergestalten und einem Bettlerpaar begleitete Justitia zur Darstellung (Abb. 9). Wie der weise Mann ist diese imstande, ihre Waage auszutarieren, obwohl die Schale auf Seiten der Mächtigen einen prall gefüllten Geldsäckel enthält, die andere hingegen nur Federn vom Hut des Bettlers. Die hier als Richterin über Arm und Reich auftretende Justitia gibt sich damit bei ihrer Urteilsfindung als unbestechlich zu erkennen. Stähli amtete 1656 für Burgdorf als Vogt zu Lotzwil und als solcher hatte er richterliche Funktionen wahrzunehmen. Damit lag es für ihn nahe, die unparteiische, der Wahrheit verpflichtete Justitia auf seinem Glasgemälde als Leitfigur festzuhalten. Weil sich Stähli in der Stifterinschrift «Vogt allhier zu Lotzwil» nennt, ist davon auszugehen, dass die Kupferschmid-Werkstatt seine Scheibe ebenso wie diejenige Appenzellers und Zinggs in ein dortiges Gebäude zu liefern hatte. In Frage kommen dabei hauptsächlich der 1654 umgebaute, dem Lotzwiler Vogt möglicherweise als Absteigequartier dienende Gutenburghof oder das Bad Gutenberg bei Lotzwil, wo 1656 mit Klaus Zingg ein Verwandter Christoph Zinggs als Bader und Wirt wirkte.



Abb. 8: Bildscheibe Johannes Appenzeller und Christoph Zingg aus dem Gutenburghof oder dem Bad Gutenberg bei Lotzwil 1656. Glasmalerwerkstatt Kupferschmid in Burgdorf zugeschrieben. BHM Bern, Inv. 8890
Foto BHM



Abb. 9: Bildscheibe Heinrich Stähli aus dem Gutenburghof oder dem Bad Gutenberg bei Lotzwil 1656. Glasmalerwerkstatt Kupferschmid in Burgdorf zugeschrieben. Schlossmuseum Burgdorf, Inv. 40.52
Foto Vitrocentre Romont

Abb. 10: Wappenscheibe Samuel Kohler aus der Kirche Niederbipp 1643. Hans Ulrich I. Fisch zugeschrieben. Privatbesitz
Foto Vitrocentre Romont



Seit 1899 ist das Bernische Historische Museum zudem im Besitz von vier vermutlich aus einem Gebäude in Roggwil stammenden Glasgemälden. Es handelt sich um die beiden 1728 entstandenen Scheiben der Metzger Konrad Egger aus Aarwangen und Johannes Grütter (Greuter) aus Roggwil sowie die beiden Stiftungen des Roggwiler Weibels Ulrich Grütter und des Langenthaler Gerichtsangehörigen Johannes Marti aus dem Jahr 1731 (BE_6370/6373/6395/7099).

Zu den abgewanderten Werken zu zählen ist ebenfalls die bereits erwähnte Wappenscheibe des Bipper Landvogtes Hans Rudolf Lerber von 1622 in der Kirche Niederbipp. Laut der 1890 von Egbert Friedrich und Wolfgang Friedrich von Mülinen veröffentlichten Publikation «Beiträge zur Heimathkunde des Kantons Bern deutschen Theils» war diese Scheibe zusammen mit anderen Glasgemälden, darunter denjenigen vier anderer Landvögte Bippis aus den Jahren 1630, 1636, 1643 und 1647, damals dort noch vorhanden. Unter ungeklärten Umständen verschwanden jedoch alle diese Glasgemälde bald danach aus dem Gotteshaus, finden sie sich doch im 1899 erschienenen Buch Franz Thormanns und Wolfgang Friedrich von Mülinens über die Glasgemälde der bernischen Kirchen nicht mehr angeführt. 2015 tauchte Lerbers Scheibe von 1622 im Kunsthandel aber wieder auf, und in der Folge konnte sie von der Burgergemeinde Niederbipp erworben und der Kirchgemeinde geschenkweise übergeben werden. Zu den weiteren in der Publikation von 1890 in der Kirche Niederbipp erwähnten Wappenscheiben gehörten auch diejenigen des Bipper Vogtes Samuel Kohler von 1643 und seines Amtskollegen Burkhard Fischer von 1647. Davon befindet sich die erstere heute in Privatbesitz (Abb. 10) und die letztere vielleicht im Schloss Jegenstorf (BE_521). Das wie die Scheiben Lerbers und Kohlers vom Aarauer Glasmaler Hans Ulrich I. Fisch geschaffene Glasgemälde des Vogtes Fischer im Jegenstorfer Schlossmuseum ist zwar nicht 1647, sondern 1642 datiert. Es ist aber ohne weiteres denkbar, dass Egbert Friedrich und Wolfgang Friedrich von Mülinen auf der betreffenden Scheibe die letzte Ziffer der Jahreszahl irrthümlicherweise als «7» statt als «2» lasen.

Aus Niederbipp muss gleichfalls die in Privatbesitz erhaltene Bildscheibe von Hans Jakob Schmid stammen, die dieser laut der Stifterinschrift als «Diener des Wort Gottes zu Niederbipp», also als dortiger Prädikant, 1669 bei Hans Ulrich II. Fisch in Auftrag gab (Abb. 11). Obwohl das Jakobs

Abb. 11: Bildscheibe Hans Jakob Schmid aus der Kirche Niederbipp 1669. Hans Ulrich II. Fisch zugeschrieben. Privatbesitz
Foto Vitrocentre Romont



Engelskampf darstellende Glasgemälde (BE_1352) in der Publikation von 1890 unter den Werken in Niederbipp nicht verzeichnet ist, darf man davon ausgehen, dass es Schmid 1669 seiner damals erneuerten Kirche verehrte, so wie es auch Prädikanten anderer Orte beim Neu- oder Umbau ihrer Kirche zu tun pflegten. Beispiele dafür bieten im Oberaargau Johann Jakob Nüschikers Scheibe von 1709 in Melchnau (s.o.) sowie in andern Berner Regionen diejenigen von Heinrich Ruff in Lauperswil (BE_381–384), Johannes Haller und Cornelius Henzi in Muri bei Bern (BE_480/488), Daniel Müller in Twann (BE_5555), Josua Hopf in Kirchenthurnen (BE_3031), David Hug in Seedorf (BE_592), Georg Langhans in Gurzelen (BE_237) oder Samuel Seelmatter in Oberburg (BE_8516). Schmid's Glasgemälde wird in Bälde nach Niederbipp zurückkehren und sich dort zum bereits heimgekehrten des Landvogts Lerber gesellen. Es bleibt zu hoffen, dass es möglich sein wird, diesen beiden dank der Corpus-Datenbank wieder zum Vorschein gekommenen Niederbipper Werken einen ehrenvollen Platz in der Kirche zu verschaffen.

Die Onlinestellung der Datenbank Vitrosearch ist auf Ende 2017 vorgesehen.

Anmerkungen

¹ In Klammern findet sich jeweils die Referenz-Nummer, unter der die Scheibe in der Datenbank Vitrosearch aufgenommen ist. Weil sich darin zu den behandelten Werken ausführliche Informationen und Literaturhinweise finden, wird hier darauf verzichtet, Angaben dieser Art in Fussnoten beizufügen. ² Brigitte Kurmann-Schwarz, Die Glasmalereien des 15. bis 18. Jahrhunderts im Berner Münster (CVMA Schweiz IV), Bern 1998, S. 483–486, Abb. 307, 308. ³ Joseph Melchior Galliker, Die Wappenscheiben im Rathaus Luzern und im Historischen Museum Luzern sowie in der Wallfahrtskirche Hergiswald ob Kriens (Schweizer Wappen und Fahnen, Heft 12), Zug 2009, S. 12–14, 17, Farbabb. ⁴ In Vitrosearch online abrufbar sind nur die heute im Kanton Bern noch vorhandenen Glasmalereien. ⁵ Karl H. Flatt, Pfarrkirche und Kirchendienst in Wangen zur Zeit der gnädigen Herren, in: Jahrbuch des Oberaargaus 25/1982, S. 104, 114. ⁶ Paul Kasser, Geschichte des Amtes und des Schlosses Aarwangen, in: Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern, Bd. XIX, 1909, S. 127f., 382. ⁷ Wie Anm. 6, S. 131. – Theodor von Liebenau, Notizen über Glasmaler und Glasgemälde, in: Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde, Jg. XXIX, Nr. 2, 1896, S. 67. ⁸ Wie Anm. 6, S. 132. ⁹ Karl Stettler u.a., Die Kirchgemeinde Lotzwil. Bilder aus ihrer Geschichte, Lotzwil

1983, S. 211, 215. ¹⁰ Franz Thormann/Wolfgang Friedrich von Mülinen, Die Glasgemälde der bernischen Kirchen, Bern o.J. [1896], S. 49, 68. ¹¹ Wie Anm. 6, S. 133. ¹² Wie Anm. 6, S. 128, 383. ¹³ Wie Anm. 9, S. 55f., 60. ¹⁴ Emil Würigler, Kunst, Handwerk und Volkskunst, in: Heimatbuch des Amtes Burgdorf, Burgdorf 1930, Bd. 1, S. 482. ¹⁵ Wie Anm. 6, S. 381f. ¹⁶ Auszüge aus den bernischen Amtsrechnungen im Staatsarchiv Bern, angelegt von Dr. Marti-Wehren (Kopien im Vitrocentre Romont). ¹⁷ Gottlieb Trächsel, Kunstgeschichtliche Mittheilungen aus den bernischen Staatsrechnungen 1505 bis 1540, in: Berner Taschenbuch, Bd. 27, Bern 1877, S. 187. – Bernhard Anderes, Die spätgotische Glasmalerei in Freiburg i.Ü., Freiburg 1963, S. 215, Nr. 285. ¹⁸ Karl Deschwanden (Bearb.), Die Eidgenössischen Abschiede aus dem Zeitraume von 1549 bis 1555, Bd. 4, Abt. 1.e. (Amtliche Sammlung der älteren Eidgenössischen Abschiede), Luzern 1886, S. 1059. ¹⁹ Berchtold Haller, Bern in seinen Rathsmannalen 1465–1565, 1. Teil, Bern 1900, S. 135. ²⁰ Trächsel (wie Anm. 17), S. 192. – Haller (wie Anm. 19), S. 136, 146f. – Josef Carl Benziger, Verzeichnis der Fensterschenkungen, welche in den Deutsch Säckelmeister-Rechnungen der Stadt Bern in den Jahren 1550–1600 vorkommen, in: Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde NF 5, 1903/04, S. 197. – Jakob Keller-Ris, Die Fenster- und Wappenschenkungen des Staates Bern von 1540 bis 1797, in: Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde NF 17, 1915, S. 166. ²¹ Haller (wie Anm. 19), S. 125, 132. ²² Haller (wie Anm. 19), S. 130. ²³ Haller (wie Anm. 19), S. 134. – Benziger (wie Anm. 20), S. 194. ²⁴ Haller (wie Anm. 19), S. 136. ²⁵ Haller (wie Anm. 19), S. 142. ²⁶ Haller (wie Anm. 19), S. 146. ²⁷ Haller (wie Anm. 19), S. 146. ²⁸ Haller (wie Anm. 19), S. 148. ²⁹ Benziger (wie Anm. 20), S. 192. ³⁰ Benziger (wie Anm. 20), S. 194. – Kasser (wie Anm. 6), S. 383. ³¹ Benziger (wie Anm. 20), S. 197. – Bernhard Käzlig-Rastorfer, Oberbipp und seine Geschichte. Eine Gemeindechronik, Oberbipp 2007, S. 157. ³² Käzlig-Rastorfer (wie Anm. 31), S. 157. – Keller-Ris (wie Anm. 20), S. 167. ³³ Anderes (wie Anm. 17), S. 221, Nr. 415. ³⁴ Hugo Dietschi, Statistik solothurnischer Glasgemälde. II. Teil, in: Jahrbuch für solothurnische Geschichte 14, 1941, S. 15. ³⁵ Trächsel (wie Anm. 17), S. 190, 193, 195. – Benziger (wie Anm. 20), S. 199f. ³⁶ Haller (wie Anm. 19), S. 128, 144. – Trächsel (wie Anm. 17), S. 190f. ³⁷ Trächsel (wie Anm. 17), S. 194. ³⁸ Trächsel (wie Anm. 17), S. 195. – Benziger (wie Anm. 20), S. 195. ³⁹ Haller (wie Anm. 19), S. 137. ⁴⁰ Benziger (wie Anm. 20), S. 196. ⁴¹ Marti-Wehren (wie Anm. 16). ⁴² Hans Lehmann, Glasmaler und Glasgemälde des alten Zofingen im Rahmen der Stadtgeschichte, Zofingen o.J. [1945], S. 14. – Hans Lehmann, Die Fenster- und Wappenschenkungen der Stadt Zofingen, in: Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde, Jg. XXX, Nr. 2, 1897, S. 134. ⁴³ Lehmann 1945 (wie Anm. 42), S. 14. ⁴⁴ Lehmann 1945 (wie Anm. 42), S. 102.

Reformation und Poesie

Im Andenken an Gerhard Meier

Simon Kuert

Dieser Aufsatz ist ungewöhnlich. Er versucht zwei bedeutende Ereignisse aus dem Jahr 2017 zu verbinden: Die Erinnerung an die Reformation vor 500 Jahren und jene an das Leben von Gerhard Meier, den bekannten Schriftsteller aus dem Oberaargau. Er wurde vor 100 Jahren geboren.

Zunächst einige Gedanken zur Reformation, die 1517 mit der Veröffentlichung der Ablassthesen von Martin Luther begann, und an die in diesem Jahr unzählige Veranstaltungen, Ausstellungen, Bücher, wissenschaftliche Aufsätze und Zeitungsartikel erinnern.



Martin Luther gibt es im Jubiläumsjahr sogar als Playmobil-Figur
Foto Simon Kuert

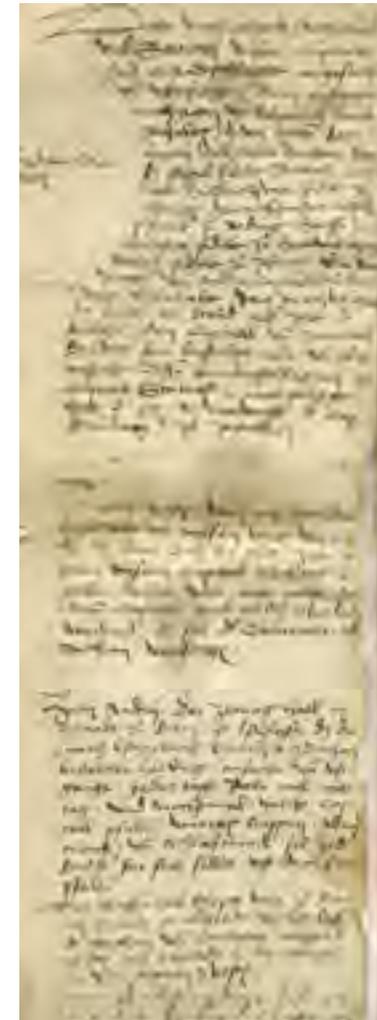
500 Jahre Reformation

Der Wittenberger Professor Martin Luther, Mönch des Augustinerordens, veröffentlichte 1517 seine 95 Thesen zur kirchlichen Ablasspraxis. Es ist umstritten, ob er sie an die Türe der Schlosskirche von Wittenberg anschlug, oder ob er sie einfach unter Universitätstheologen diskutieren wollte. Unumstritten ist, dass Luther mit der Kritik der damals gängigen Ablasspraxis die Kirche in ihren Fundamenten erschütterte. Mit dem Kauf von Ablassbriefen und durch andere fromme Werke versuchten die Gläubigen, ihr Seelenheil zu sichern. Über dieses verfügte die Kirche. Sie wählte sich im Besitz des Gnadenschatzes, den Jesus und die Heiligen mit ihren ausserordentlichen Leistungen erworben hatten. Der Papst in Rom und die Bischöfe nördlich der Alpen hatten im frühen 16. Jahrhundert einen enormen Geldbedarf. Sie hatten bei aufkommenden Banken (Fugger!) Geld aufgenommen und waren auf besondere Einkünfte angewiesen. Der Verkauf von Ablass wurde für die hohen Kleriker zu einem einträglichen Geschäft. Martin Luther stellte nach dem Studium der Bibel fest, dass nicht

fromme Werke und Ablasskauf, sondern allein der Glaube an Jesus Christus und an seine in der Bibel niedergelegte Botschaft selig machen.

Diese Erkenntnis begründete des Wittenbergers Thesen, und 1520 zog er in verschiedenen Abhandlungen die Konsequenzen für das kirchliche und gesellschaftliche Leben.¹ Der Thesenanschlag und diese ersten Schriften lösten zunächst in Deutschland, bald in ganz Europa die Reformbewegung aus, an die 2017 erinnert wird. Allerdings ist diese Erinnerung zu stark auf Luther und seine Wirkungsgeschichte ausgerichtet. Auch bei uns entwickelten Reformatoren wie Zwingli (Zürich), Oekolampad (Basel), Megander (Bern und Lausanne) und Calvin (Genf) in ihren Städten und Landschaften unabhängig von Wittenberg eine neue Glaubens- und Lebenskultur. Die politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse in den eidgenössischen Stadtstaaten waren anders als in den Fürstenstaaten Deutschlands. Allerdings stand die Rückbesinnung auf die Bibel und das Beurteilen der kirchlichen und gesellschaftlichen Zustände am Massstab der biblischen Gebote auch in den reformierten eidgenössischen Ständen im Zentrum. So betonten Zwingli und seine Mitstreiter in Bern anlässlich der grossen Berner Glaubensdisputation von 1528 in ihren Thesen, die Kirche sei allein aus «Gottes Wort geboren» und ihr «Haupt» sei allein Christus. Auf die Stimme des Papstes und der Bischöfe höre sie nicht mehr. Diese Konzentration auf das Wort Gottes der Bibel war verbunden mit der Übersetzung der biblischen Bücher aus den Ursprachen, und der Auslegung ihrer Texte durch Prediger, die an neu entstehenden Hochschulen ausgebildet wurden. Durch die Reformation wurden Priester, die noch in der Sakramentskirche gewirkt hatten, plötzlich reformierte Pfarrer. In Bern wurden viele erst nach 1528 erstmals richtig mit der Bibel vertraut gemacht. Die Geistlichen mussten sich zudem mit den neuen Bräuchen auseinandersetzen. Die Messe war durch die Predigt ersetzt worden, die Sakramente wurden in Katechesen transformiert. Allein die in der Bibel begründete Taufe und das Abendmahl behielten die Reformkirchen als Sakramente bei. Noch ist wenig erforscht, wie dieser Transformationsprozess in den zum Teil neu gebildeten reformierten Kirchgemeinden verlief. Noch ruhen Dokumente, die das erhellen könnten, in den Archiven. Das Reformationsjahr gibt Anlass, an solche Quellen zu erinnern. So fand ich jüngst im Archiv des Pfarrkapitels Langenthal handschriftliche Notizen aus den Jahren 1530/31. Es handelt sich

Artikel und Statuten des Pfarrkapitels Thunstetten, 1530/31.
Quelle: Kapitelsarchiv
Reproduktion Simon Kuert



um eine erste Ordnung des damaligen Pfarrkapitels Thunstetten. Nachdem sich anlässlich der Berner Disputation die «Wahrheit» durchgesetzt hatte, mussten die Pfarrer im Auftrag des Berner Magistrats in ihren Gemeinden die Thesen der Berner Reformation umsetzen. Die erwähnte Ordnung zeigt, wie das geschah. Die Quelle bringt deutlicher als bisher bekannt zum Ausdruck, wie die Reformation durch Prediger zu einer Bildungsbewegung wurde. Die Kapitelsbrüder lasen gemeinsam die Bibel, bildeten sich weiter und wurden kontrolliert, ob ihre Predigten mit den Berner Thesen konform waren. So hatten die neuen Ausleger und Interpreten der Schrift einen wesentlichen Einfluss auf die Bildung der neuen Glaubens- und Lebenskultur in unseren Oberaargauer Dörfern.²

Neben der Quellenforschung, die neue historische Einsichten zulässt, gibt das Reformationsjubiläum auch die Möglichkeit zu fragen, was denn Reformation heute bedeuten könnte. Damals, als die Prediger die Schrift neu interpretierten, war das Leben der Menschen auf die Ewigkeit ausgerichtet. Der Tod war allgegenwärtig. Nur die Hälfte der geborenen Kinder überlebten, und die Pest raffte halbe Dörfer dahin. So war die Frage nach einem Leben nach dem Tod zentral. Dabei war allgemeines Glaubensgut, dass dieses neue Leben kommt, und dass an dessen Schwelle Gott über das Verhalten der Menschen im gelebten Leben richtet. Es ist deshalb verständlich, dass die Menschen mit dem Kauf von Ablass Mittel und Wege suchten, um Höllenstrafen zu entgehen.

Demgegenüber hat sich das Lebensgefühl heute grundlegend verändert. Im christlich geprägten Europa leben die Menschen materiell so gut wie noch nie. Die Lebenserwartung ist höher als je zuvor, und der Wohlstand und die soziale Sicherung sind auf Viele verteilt. Nun gehört aber zum Leben mehr als materielle Sicherheit. Glück und Sinn findet man nicht im Geld. Das liegt anderswo. Heute ist die Frage nicht mehr: Wie sichere ich das Seelenheil im Jenseits? Vielmehr, wie kann ich schon hier, mitten in der Zeit, Sinn und Glück erfahren?

Genau diese Frage beschäftigte Zeit seines Lebens auch Gerhard Meier, den Oberaargauer Dichter, der 2017 seinen 100. Geburtstag feiern könnte. Ihm war in diesem Sommer im Räberstöckli in Niederbipp eine eindrucksvolle Ausstellung gewidmet. Sie erinnerte an das Werk des bescheidenen Dichters, der mit seiner Poesie Grosses wirkte und wirkt.³

Dorli und Gerhard Meier
© Schweizerisches Literaturarchiv



100 Jahre Gerhard Meier

Die Reformatoren lasen die Bibel. Auch Gerhard Meier las sie. Mit den Augen des Schriftstellers. Dabei machte er die Entdeckung, dass sie in vielen Teilen ein poetisches Buch ist. Sie gab ihm Anstoss zu seiner eigenen Poesie. Wer sich die Mühe nimmt, Meiers Sprachbilder wirken zu lassen, wird entdecken, dass der Niederbipper erfasst hat, was das Wort der Bibel meint: «*Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von jedem Wort, das aus dem Munde Gottes kommt.*»⁴ Auch Meiers Poesie quillt aus dem «Munde Gottes». Sie verweist darauf, dass das Leben eingebettet ist in einen Raum, der grösser ist als derjenige, den wir mit unseren Sinnen ertasten können.

Amrainer Gespräche

Werner Morlang, ein Freund von Gerhard Meier, veröffentlichte das Buch: «Das dunkle Fest des Lebens». Im Untertitel steht: «Amrainer Gespräche».⁵

Das Buch berichtet von Gesprächen, die Morlang mit Gerhard Meier in «Amrain», am Fuss des Juras führte. Genau: Im Haus von Gerhard Meier in Niederbipp. Das Buch mit den zehn Gesprächen ist vor zehn Jahren zum 90. Geburtstag des Oberaargauer Dichters neu erschienen. Werner

Prediger 1, 3-11

3. Was hat der Mensch für Gewinn von aller seiner Mühe, die er hat unter der Sonne?

4. Ein Geschlecht vergeht, das andere kommt; die Erde aber bleibt ewiglich.

5. Die Sonne geht auf und geht unter und läuft an ihren Ort, dass sie wieder daselbst aufgehe.

6. Der Wind geht gen Mittag und kommt herum zur Mitternacht und wieder herum an den Ort, da er anfang.

7. Alle Wasser laufen ins Meer, doch wird das Meer nicht voller; an den Ort, da sie her fliessen, fliessen sie wieder hin.

8. Es sind alle Dinge so voll Mühe, dass es niemand ausreden kann. Das Auge sieht sich nimmer satt, und das Ohr hört sich nimmer satt.

9. Was ist's, das geschehen ist? Eben das hernach geschehen wird. Was ist's, das man getan hat?

Eben das man hernach tun wird; und geschieht nichts Neues unter der Sonne.

10. Geschieht auch etwas, davon man sagen möchte: Siehe, das ist neu? Es ist zuvor auch geschehen in den langen Zeiten, die vor uns gewesen sind.

11. Man gedenkt nicht derer, die zuvor gewesen sind; also auch derer, so hernach kommen, wird man nicht gedenken bei denen, die darnach sein werden.

14. Ich sah an alles Tun, das unter der Sonne geschieht; und siehe, es war alles eitel und Haschen nach dem Wind.

Morlang entlockt dem Dichter mit seinen feinfühligem Fragen Antworten über sein Leben, sein Denken, seine Beobachtungen und Empfindungen, auch über seinen Glauben. Die schlichten, feinen, wahrhaftigen und ehrlichen Antworten beeindrucken. Sie sind ein nötiger Kontrast zu der lauten, von «Glanz und Gloria» bestimmten Welt. Ein Segen für alle, die wissen, dass Leben nicht Brot allein ist.

«Das dunkle Fest des Lebens»

Eine besondere Erinnerung gab dem Buch den Namen: Gerhard Meier ist neben einer grossen Matte aufgewachsen. Über Jahrzehnte blieb sie Grasland und wurde nie beackert, bloss vom örtlichen Viehhändler und Schlächtereibesitzer bejaucht. Auf der Matte wuchsen Blumen, unbedeutende, sie wuchsen im Frühling, blühten im Sommer, verblühten im Herbst. So erlebte Meier die Matte und später erlebte er, wie die Matte einem Dorfverein dazu diente, ein Festzelt aufzustellen. Er erlebte ein Fest, das sich bis tief in die Nacht hineinzog und darüber stand der Vollmond. Und in der Zeit des Festes hatte sich der Besitzer der Matte das Leben genommen. Dieses Bild, meint Meier, *«wurde mir zum Bild des Lebens als ein dunkles Fest»*.

Die Matte vor der Kirche
Foto Simon Kuert



Der Prediger Salomo und Gerhard Meier

Bei einem Fest haschen Menschen nach Glück. Aber im Grunde ist es ein Haschen nach Wind. Es ist ein Bild für die Lebenshaltung, die Gerhard Meier in der Bibel beim Prediger Salomo fand. Er nennt diesen biblischen Schriftsteller *«den vielleicht gescheitesten Menschen, den es je gegeben hat»*. Des Predigers Menschenbild ist auch dasjenige Meiers: Das Bild des hinfälligen Menschen, der eingebettet ist in das ewige Kommen und Gehen und dessen Tun in der Zeit angesichts der Ewigkeit letztlich unbedeutend und vergeblich ist!

Meiers Lyrik ist tatsächlich derjenigen des biblischen Autors verwandt. Doch er gibt in der Auslegung dem Predigertext eine neue Bedeutung. Er nimmt zwar die Vergänglichkeit des Lebens hin. Doch er schildert, wie das Erleben eines Unterbruchs in der Vergänglichkeit des Lebens einen nachhaltigen Einfluss haben kann. Ein Fest zum Beispiel. Ein Fest, das sind erfüllte Augenblicke inmitten des Vergehens. Eindrücklich kommt das in einem frühen Gedicht Meiers zum Ausdruck. Es heisst: *«Ich sah»*.

*Ich sah
Wie die Häuser
Die Farbe
Verloren*

*Wie sommers
Die Ströme ihr Wasser
Verloren*

*Und sah
Wie der Himmel
Die Farbe behielt*

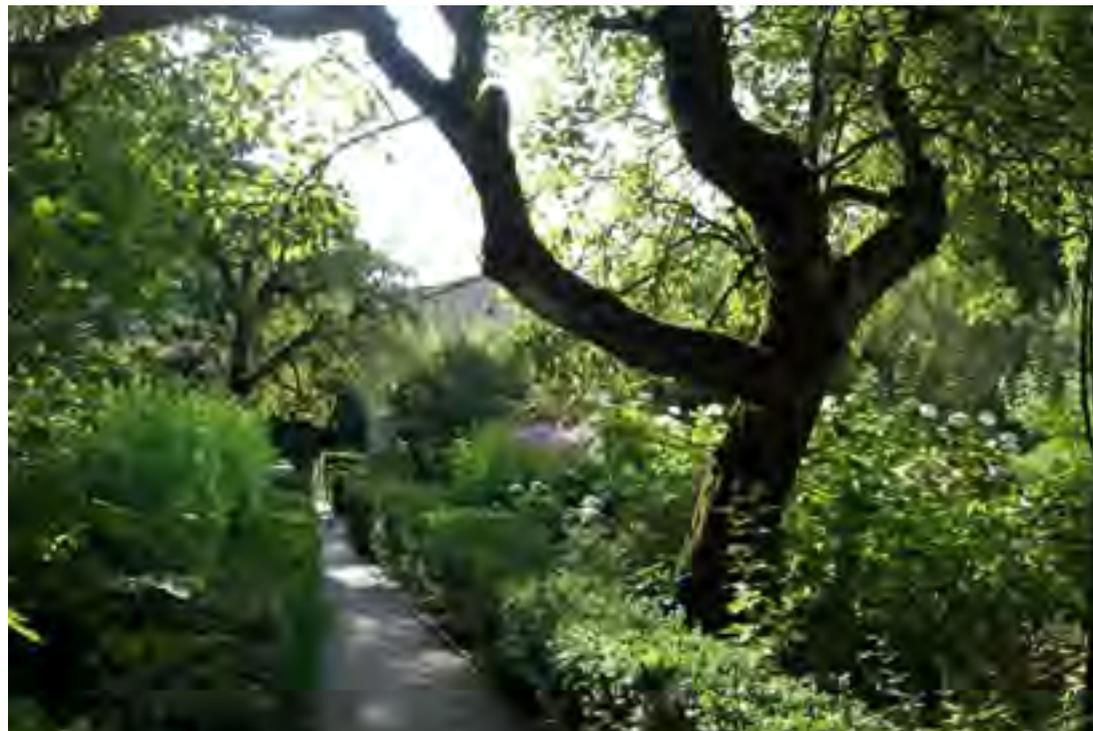
*Und wie
Man gläserne
Marmeln
Verspielt*

*Und sah
Wie man stirbt
Und wie man geboren*

Kinder verspielen gläserne Marmeln. Für sie ein Fest. Mir kommt das Marmelspiel in den Sinn, das mir einmal ein Götti bastelte. Es war ein Turm mit verschiedenen Bahnen. Als Kind sass ich selbstvergessen vor dem Turm und liess Marmeln rollen. Erfüllte Zeit. Glück im Wandel der Zeit. Man kann auch sagen: In dem Erleben der erfüllten Zeit trafen sich Göttliches und Menschliches inmitten des Alltags. Dieses Zusammentreffen ereignet sich tatsächlich in alltäglichen Dingen. Meier erläutert es in einem weiteren Gesprächsabschnitt mit dem Bild des Gartens:

«Ich bin von Parks begeistert, von Gärten jeder Art, von klassischen bis zu Bauerngärten, wo die Gestaltung offensichtlich ist, aber die Natur mit drin. Das finde ich wunderbar, wenn sich Gott und Mensch zusammentun und zusammen etwas machen, das Produkt kann möglicherweise grandios sein. So habe ich immer wieder Heimweh nach dem Garten, nach dem Park von Schönbrunn oder dem Park von Versailles. Darum haben wir ein Leben lang statt Kohl Rosen gepflanzt und haben trotzdem überlebt.»

Park Palazzo Salis in Soglio
Foto aus garten.ch



Umschlag der ersten Auflage
der Amrainer Gespräche:
«Das dunkle Fest des Lebens»,
1995



Eine Parklandschaft ist gestaltete Schöpfung. 2007 erweiterte Friedrich Kappeler seinen Film über Gerhard Meier. Er nannte die bewegende Dokumentation «Das Wolkenschattenboot». Der Film beginnt in einer Parklandschaft. Im Park des Palazzo Salis in Soglio. Gerhard Meier nennt ihn einen Garten voller Poesie und sieht den Garten als Gleichnis, wenn er meint: *«Wir kommen aus Gärten, gehen zurück in Gärten und zwischendurch pflegen wir die Gärten!»*. In diesem Garten vor dem Palazzo Salis liest der Porträtierte aus seinem letzten Buch, dem langen Abschiedsbrief an seine Frau: *«Ob die Granatbäume blühen!»*. Das Motto des Buches heisst entsprechend: *«Die du in den Gärten wohnst, lass mich deine Stimme hören.»* Auch das Worte aus der Bibel.⁶ Dieser schöne Gedanke stammt aus dem Hohelied Salomos!

Im Sommer: Wind und Schmetterling

Zu Meiers Gärten gehört ein anderes, tiefes Gleichnis, auf das der Dichter immer wieder zu sprechen kommt. Gerade in diesem heissen Sommer des Jubiläumjahren liess sich oft erleben, was Meier zur Sommerstimmung schrieb: *«Im Sommer, sage ich mir, so muss es sein im Paradies! Nur dass dort die Heckenrosen immer blühen...»*. Und unvergleichlich tief beschreibt er die Gleichnishaftigkeit des Sommerwindes:

«Wenn ich morgens oder mittags die Wohnung lüfte und wenn dann merklich der Wind geht, ist das für mich immer wieder eine aufregende Begegnung. Ich werde froh, auf eine unbegreifliche Art, wenn ich den Wind rieche und wenn ich ihn spüre im Gesicht, in den Haaren, den seitlichen. Das alte Gespür trifft vermutlich schon zu, dass Wind Odem und Odem Leben, aber auch Geist ist, und als Lebewesen sind wir ja alle auf diesen Wind, auf diesen Odem angewiesen. Der Wind birgt nicht nur jene Zärtlichkeiten der Berührung in sich, er bringt uns auch noch die Gerüche, die Düfte der Welt daher, die Düfte der Blumen, die Düfte der Frauen, wenn man so will, und die Gerüche des Dungs...»

Gerhard Meier sitzt in seinem Garten. Der Sommerwind bewegt seine Haare. Er atmet tief den Lavendelduft ein und sieht, wie über dem Lavendel die Sommervögel tanzen. Der Dichter liebte die Schmetterlinge. Entsprechend gab er ihnen in vielen seiner Texte eine besondere Bedeutung:



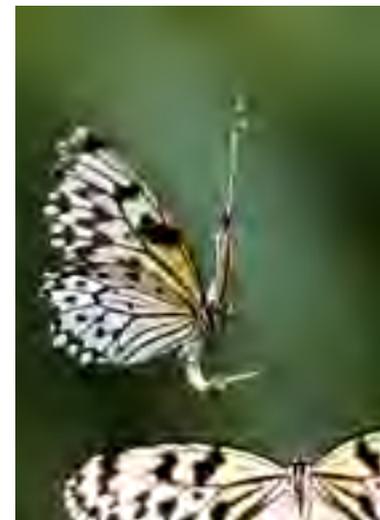
Sommerwind bewegt
Foto Simon Kuert

Ist es wegen ihrer Schönheit? Wegen ihrer Fragilität? Wegen ihrer Hinfälligkeit? Es ist ein wunderbares Erlebnis, einen Schmetterling zu beobachten, wie er vom Sommerwind getragen über einer Lilie zu einem Zickzackflug ansetzt.

«Es ist eine unglaubliche Symbolfigur» meint Meier, «aber was mich vor allem an ihm reizte, war, dass ich durch sein Auftreten quasi der Stille habhaft werden konnte ... Auch ihr Liebesspiel ist wunderbar, besonders das Liebesspiel der Kohlweisslinge, wenn sie bis hoch in den Himmel hinauf ihre Balztänze aufführen.»

Der Schmetterling spiegelt wie kein anderes Lebewesen die Hinfälligkeit allen Seins und dessen Wiederkehr, Sterben und Auferstehen, erfüllte Zeit, mitten in diesem Geschehen. Er spiegelt das dunkle Fest des Lebens. Gerhard Meier beschreibt dieses Fest noch einmal mit einer Begebenheit aus dem Leben eines Schmetterlings: Einmal sah er auf dem Rasen etwas liegen. Er hielt es für ein Stück Flugasche. Er sah wie ein Schmetterling herbeikam und es beschnüffelte. Beim genauen Hinschauen erkannte er einen toten Schmetterling am Boden. Sein lebender Partner kam immer wieder zu ihm zurück, um zu schauen, ob er noch mitfliegen und mittanzen möchte. Es gibt kein schöneres Bild, um die Begegnung des Lebens mit dem Tod zu beschreiben.

Es ist das Wunderbare an der Dichtung Gerhard Meiers, dass er das Geschehen des Alltags feinfühlig wahrnimmt und ihm eine Sprache gibt. Die Sprachbilder übersteigen das alltägliche Geschehen und führen es in einen göttlichen Raum. So wird Meiers Poesie zu religiöser Poesie. Es ist das Religiöse, welches auch in der Dichtung des Predigers liegt. Das Feine und Zarte, aber auch das Zerbrechliche und Hinfällige des Lebens. So ist ja auch der Schmetterling. Es hat seine Bedeutung, wenn Gerhard Meier am Schluss seines letzten Buches⁷ im Brief an seine verstorbene Frau Dorli mit dem Bild von Schmetterlingen andeutet, was sein könnte, wenn wir hinausgehen, aus dem Strom der Zeit, und einfließen in den Strom des ewigen Lebens.



Balztanz der Schmetterlinge
Foto The Collection
Swiss Foto Award

«Dorli, wenn wir wieder zusammen sind und die Wildkirschen blühen ... gleiten du und ich in deinem Schattenboot, von Walden her über die Waldenalp hin, Richtung Lehnfluh, eskortiert von Kohlweisslingen, Distelfaltern, Abendpfaueaugen und einem Admiral.»

Gerhard Meier hatte Freude, wenn er gelesen und verstanden wurde. Er wird sich freuen, wenn Leser sich mit seinen Gedanken trösten und erbauen. Wenn sie vertrauen, dass sich dereinst auch ihr Leben wandelt und es in Wolkschattenbooten still dem Westen zu gleitet, eskortiert von leuchtenden, farbigen, zarten und spielerisch tanzenden Sommervögeln.

Zurück zur Reformation

Die Reformation hat ihre Wurzel in einer Neuinterpretation der Bibel. Die Prediger wurden in Bern nach der Disputation von 1528 verpflichtet, mehrmals wöchentlich der Gemeinde die Schrift auszulegen. In Zürich und Bern, später auch in Lausanne, entstanden Hohe Schulen, wo Professoren die Gemeindepfarrer lehrten, die griechischen und hebräischen Texte zu verstehen, und wie sie ihnen im Leben der Menschen eine Bedeutung geben können. Noch wurde dabei in allen Worten der Bibel Gottes Wort gesehen. Auch in denjenigen, die für unser Empfinden Skandalöses und Diskriminierendes enthalten. Noch wurden die Texte nicht auf ihren besonderen «Sitz im Leben» befragt. Allerdings gab es auch schon im 16. Jahrhundert Reformatoren, die die Schrift selektiv lasen und aus ihr solches wegliessen, das ihrem Humanitätsempfinden widersprach. So legte zum Beispiel schon Sebastian Castellio⁸ ein besonderes Gewicht auf die poetischen Texte der Bibel. Auf Texte, die später auch Gerhard Meier aufgriff und sie in das Leben seiner Mitmenschen auslegte, wie den Prediger des Alten Testaments, wie das Hohelied Salomos und das Hohelied der Liebe im Brief des Paulus an die Korinther oder wie die Gleichnisse der Evangelien. Solche Texte berühren und dringen in die Tiefe des Menschseins. Gerhard Meier spürte es.



Er griff diese Texte in seinem Werk immer wieder auf und verwies so die umgetriebenen, nach Sinn und Glück suchenden Menschen auf die Bibel. Er spürte, welche Texte trösten und aufrichten und inmitten der Vergänglichkeit auf ein erfülltes Leben hinweisen. So ist für mich Gerhard Meier in den letzten Jahren meines Pfarrerseins auf seine Weise zu einem «neuen» Reformator geworden, zu einer Leitfigur im homiletischen Bemühen (Homiletik = Schriftauslegung). Das gemeinsam mit «alten» Reformatoren wie Megander, Castellio, Zwingli und ein wenig auch Luther. Deshalb wagte ich hier die Verbindung der beiden Stichworte, welche auch bei uns im Oberaargau historisch und literarisch das Jahr 2017 prägen: Reformation und Poesie.

Anmerkungen

¹ Es waren Luthers Reformschriften, die im frühen 16. Jahrhundert die höchsten Auflagen erzielten und zu Tausenden in Europa verbreitet wurden: Von den guten Werken, 1520; An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung, 1520; Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche, 1520; Traktat von der christlichen Freiheit, 1520. ² «Reformation im Oberaargau. Eine Reformation der Prediger». Vortrag des Verfassers vor der Historischen Gesellschaft am 14. Juni 2017. ³ 100 Jahre Gerhard Meier – der Weltenbürger aus Amrain. Gedenkausstellung im Räberstöckli Niederbipp vom 27.5.-25.6.2017. ⁴ Matthäus 4,4. ⁵ Erste Ausgabe: 1995, Verlag Bruckner und Thünker. Zweite Ausgabe: Suhrkamp-Verlag, 2001 (aktualisiert). Dritte Ausgabe: Zytglogge-Verlag, 2007. ⁶ Hohelied 8,13. ⁷ Gerhard Meier: Ob die Granatbäume blühen, Suhrkamp-Verlag, 2005. ⁸ Sebastian Castellio, 1515-1563. Er verteidigte gegenüber Calvin die Wichtigkeit des Hohelieds Salomos in der Bibel und gab gerade diesem poetischen Text eine besondere Bedeutung. Vgl. Hans.R.Guggisberg: Sebastian Castellio. Humanist und Verteidiger der religiösen Toleranz, Göttingen 1997.

Wolkenboote über der Lehnfluh
Foto Simon Kuert

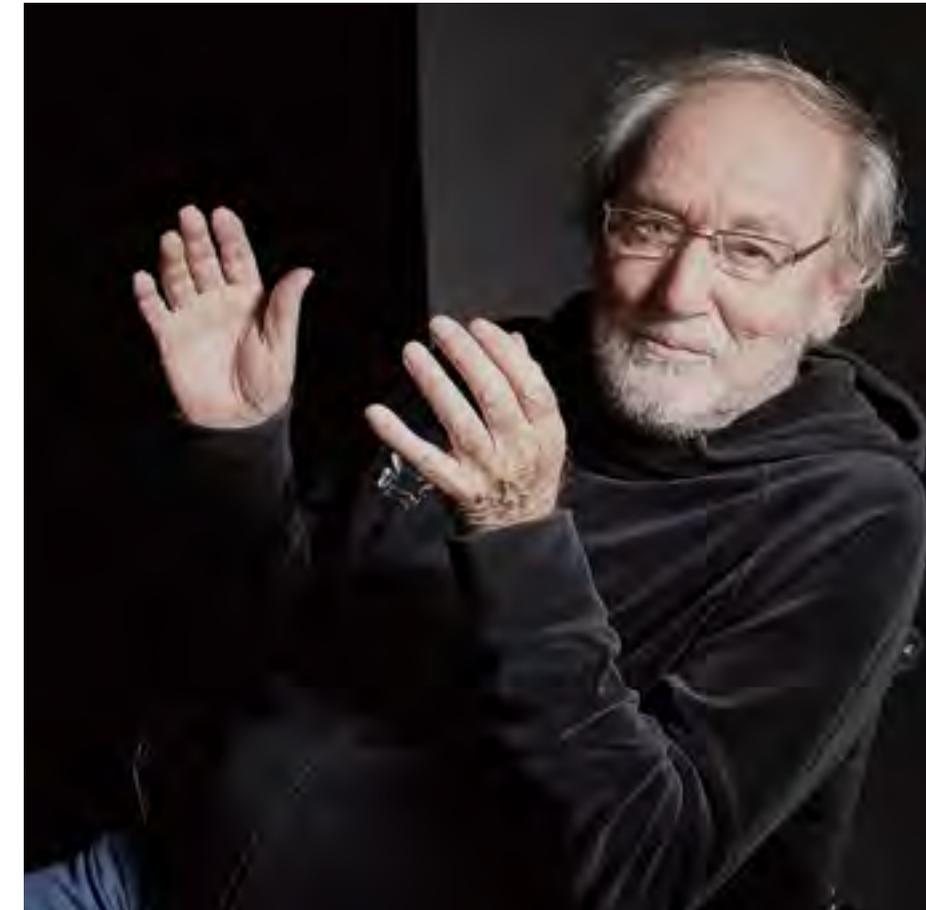
Valentin Binggeli 1931–2017

Mitbegründer des Jahrbuches des Oberaargaus

Martin Fischer

Etwas mehr als zwei Monate vor Vollendung seines 86. Lebensjahres starb Valentin Binggeli am 26. Januar 2017. Valentin gehörte zum Gründerkreis und ersten Redaktionsteam des Jahrbuches 1958, zusammen mit Robert Obrecht, Wiedlisbach; Rudolf Pfister, Langenthal; Werner Staub, Herzogenbuchsee; Hans Freudiger, Niederbipp; Karl H. Flatt, Wangen a.A.; und Karl Stettler, Lotzwil. Niemand prägte in der Folge das Jahrbuch so intensiv und so lange wie Valentin; bis zuletzt nahm er Anteil am jährlichen Entstehen des Buches. Der Oberaargau, seine Leute, seine Geographie, seine Sprache und alles was damit im Zusammenhang steht, bildeten das Zentrum von Valentin Binggelis Schaffen. Die Liebe zu Land und Leuten spricht aus den beinahe unzähligen Beiträgen, die Valentin im Laufe der Jahre schrieb. Diese Werke alle zu würdigen, würde bedeuten, fast 60 Bände des Jahrbuchs in die Hand zu nehmen und festzustellen, dass jeweils wesentliche Beiträge aus seiner Feder stammen. Sein Anliegen ist in einem Zitat von Albert Schweitzer zusammengefasst, das auch auf der Todesanzeige von Valentin Binggeli Platz gefunden hat: «Das einzig Wichtige im Leben sind die Spuren von Liebe, die wir hinterlassen, wenn wir weggehen.» Die Spuren in Form von Artikeln und Büchern sind den mit dem Jahrbuch Befassten und vielen Leserinnen und Lesern stets gegenwärtig. Die Hand Binggelis ist auch in den Bänden spürbar, die nach seiner Übergabe des Präsidentenamtes und nach seinem altersbedingten Rücktritt aus der Redaktion erschienen sind. Für die riesige Arbeit im Zusammenhang mit dem Jahrbuch können wir Valentin wohl am besten danken, indem wir das Werk in seinem Sinn fortsetzen.

Valentin war immer stolz, dass das Jahrbuch seinen Weg gefunden hat und nun bereits derart lange fester Bestandteil der Identität des Oberaargaus ist. Verschiedentlich hat er J.R. Meyer zitiert, der zu Beginn in den 1950er-Jahren befürchtete, dass der Atem der Verantwortlichen wohl



Valentin Binggeli im Herbst 2016
Foto Doris Kuert

nicht für mehr als ein, zwei «Nummern» reichen würde. Die Kontinuität und das Abdecken eines grossen Spektrums von Inhalten und Kulturbereichen des Oberaargaus war ihm ein zentrales Anliegen. Entsprechend hatte Valentin zu allem und jedem passendes Material, das für die Erstellung von Beiträgen wichtig sein konnte. Seine Hilfe bei der Suche nach Unterlagen war sprichwörtlich.

2007 wurde Valentin Binggeli von der Jahrbuchvereinigung zum Ehrenpräsidenten ernannt. Die Laudatio der Ernennung hat nichts an Gültigkeit verloren und sei hier deshalb – 10 Jahre und einige Werke später – als Würdigung gedruckt:

Wir ernennen Valentin Binggeli zum Ehrenpräsidenten der Jahrbuchvereinigung des Oberaargaus. Dies sind die Gründe:

Wer sich näher mit dem Jahrbuch des Oberaargaus beschäftigt, stellt bald einmal einige bemerkenswerte Tatsachen fest.

- Valentin Binggeli ist der einzige Redaktor, der an allen 50 Bänden des Jahrbuches des Oberaargaus mitgewirkt hat.

- Er ist der einzige Autor, der im ersten und im 50. Jahrbuch einen Artikel beigesteuert hat.

- Niemand hat mehr Artikel alleine oder zusammen mit anderen Autoren als Valentin Binggeli im Jahrbuch veröffentlicht, es handelt sich um über 50 Beiträge.

- Valentin Binggeli gehört zum «Dreigestirn» des Jahrbuchs mit Robert Obrecht – bisher dem einzigen Ehrenpräsidenten - und Karl Flatt.

- Valentin Binggeli hat 50 Jahre lang der Redaktion angehört, ein halbes Jahrhundert.

Er hat die ganze Entwicklung des Jahrbuches, des Oberaargaus und des Buchdrucks seit 1958 am Jahrbuch nicht nur erlebt, sondern mitgestaltet, mitdiskutiert, mitentwickelt, mitgeschrieben, dokumentiert.

Valentin hat – wie das Jahrbuch selber – erlebt, wie im Oberaargau vieles gekommen ist und wieder gegangen ist, zum Beispiel auch das Seminar Langenthal, dessen Direktor er war. Wir haben alle erlebt, wie seit der Entstehung des Jahrbuchs sehr viel Gewohntes zu unserem Alltag gehört, das beim ersten Jahrbuch noch nicht existiert hat:

Computer, Handy, Kabel- und Satellitenfernsehen, Katalysator, CD, Walkman, Laser, Internet, Roboter, Videospiele, die Autobahn, künstliche

Herzen und Gelenke, Retorten-Babys, Filzstifte, die Computermaus, drahtloses Telefon, die bemannte Raumfahrt, die Bahn 2000.

Erstaunlich, dass das Jahrbuch bei dieser Konkurrenz noch immer einen Stellenwert hat, der vielleicht noch grösser und wichtiger ist als zu Beginn.

- Valentin Binggeli ist natürlich auch Präsident der Vereinigung gewesen.

- Valentin Binggeli ist seit 1997 Kulturpreisträger der Stadt Langenthal, nicht zuletzt auch wegen der Arbeit am Jahrbuch des Oberaargaus. In der Laudatio dazu heisst es: «Menschen, Kunst und Landschaft fördern und schützen sind sein besonderes Anliegen», wahrhaft ein würdiges Motto für uns alle, die wir mit ihm zusammenarbeiten dürfen.

- Die Mehrheit der Sonderbände des Jahrbuchs stammt von Valentin Binggeli.

Man kann also getrost sagen, Valentin Binggeli hat das Jahrbuch geprägt wie kein anderer.

Dass er nicht nur das Jahrbuch des Oberaargaus, sondern den Oberaargau selbst wie niemand sonst kennt, steht ebenso fest.

Die Werke Valentins sind auf eine besondere Art gültig. Dies ist auch in der Schule spürbar, wenn seine Bücher als Lehrmittel eingesetzt werden. Dies erleben wir, wenn wir mit Oberaargauerinnen und Oberaargauern sprechen und plötzlich – und dies regelmässig – ein Buch oder ein Artikel von ihm zum Thema wird.

Dies spüren wir, wenn wir seinen allerersten Artikel im ersten Jahrbuch lesen:

«Landschaft und Menschen im Oberaargau» heisst er. Ein Zitat daraus: «Bloss kleine Täler, kleine Hügel, kleine Flüsse birgt der Oberaargau. Da sind keine Höhepunkte, weder des Geländes noch des Geistes, der beeindruckenden Gewalt alpiner oder gotthelfscher Prägung. Da ist in der Tat eine minder erhabene, aber menschlichere Welt.»

Und diese Liebe zum Menschen, zu im Oberaargau lebenden Menschen ganz besonders, ist eingewoben in alle die zahlreichen wissenschaftlichen und literarischen Werke von Valentin.

Wir vom Jahrbuch sind ihm dankbar dafür, dass ein bedeutender Teil seiner Beiträge im Jahrbuch aufgehoben ist.

Sein Werk ist ein Schlüssel zum kleinen Oberaargauer Wunder, dass es dieses Jahrbuch so heute gibt.

Darum ehrt die Jahrbuchvereinigung Valentin Binggeli an diesem Tag, dem Tag der Vernissage des 50. Jahrbuches, indem sie ihn feierlich und dankbar zum Ehrenpräsidenten der Jahrbuchvereinigung Oberaargau ernennt.

Wortlaut der Urkunde:

Die Jahrbuch-Vereinigung ehrt mit dieser
Ernennung ihren amtsältesten Redaktor.

Valentin Binggeli hat das Buch seit der ersten Ausgabe
während 50 Jahren geprägt, namentlich als Verantwortlicher
für die immer wichtiger werdende Illustration.

Sein Engagement als Lehrer, Geograf, Natur- und Heimat-
schützer, als Bewahrer und Förderer der Wässermatten und
als Erzähler in Schriftsprache und Mundart hat sich nicht nur
in zahlreichen Beiträgen im Jahrbuch niedergeschlagen,
sondern auch in mehreren eigenständigen Publikationen. Er
ist das Bindeglied zwischen den Gründervätern und der
Redaktion, die deren Werk in die Gegenwart und Zukunft
weiter trägt.

Wir danken unserem väterlichen Freund für sein grosses
Schaffen im Dienst des Oberaargaus.

Langenthal, 29. November 2007
Vernissage 50. Jahrbuch
Jahrbuch-Vereinigung Oberaargau

Das Kunsthaus Langenthal als Ort der Vermittlung historischer Fotografie

Ein Beitrag zum 25-Jahr-Jubiläum

Markus Schürpf

Neue Bilderwelten

Vom gleichen kulturellen Aufbruch, der sich in den 1980er-Jahren ankündigte, und dem auch das Kunsthaus Langenthal letztlich seine Entstehung verdankt, profitierte auch die Fotografie. Lange ein kulturelles Stiefkind, erlebt sie seither einen bis heute anhaltenden Aufschwung. Nicht nur Verlage begannen sich um die Herausgabe von Fotobänden zu kümmern, auch Ausstellungshäuser entdeckten das Medium für sich und weckten mit Ausstellungen unterschiedlichen Zuschnitts beim Publikum reges Interesse. Alte Vorstellungen gerieten ins Wanken und machten einer neuen Offenheit und Neugier Platz. Fotografie brauchte nicht mehr a priori scharf zu sein, und selbst Farbfotografie, die ihrer Verwendung in der Werbung und im privaten Bereich wegen lange als No-Go galt, wurde plötzlich salonfähig. Entscheidend und eine gewaltige Bereicherung war, dass Filmer und Volkskundler die sogenannten «Fotografen des Alltags» zum Thema machten und damit die Tür zu unerschöpflichen Bilderwelten öffneten. 1985 kam Hans-Ulrich Schlumpfs Film «Der Schöne Augenblick» in die Kinos. Vier Jahre später publizierte Paul Hugger seinen gleichnamigen Bildband. Schlumpfs Film porträtierte vier Fotografen in ihrem Arbeitsalltag, darunter auch den Oberaargauer Ernst Hiltbrunner (1900-1994). Paul Hugger erweiterte die Auswahl – beispielsweise war nun auch der Langenthaler Wilhelm Felber (1918-2007) dabei –, führte mit allen umfangreiche Gespräche, verfasste biografische Skizzen und stellte die Porträtierten in den Gesamtrahmen der Dorf- und Stadtfotografen. Natürlich kannte man sie schon vorher, wie Paul Hugger schreibt, «jene Professionellen also, die nahe beim Volk lebten, die Bedürfnisse nach bildhafter Repräsentation auch der kleinen Leute wahrnahmen, die ihre Umwelt, die Szenen des täglichen Lebens nicht aus der Sicht des

Zwei Situationen aus der Ausstellung «Vergangenes und Vergängliches» von Wilhelm Felber im zweiten Obergeschoss von 1993. Auf der Abbildung unten ist links die Fotografie zu sehen, die für das Plakat verwendet wurde. Im ersten Obergeschoss war parallel zu «Vergangenes und Vergängliches» die Schau «Harte Zeiten» zu sehen, eine Adaption der Wanderausstellung «Die Schweiz vor dem Wunder» aus der Fotostiftung Schweiz, von der leider keine Raumaufnahmen erhalten sind. (Archiv Langenthaler Tagblatt, Forschungsstiftung Langenthal)
Fotos: Margrit Kohler



Reporters oder zum ästhetischen Genuss festhielten, sondern als echte Zeitgenossen und Betroffene». Nur, dass man ihr Schaffen vorher nicht richtig ernst genommen hatte. Bloss wahlweise und bruchstückhaft hatten ihre wertvollen Fotos bisher Eingang in meist nostalgisch verbrämte Darstellungen gefunden, wenn es darum ging, die vermeintlich «gute alte Zeit» heraufzubeschwören. Dezentrale Institutionen wie dem Kunsthaus Langenthal ist es unter anderem zu verdanken, dass sich der Perspektivenwechsel schliesslich durchsetzte und Fotografinnen und Fotografen sowie ihre teils riesigen Bildarchive Raum, Platz und Anerkennung bekamen.

Koinzidenzen

Liegen Strömungen und Bewegungen in der Luft, kommt es oft zu verblüffenden Koinzidenzen. So wurde 1985, im gleichen Jahr, in dem Hans-Ulrich Schlumpf seinen Film lancierte, in Lausanne das Musée de l'Elysée, als erstes Museum in der Schweiz eröffnet, das sich ausschliesslich mit Fotografie befasste. Eine weitere erstaunliche Parallele gibt es zwischen dem Kunsthaus und dem Fotomuseum in Winterthur. Ende Januar 1993, exakt im gleichen Moment, als im Kunsthaus Langenthal die erste Fotoausstellung begann – als zweite Ausstellung nach der fulminanten Hodler-Eröffnungsschau von 1992 –, feierte in Winterthur das Fotomuseum seine erste Vernissage. Seither umfasst das Programm beider Institutionen exakt gleich viele Ausstellungen, wobei sich diejenigen in Winterthur natürlich ausschliesslich auf Fotografie beschränken. In Langenthal sind es von den nun knapp über 130 Schauen aber immerhin über vierzig, bei denen Fotografien in irgendeiner Form vertreten waren. Vierzehn davon waren rein fotografischen Inhalts, wobei die Ausrichtung sich natürlich von derjenigen des Fotomuseums unterscheidet. Der Leitspruch, wonach das Kunsthaus eine Institution für die Region, aber von überregionaler Ausstrahlung sein soll, liess sich gerade im Feld der Fotografie vorzüglich umsetzen. So bestand bei praktisch allen Fotoausstellungen entweder eine thematische Anbindung an die Region oder es waren eine oder mehrere Personen aus der Region vertreten.



Heimarbeiterinnenversammlung im Bären in Eriswil, 1943 (FFV, Kunstmuseum Bern, Dep. GKS. © GKS) Foto Paul Senn (1901-1953)

Die Aufnahme stammt aus einer Reportage, die in der «Nation» am 11. März 1943 erschien. Der Bildbericht, der in der Ausstellung in einer Vitrine im Original auflag, trägt den Titel «Kein Lohn – ein Hohn!» und thematisiert die prekären Lebens- und Arbeitsverhältnisse der Frauen, die sich mit Stricken ein mageres Zusatzeinkommen verdienen.

Die Reportage zeitigte Wirkung: Eineinhalb Jahre später wurden die Löhne der Frauen auf ein Mehrfaches angehoben.

Regionale Themen

Besagte erste Ausstellung, die im 1993 den Auftakt machte, war eine Übernahme der Wanderausstellung «Die Schweiz vor dem Wunder». Realisiert von der «Schweizerischen Stiftung für die Photographie», wie die damals noch in Zürich domizilierte Fotostiftung Schweiz hiess, gab sie einen eindrücklichen Einblick in die Schweizer Reportagefotografie der 1930er- und 1940er-Jahre. Von den bedeutendsten Fotografen der Epoche, wie etwa Hans Baumgartner (1911-1996), Theo Frey (1908-1997), Gotthard Schuh (1897-1969), Hans Staub (1894-1990) oder Jakob Tuggener (1904-1988) waren Bilder zu sehen, die der damals noch gängigen Vorstellung einer Schweiz in Krise und Krieg entsprachen. Im Titel spiegelte sich schliesslich die Verbindung von bedeutungsschwerem Inhalt und der hochstehenden Ästhetik der Abzüge: «Harte Zeiten – Schweizer Meisterphotographien der dreissiger und vierziger Jahre». Für die regionale Anbindung sorgten zwei Sozialreportagen aus dem Oberaargau und dem Emmental des Berners Paul Senn (1901-1953). Die eine handelte von den Heimarbeiterinnen von Eriswil, die andere vom Knecht Otto Bichsel, der die jahrzehntelange Benachteiligung durch seine Meisterleute vor Gericht einklagte und Recht bekam. Ergänzend zu Senns Fotografien waren in Vitrinen die Illustrierten mit den originalen Reportagen aufgelegt.

Die thematische Verwandtschaft war vier Jahre später der Anlass, der zur Ausstellung «Werktagswelten» von Theo Frey führte. Mit Bildern aus dem Emmental und dem Entlebuch wurde eine bäuerliche und gewerbliche Welt beschworen, wie sie bereits bei der Schau «Harte Zeiten» mit im Zentrum gestanden hatte. Theo Frey gehört zu jenen Schweizer Reportern, die erst spät ihre Anerkennung fanden und lange hinter den Grossen wie Senn, Staub und Schuh zurückstehen mussten.

Rein lokalen Zuschnitt hatten die beiden Ausstellungen «Fotografie in Langenthal» von 1998 und «Industriebild Langenthal» von 2008. Bei ersterer stand die Fotografiegeschichte des Ortes bis zurück in die Anfänge im Zentrum. In einer längeren Recherche und mit Aufrufen in der Bevölkerung arbeitete der Autor die gesamte lokale Fototradition von den frühen Wanderfotografen, über die Bildung der ersten Ateliers bis hin zu den Fotohäusern, Zeitungs-, Werk- und Industriefotografen auf. Die bis heute exemplarische Aufarbeitung der Fotografiegeschichte eines



Automobil, um 1925 (Sammlung Fotobüro Bern) und Cabriolet, um 1931 (Foto aus Bestand von Josef Gschwend, Museum Langenthal). Der Ostschweizer Fotograf Josef Gschwend, der nach langen Wanderjahren 1896 nach Langenthal kam und sich ein paar Jahre später selbständig machte, behauptete sich mit der Produktion von Ansichtskarten oder Aufnahmen für Gewerbe und Industrie. Mehrfach war er für die «Calag», die in Langenthal beheimatete Karosseriewerkstätte, tätig. Oben ist ein Auto aus den frühen 1920er Jahren, unten ein weit schnittigeres Modell mit späterem Baujahr um 1931 zu sehen.

Orts fand, wie die meisten anderen Ausstellungen natürlich auch, Niederschlag in einer Publikation. Nicht weniger als 58 Fotografinnen und Fotografen sind darin vertreten, verteilt auf die verschiedenen möglichen Tätigkeitsfelder, die sich im Laufe der 150-jährigen Geschichte des Mediums am Ort entwickelt hatten. Personenaufnahmen machten natürlich den gewichtigsten Teil aus. Ebenso wichtig waren aber all jene Fotografen, die mit ihren ästhetisch hochstehenden Landschaften und Ortsbildern oder Industriaufnahmen eine Welt festgehalten haben, die es heute in dieser Art nicht mehr gibt.

Ausschliesslich dem wirtschaftlichen Leben Langenthals war die Doppelausstellung «Industriebild Langenthal» gewidmet. Ein Teil der Schau befasste sich mit dem Fotografen Josef Gschwend (1858-1939), der 1896 als Mitarbeiter des Atelierfotografen Carl Ruhé (1861-1935) nach Langenthal gekommen war. 1901 machte er sich selbständig und fertigte die üblichen Personenaufnahmen an. Gerade so häufig war er aber für verschiedenste Industrie- und Gewerbebetriebe tätig und machte ganze Serien mit Sach- und Produktaufnahmen. Der andere Teil von «Industriebild Langenthal» war dem Fotoarchiv der Ammann Unternehmungen gewidmet. In ihrer über 100-jährigen Geschichte hatte die Fotografie für die Firma eine immer wichtigere Rolle gespielt. Anfänglich waren es die damals wichtigen Makadam-Maschinen, die es für die Asphaltierung der Strassen brauchte oder gewaltige Steinbrecher, die für Werbezwecke und für die Dokumentation von anonymen Werkfotografen abgelichtet wurden. Später erweiterte sich das Spektrum gewaltig, sei es bei der Vielfalt der Maschinen oder den anderen Verwendungszwecken der Fotografien. Im über 100'000 Fotos umfassenden Archiv sind nebst Baggern, Förderanlagen, Kieswerkeinrichtungen und Dutzenden von Gerätschaften für den Strassenbau und Unterhalt auch Maschinen, beispielsweise für die Schokoladenfabrikation, vertreten. Zunehmend spielten aber auch Aufnahmen aus dem Fabrikalltag eine wichtige Rolle, etwa wenn es darum ging, die Firmenzeitung «Ring i der Chetti» zu illustrieren. All dies präsentierte die Schau dem überaus interessierten Publikum, das aus der ganzen Schweiz nach Langenthal kam. Ein besonderes Ereignis war der «Ammann-Tag», bei dem die Belegschaft des Unternehmens freien Eintritt hatte und davon regen Gebrauch machte. Nebeneffekt der Ausstellung war nicht nur eine repräsentative Publikation, sondern auch die

Oben: Carl Ruhé: Atelier von Carl Ruhé an der Murgenthalstrasse in Langenthal, um 1895 (Abzug Foto Christen, Langenthal). Carl Ruhé gehört zu einer ganzen Reihe von Deutschen Fotografen, die sich im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts in der Schweiz niederliessen und sich als hervorragende Atelierfotografen einen Namen machten. Nebst Personenaufnahmen machte er Fotografien für Gewerbe und Industrie und betätigte sich auch als Landschaftler. Nebenbei beteiligte er sich als Piktoralist mit sogenannten «künstlerischen» Fotografien an mehreren Ausstellungen. Sein Atelier an der Murgenthalstrasse ist, wenn auch in veränderter Form, bis heute erhalten geblieben.

Unten: Werkfotografie Maschinenfabrik Ammann, Makadam-Maschine, um 1908 (Fotoarchiv der Ammann Unternehmungen Langenthal). Die Ammann Unternehmungen besitzen ein national bedeutendes Fotoarchiv, das die Geschäftstätigkeit bis zurück ins 19. Jahrhundert dokumentiert. Anfangs des 20. Jahrhunderts gehörte die Firma Ammann zu den ersten, die der Staubplage auf den Schweizer Strassen mit Maschinen wie dieser Abhilfe schafften (Abzug: Fotobüro Bern).



Flyer für eine private Technoparty im Herbst 1994 in Langenthal. Die Veranstalter verwendeten die Einladungskarte der Ausstellung über Ernst Hiltbrunner praktisch unverändert als Raubkopie für ihre Zwecke. Die inhaltliche Nachbarschaft zwischen der Fotografie Hiltbrunners und dem Anlass an der Gaswerkstrasse in Langenthal liegt auf der Hand und ist ein schönes Beispiel, wie historische Fotografien über Generationen hinweg verstanden werden und zu faszinieren vermögen.

Aufarbeitung des Archivs, das nun wohlgeordnet und umgepackt in den Firmenräumen lagert. Dabei wurde auch ein beträchtlicher Teil der Negative digitalisiert. Beispiel einer gelungenen Kombination von Kunst und Fotografie, die ein regionales Thema zu überregionaler Bedeutung bringt, war die Ausstellung des Malers Martin Zieglmüller (*1935) und des Fotografen Heini Stucki (*1949). Beide hatten sich auf eines der wichtigsten landschaftlichen Identifikationsmerkmale des Oberaargaus eingelassen: die Kulturlandschaft der Wässermatten. Über einen ganzen Jahreslauf hinweg erkundeten sie die noch verbliebenen und geschützten Flächen des Naturdenkmals und hielten die Wasserläufe, Matten, Hecken und Gehölze nebst vielen Naturdetails je mit ihren Mitteln fest. Bei Martin Zieglmüller war das Resultat eine umfangreiche Serie von Gemälden, die nach Zeichnungen und Skizzen im Atelier entstanden waren. Heini Stucki steuerte Schwarzweiss- und Farbbilder bei, die mit ihrer Realitätsnähe die Gemälde gleichermassen bestätigten, mit ihrem oft stimmungsvollen und zauberhaften Charakter aber auch ergänzten und erweiterten.

Fotografen aus der Region

Wie wichtig die veränderte Wahrnehmung der Fotografie ab Mitte der 1980er-Jahre war, lässt sich, was das Programm des Langenthaler Kunsthauses betrifft, nicht nur an den thematischen Ausstellungen ablesen. Wie keine andere Institution konnten die Verantwortlichen und Ausstellungsmacher in Langenthal nämlich von den Entdeckungen derjenigen profitieren, die die Entwicklung in Gang gebracht hatten. Bereits im Film «Schönen Augenblick» von Hans-Ulrich Schlumpf spielte mit Ernst Hiltbrunner, den ursprünglich aus Wyssachen stammenden Dorf- und Wanderfotografen, ein Oberaargauer sozusagen als Darsteller seiner selbst eine wichtige Rolle. Bis heute ist faszinierend, mit welcher Authentizität sich der damals über 80 Jahre alte Autodidakt vor der Kamera bewegte und das Wesen seiner Fotografie demonstrierte und erläuterte. Paul Hugger hatte Hiltbrunner in Rohrbach, wohin er später gezogen war, mehrfach besucht, interviewt und schliesslich dafür gesorgt, dass sein fotografisches Archiv ins Eidgenössische Archiv für Denkmalpflege nach Bern verbracht wurde, wo es sich bis heute befindet. Darüber hinaus räumte er ihm in seinem von Schlumpfs Film inspirierten, gleichnamigen Fotoband ein ganzes Kapitel ein.



Hans Baumann, Kritik der Ausstellung über Ernst Hiltbrunner im Bund, 30. August 1994. Nach Roberto Donetta war Ernst Hiltbrunner der zweite Dorf- und Wanderfotograf, der gesamtschweizerisch Anerkennung fand. Und wie der Journalist Hans Baumann schrieb, haben die Fotografien von Hiltbrunner das Publikum begeistert. Ähnlich wie bei der Ausstellung über Johann Schär 2017 kamen mehrere Tausend Besucher, einerseits natürlich aus seiner Heimatregion rund um Wyssachen hinter Huttwil, andererseits aus der ganzen Schweiz.

Ebenfalls Aufnahme in Huggers Version des «Schönen Augenblicks» fand nebst Hiltbrunner ein weiterer Oberaargauer: Wilhelm Felber (1918-2007). Hugger war vermutlich bei seinen Fahrten zu Hiltbrunner auf den Langenthaler Fotografen gestossen und hatte mit ihm Bekanntschaft gemacht. Wie er im Buch erzählt, war das alles andere als einfach. Huggers Hartnäckigkeit zahlte sich jedoch aus und führte zu einem überaus empathischen und treffenden Kapitel über die Eigenheiten dieser ausgeprägten Persönlichkeit und seiner nicht weniger ausgeprägten Fotografie. Persönlichkeiten und Werke dieser beiden Fotografen und deren Verbundenheit mit der Region waren schliesslich Anlass zu mehreren Ausstellungen.

Parallel zu «Harte Zeiten», der Wanderausstellung der Fotostiftung, richtete Peter Killer im oberen Stockwerk eine kleine aber feine Auswahl des nun zu Ehren gekommenen Wilhelm Felber ein (vgl. Jahrbuch Oberaargau 2008). Wie es seinem Naturell entsprach, gab der Fotograf bloss ausgewählte Einzelstücke in die Ausstellung, die seiner strengen Auffassung von Fotografie genügten. Thematisch gab der Ausstellungstitel «Vergangenes und Vergängliches» den Leitfaden und auch die Stimmung vor. Die zum Teil noch aus seiner ersten Schaffenszeit zurück bis in die 1930er-Jahre stammenden Fotos vermittelten nebst dem eindrucklichen Zeitkolorit eine Wehmut und Melancholie, wie nur Skeptiker und Zweifler wie Wilhelm Felber sie festzuhalten vermögen. Erst später wurde bekannt, dass der Fotograf bei der Auswahl für die Ausstellung einen grossen Teil des restlichen Archivs entsorgt hatte. Die Fotos, die in der Ausstellung zu sehen waren, gingen nebst Negativen und weiteren Abzügen, die Felber als aufbewahrungswürdig erachtet hatte, in den Besitz des Kantons Bern über, der diese als Depositum der Fotostiftung Winterthur übergab. Obschon dafür Interesse vorhanden gewesen wäre, verweigerte Felber die weitere Beteiligung an Ausstellungen und Publikationen. 1998, anlässlich der Schau «Fotografie in Langenthal», distanzierte er sich nach langwierigen Gesprächen von einer Teilnahme und wollte im Buch mit keiner Silbe erwähnt werden. 2006, ein Jahr vor seinem Tod, fand sein Werk zunächst Eingang in das Sammelprojekt «Vergessen & verkannt», das von der Fotostiftung lanciert wurde und eine Ausstellung und einen Katalog umfasste. 2009 schliesslich wurde ihm mit der Ausstellung «Wilhelm Felber.

Gute Zeiten, schlechte Zeiten» die fällige Würdigung zuteil. Endlich hatte das Oberaargauer Publikum die Gelegenheit, die noch erhaltenen Bereiche seines Archivs kennenzulernen. Nebst den bereits bekannten Bildern aus seinen frühen Schaffensjahren kamen Fotografien von Reisen zum Zug, schliesslich aber auch die legendären Hochzeits- und Familienalben, die Felber in aufwändiger, oft mehrere Wochen dauernder Arbeit herstellte. Als Unikate war eine ganze Reihe davon in Langenthaler Haushalten in Ehren gehalten worden, einerseits als private Erinnerungsstücke, gerasodogut aber als eigenständige Schöpfungen eines skurilen und einzigartigen Fotografen.

Die Ausstellung und die Publikation, die Ernst Hiltbrunners Platz in der Schweizer Fotogeschichte sicherten, erlebte er selber nicht mehr. Die Ausstellung, die mit Abzügen nach den Negativen im Eidgenössischen Archiv für Denkmalpflege entstanden war, öffnete nur wenige Monate nach dessen Tod im März 1994 die Türen. Gegliedert nach Themen, die sein Leben in Wyssachen zwischen 1920 und der Zeit kurz nach dem Zweiten Weltkrieg bestimmten, waren über hundert Aufnahmen von Bauern, Kleinbauern, Heimarbeiterinnen und -arbeitern, ihrer Arbeit und deren Produkte, deren Freizeitbeschäftigungen und Feste zu sehen. Nach dem Tessiner Roberto Donetta (1865-1932) war Ernst Hiltbrunner der zweite Schweizer Dorf- und Wanderfotograf, der es zu Bekanntheit und Anerkennung brachte. Ohne ihre Fotografien gäbe es für die ländliche Welt in diesem Zeitraum, kurz bevor sich diese rasant zu wandeln begann, keine Bilddokumente, dazu in einer eigenständigen und bis heute unmittelbar und direkt wirkenden Bildsprache.

Eine eigentliche Entdeckung war schliesslich das Werk des Gondiswilers Johann Schär (1855-1938). Seine erste Lebenshälfte hatte er als Sekretär der lokalen Käseereigenossenschaft und Forstwart verbracht und wandte sich erst um 1900 der Fotografie zu. Nach seinem Tod überdauerten seine Glasnegative in einem Speicher in der Nähe seines Wohnhauses. Anlässlich eines Dorffestes wurde 1978 eine erste Auswahl im lokalen Rahmen gezeigt und sorgte für grosse Aufmerksamkeit. Schär hatte – ähnlich wie Hiltbrunner – nicht nur die Leute und das Leben im kleinen Dorf festgehalten, Schär dokumentierte auch den Abbau von Braunkohle, der rund um Gondiswil zur Zeit der Brennstoffknappheit im Ersten Weltkrieg in Gang kam. Bis zur Ausstellung im Kunsthaus Langenthal dauerte es je-

Oben: Eingangsbereich zur Ausstellung «Chäs u Chole» mit Fotografien des Gondiswilers Johann Schär. Johann Schär ist nach Ernst Hiltbrunner der zweite Dorf- und Wanderfotograf aus dem Oberaar-gau, der ein Aufsehen erregendes Werk hinterlassen hat. Jahrzehnte lang lag dies in einem Speicher, wurde vom Fotobüro Bern aufgearbeitet und als Ausstellung und Publikation dem Publikum zugänglich gemacht.

Unten: Raum in der Ausstellung «Chäs u Chole», der das Leben und Werk von Johann Schär zum Thema hatte. In der Vitrine seine Plattenkamera mit Kassetten für die Glasplatten samt Masken für die verschiedenen Plattenformate. Fotos Katarzyna Malec



Eine sehenswerte Publikation über den fotografischen Nachlass von Johann Schär ist anlässlich der Ausstellung «Chäs u Chole» im Limmat Verlag erschienen (2017).

doch eine geraume Zeit. In mehreren Etappen kamen die Negative ins Fotobüro Bern, wo sie aufgearbeitet und digitalisiert wurden. 2015 und 2016 schliesslich waren die letzten Tranchen an der Reihe, und 2017 ging im Kunsthaus die Ausstellung über die Bühne, begleitet von einer Publikation, die im Limmat Verlag erschien. Mit der Übergabe des Archivs ans Staatsarchiv des Kantons Bern fand das Projekt seinen Abschluss. Die Ausstellung, deren Titel «Chäs u Chole» auf treffende und auch hintergründige Art auf die Fotos und ihr Entstehungsumfeld Bezug nahm, bewies einmal mehr, dass regionale Anbindung und nationale Ausstrahlung ein Anspruch sind, der sich nach wie vor umsetzen lässt. Der Publikumszustrom war ebenso überwältigend wie die Medienpräsenz. Besonders an den Wochenenden war in den regen Gesprächen vor den Fotos ein munterer Sprachen- und Dialektwirrwarr zu vernehmen, quer durch die ganze Schweiz.

Künstlerische Fotografie und Kunst mit Fotografie

Zu den Entwicklungen im Nachgang der 1968er- und 1980er-Jahre gehört, dass sich die Grenzen zwischen Kunst und Fotografie zunehmend auflösten. Fotografien wie diejenigen eines Wilhelm Felber, Ernst Hiltbrunner oder Johann Schär werden auch von Kunststiften gewürdigt. Umgekehrt verstehen viele aktuelle Fotografinnen und Fotografen ihre Werke als Kunst, und Künstler bedienen sich der Fotografie vermehrt als selbstverständlichem Mittel ihres Schaffens. So kommt es zu Fotografien mit eigenem Reiz und einem Pendeln zwischen den beiden kulturellen Feldern mit immer wieder neuen entdeckungswürdigen Aspekten.

Zwei Fotografen, deren Werk- und Lebensläufe eng mit Langenthal und dem Kunsthaus verknüpft sind, sind Christoph Schütz (*1964) und Rudolf Steiner (*1964). Fotografien von Christoph Schütz, der heute in Fribourg zu Hause ist und weiterhin als Fotograf arbeitet, waren 1993 in der Einzelausstellung «Fernseh-Fotografien» und 1998 in der Langenthaler Gesamtschau zu sehen. Rudolf Steiner, der in den ersten Jahren als «Kunstwart» gemeinsam mit Brigitte Jost für die Betreuung des Kunsthausbetriebs sorgte, war gleich auch an mehreren Gruppenausstellungen beteiligt. So 1999 an einer der Videoausstellungen, für die das Kunsthaus lange einen ausgezeichneten Ruf genoss, 2000 bei der Ausstellung «Im Wind» und

2014 bei «Megarave», zu der Steiner zahlreiche Stimmungsbilder von den Technoparties in Roggwil, seinem früheren Wohnort, beisteuerte. Seine Beteiligung an der Übersichtsschau «Fotografie in Langenthal» 1998 mit Camera obscura-Bildern, war schliesslich einer von mehreren Auslösern für die spätere Ausstellung «Loch statt Linse», die das Kunsthaus 2003 zeigte. Schon immer eine reizvolle Spielwiese und eines der effektivsten Werkzeuge für experimentelle Fotografie, wird die Camera obscura von jeder Generation von Künstlern und Fotografen neu entdeckt. Auf einen Aufruf, den das Kunsthaus zusammen mit dem Fotobüro 2002 in der Schweizer Kunstpresse lancierte, meldeten sich gleich mehrere Dutzend mögliche Ausstellende. In die engere Wahl kamen schliesslich vierzehn Fotografinnen, Fotografen und Kunstschaaffende jeden Alters. Dabei waren die beiden Urgesteine der Schweizer Camera-obscura-Fotografie Hans Knuchel und Peter Olpe, die Künstlerin Cécile Wick und der bereits erwähnte Rudolf Steiner. Nicht nur Experimentierfreude und Spielwitz waren schliesslich an den unterschiedlichen Werkbeiträgen abzulesen, sondern auch die extremen Möglichkeiten des Mediums. Dienten bei einer der Arbeiten von Markus Baumann Filmdöschen als Kameras, so war es bei Andrea Good (*1968) ein Frachtcontainer. Die Künstlerin, die bis heute mit der Camera obscura arbeitet, zeigte wandgrosse Abzüge, die eine stupende Realitätsnähe mit einer fast überirdisch anmutenden Zeitlichkeit verbinden. Kein Wunder: Die Fotos von Andrea Good brauchen mehrere Stunden bis Tage, bis sich genug Licht auf die fotosensible Schicht gezeichnet hat.

Ein Zusammentreffen national bedeutender und lokaler Fotoschaaffender bot die Ausstellung «Luftbilder Landbilder». Im Mittelpunkt stand die Frage nach möglichen Formen der Wirklichkeit und damit verbunden die Wechselwirkung dokumentarischer Fotografie und der ihr zu Grunde liegenden subjektiven Wahrnehmung. Verschiedenste Landschaften und Stadtlandschaften, Orts- und Flugbilder entfalteten ein überraschendes Spiel um wirkliche und trügerische Idyllen, um alltäglich und surreal anmutende Räume. Zu Fotografien renommierter Grössen wie Balthasar Burkhard, Jeanne Chevalier, Hans Danuser oder Claudio Moser kamen Aufnahmen von Willi Jost, Dominique Fouet und Lisa Schäublin.

Von einem der aktuell renommiertesten Schweizer Fotografen, Daniel Schwartz (*1955), stammt die Ausstellung «Ice Age Our Age» von 2012.



Autobahn bei Zürich, Camera obscura-C-Print, 2001 in der Ausstellung «Loch statt Linse», 2003
Foto Andrea Good, Zürich

Die Ausstellung «Loch statt Linse» von 2003, die sich mit der Camera obscura im Werk zeitgenössischer Künstlerinnen und Künstler befasste, kamen Extreme zusammen. Die kleinste Kamera, die verwendet wurde, war ein Filmdöschen, die grösste ein Frachtcontainer, wie hier im Fall von Andrea Good. Für die beiden wandfüllenden Abzüge hatte sie diesen auf Pannestreifen vielbefahrener Autobahnen gestellt. Der langen Belichtungszeiten wegen haben sich die Autos allerdings nicht in die fotosensible Schicht «eingeschrieben».

Über Jahrzehnte lag der Fokus seiner Arbeit auf Geschehnissen rund um die Welt, bei politischen und kriegerischen Auseinandersetzungen, ihren aktuellen Erscheinungsformen im Alltag der Menschen und deren historischen Wurzeln. Dabei hat sich der Klimawandel zu einem seiner zentralen Themen entwickelt, dem er nun auch bei uns hier in der Schweiz nachspürt. In der Langenthaler Schau zeigte Daniel Schwartz erstmals eine Zusammenstellung von Bergfotografien mit schwindenden Gletschern, die er mit Aufnahmen einstiger Glaziallandschaften und Findlingen, den stummen Zeugen vergangener Klimawechsel, kombiniert.



Linke Seite: Raumaufnahme in der Ausstellung «Ice Age Our Age – Eiszeit Jetztzeit» des Solothurner Fotografen Daniel Schwartz. Foto Markus A. Jegerlehner, Langenthal

Daniel Schwartz bringt wie kaum ein anderer aktueller Fotograf engagierte Reportagen mit einem hohen ästhetischen Bildanspruch zusammen. Jahrelang war er rund um den Erdball unterwegs und brachte eindruckliche Bilderserien von sozialen, politischen, militärischen und auch ökologischen Brennpunkten nach Hause. Mit der Serie «Ice Age Our Age» befasst er sich mit dem Klimawandel und seinen Spuren in historischen und überhistorischen Zeiträumen zurück bis in die Eiszeiten, einerseits in der Schweiz, aber auch in Südamerika, Afrika und Asien.

Wirkung

Wie die Ausstellung über Johann Schär, die sich nach so vielen anderen erneut mit Fotografie befasste, bewiesen hat, sind Fotoausstellungen ein bewährtes Rezept, regionale und überregionale Ansprüche zu erfüllen, ein zahlreiches Publikum anzulocken und darüber hinaus einen wichtigen Beitrag zur Vermittlung des Mediums zu leisten. Wie keine andere Institution vergleichbarer Grösse und Positionierung war das Kunsthaus Plattform für Erscheinungsformen der Fotografie, um die sich andere Museen und Ausstellungshäuser kaum kümmern. Das Kunsthaus bedient damit nicht nur ein dankbares Publikum, es hat auch dazu beigetragen, empfindliche Lücken in der Schweizer Fotografiegeschichte zu füllen. Ganz bestimmt werden sich nebst Themen und Beiträgen, die aktuelle Foto-schaffende einbringen, auch verborgene Fotoarchive finden lassen. Es ist zu hoffen, dass das Kunsthaus auch in den nächsten 25 Jahren der Fotografie so offen und neugierig gegenüber steht wie in den vergangenen.

Anmerkungen

Genauere Angaben zu den Fotografinnen und Fotografen, zu den Ausstellungen sowie zu den Publikationen sind zu finden im Online-Nachschlagewerk fotoCH unter www.foto-ch.ch. Literatur: Hugger, Paul: Der schöne Augenblick. Schweizer Photographen des Alltags, Zürich, Offizin, 1989. / Pfrunder, Peter (Hg.): Vergessen und verkannt. Aus der Sammlung der Fotostiftung Schweiz, Zürich, Limmat 2006. / Schürpf, Markus: Harte Zeiten. Schweizer Meisterphotographien des Alltags, Langenthal, Kunsthaus Langenthal, 1993. / ders.: Ernst Hiltbrunner. Dorf- und Wanderphotograph. Wyssachen. Photographien 1920-1955, Langenthal, Kunsthaus Langenthal, 1994. / ders.: Fotografie in Langenthal. 1857-1998, Langenthal, Merkur, 1998. / ders.: Loch statt Linse. Die Camera obscura in der aktuellen Schweizer Kunst, Langenthal, Kunsthaus Langenthal, 2003. / ders.: Schär. Dorffotograf, Gondiswil, 1855-1938, Zürich, Limmat Verlag 2017. / Markus Schürpf, Bettina Wohlfender: Das Fotoarchiv der Ammann Unternehmungen Langenthal. 1900-1990, Langenthal, Merkur, 2008.

Kurt von Koppigen

Jeremias Gotthelfs (1797–1854) Hommage an den Oberaargau

Marianne Derron

Wer heute Jeremias Gotthelf sagt, verbindet damit vor allem Bilder des oberen und mittleren Emmentals mit seinen Schächen, Einzelhöfen und der teils voralpinen Topographie.¹ Wer «Anne Bäbi Jowäger» oder «Die Käserei in der Vehfreude» gelesen hat, mag sich daran erinnern, dass Gotthelfs Romanschauplätze auch nördlicher liegen. Wenige aber wissen, dass Gotthelfs schreibende Anfänge, seien sie literarisch oder publizistisch, noch anderswo liegen: im Aargau und Oberaargau.² In einem Roman, den er als bereits erfolgreicher Schriftsteller verfasste, hat er dieser letzten Region, in der er aufgewachsen war, ein Denkmal gesetzt. Es handelt sich um die historische Erzählung «Kurt von Koppigen» (1844/50), einen Kurzroman von rund 150 Seiten, der in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts spielt. Kurt ist ein Kleinadliger, der vaterlos mit seiner Mutter Grimhilde und dem alten Knappen Jürg im halb verfallenen Schloss Koppigen aufwächst. Von ihnen angespornt, staffiert er sich zum Ritter aus und macht die Gegend im Stile eines Parzival und Don Quichotte unsicher. Als die Heirat mit Agnes von Önz ihm nicht den erwarteten Reichtum bringt, wird er vollends zum Raubritter. Erst eine Spukerscheinung an Weihnachten bringt ihn wieder in den Kreis der Familie und damit auf die rechte Bahn zurück. Kurt wird ein geachteter Ritter und Bürger von Bern.³

Bitzius' Leidenschaft: Geschichte

Geschichte, insbesondere der Schweiz, war die «erste grosse Liebe» von Albert Bitzius alias Jeremias Gotthelf, und zwar noch bevor er sein Theologiestudium abschloss. Laut seinem ersten Biographen, Carl Manuel, las er «sehr gern und Vielerlei. Seine Lieblingslektüre war Schweitzergeschichte [sic], Chroniken und dergleichen.» 1817 habe Bitzius, gelang-



Jeremias Gotthelf, mit bürgerlichem Namen Albert Bitzius, ist vor allem als Grossepiker zu schriftstellerischem Ruhm gelangt. Darob geht manchmal vergessen, dass er auch mehrere Kurzromane und Novellen verfasste, in denen er sich als Meister der kleineren Form entpuppt. «Kurt von Koppigen» steht exemplarisch für das herausragende handwerkliche Können von Jeremias Gotthelf. Dieser historische Roman spielt in der «wilden» Zeit des Interregnums im 13. Jahrhundert. Der Autor reflektiert darin humorvoll seine eigene, krisenhafte Gegenwart. Die stürmischen 1840er-Jahre (Freischarenzüge, Sonderbundskrieg, Klosteraufhebungen) schlagen sich in der Handlung um einen verarmten Edelmann nieder, der trotz familiären und politischen Widrigkeiten zu seinem Glück findet. Marianne Derron und Norbert D. Wernicke haben als Mitarbeiter der historisch-kritischen Gesamtausgabe Jeremias Gotthelfs dessen Publizistik ediert und kommentiert. Ihre Ausgabe des «Kurt von Koppigen» folgt dem Original der Zweitfassung von 1850 und erläutert erstmals die zeitgenössischen Bezüge des Romans.

weilt vom Philo-sophieunterricht, Geschichtswerke gelesen, u.a. Machiavellis «Florentinische Geschichte». 1819/20 übernahm er am Berner Progymnasium eine Stellvertretung im Fach Geschichte. Dazu schrieb er wenig später: «Mit was ich mir die Buben vorzüglich gewann, war das Erzählen, wozu ich Gegenstände aus der alten Geschichte besonders der vaterländischen nahm, und jede derselben schloss ich, wie ehemals Cato: sie sollen nun sehn, dass das höchste die Freiheit, das Recht, für diese alles aufgeopfert werden müssen, dass den Mutigen immer Ehre, den Feigen immer Schande treffe.»⁴ Als Student in Göttingen 1820/21 besuchte er später nicht nur theologische, sondern auch Geschichtsvorlesungen.⁵ Rund fünfzehn Jahre später beschäftigte sich Bitzius erneut intensiv mit dem Fach: Im Sommer 1834, 1835 und 1836 erteilt er an den Burgdorfer Normalkursen (Weiterbildung für Primarlehrer) Unterricht in vaterländischer Geschichte für die angehenden Primarlehrer.⁶ 1848 ist Bitzius schliesslich als Mitglied des Historischen Vereins des Kantons Bern (gegründet 1846) bezeugt.⁷ Kein Wunder also, dass der «Geschichtsfan» Bitzius nicht nur Bauernromane, sondern auch eine stattliche Reihe historischer Erzählungen verfasste, die heute dem weiteren Publikum weniger bekannt sind.

Es sei gleich vorweggenommen: Kurt und seine allein erziehende, stets überforderte und keifende Mutter Grimhilde entspringen einzig der Fantasie Gotthelfs.⁸ Zur Familie von Koppigen sind nur sehr spärliche Informationen überliefert. Ein Rudolf von Chopingen erscheint um 1181/82 in drei Urkunden gemeinsam mit Adalbert von Tore (Thorberg), Heinrich von Krauchthal sowie Heinrich und Konrad von Utzenstorf. Als Ministerialer des Herzogs von Zähringen, der seinen Besitz als Lehen von seinem Feudalherren erhalten hatte, unterzeichnete er als Zeuge dessen Verträge mit. 1322 bürgte ein Ulrich von Koppigen in einer Urkunde für Bertold von Thorberg, dessen Güter benachbart waren.⁹ 1343 wird die Witwe des offenbar letzten Ritters von Koppigen, Ulrich, als «zu Burgdorf gesessen» erwähnt.¹⁰ Dies sind die wenigen Schriftstücke, welche die Existenz der Ritterfamilie bestätigen. Heute mutmasst man sogar, ob mit Chopingen nicht eigentlich Kuppigen südöstlich von Freiburg im Breisgau gemeint ist, ebenfalls eine Zähringer Gründung.¹¹

Johann Rudolf Aeschlimann verfasste in den 1780er Jahren, basierend auf den Urkunden des Burgdorfer Stadtarchivs, eine Chronik seiner Stadt,

in der er die von Koppigen als Burger erwähnte.¹² Auch die Genealogien Johann Rudolf Walthards (18. Jh.) bestätigen die Bürgerrechte von Bern und Burgdorf um 1325.¹³ Bitzium, dem die Chronik Aeschlimanns und Walthards Genealogien höchstwahrscheinlich bekannt waren,¹⁴ durfte demnach von der Existenz der Ritter von Koppigen ausgehen, aber eine eigentliche Familiengeschichte konnte er aus den Quellen und Geschichtsbüchern nicht ableiten. Die Koppigen, obwohl Dienstleute der Kiburger, gehörten zur Mikrogeschichte, für welche sich die Historiker kaum interessierten. Wenn sie sie erwähnten, dann nur beiläufig als Zeugen von Urkunden, aber nicht als Geschichtsträger.¹⁵ Anders verhält es sich freilich mit den «grossen» Namen wie Kaiser Friedrichs II., der in «Kurt von Koppigen» zwar nur kurz, aber positiv erwähnt wird. Diese Einschätzung konnte Bitzium einem Standardwerk zum europäischen Mittelalter entnehmen, das er nachweislich besass:¹⁶ den «Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft» des Schaffhauser Historikers Johannes von Müller (erstmal erschienen 1780 bis 1808). Von Müller schuf damit einen Klassiker speziell zum Hochmittelalter als «heroic age» der Schweiz (das wohl berühmteste Werk, dem er als historiographische Grundlage diente, ist Friedrich Schillers «Wilhelm Tell» von 1803/04). So heisst es bei von Müller: «Kaiser Friedrich II. war an Heldensinn den alten grossen Cäsaren gleich, an Aufklärung den meisten überlegen. [...] Der Kaiser war allen überlegen, durch den kühnen Blick, mit welchem er die herrschenden Thorheiten und wesentlichen Wahrheiten fasste. [...] Er war von unerschütterlicher Festigkeit, und hatte eine persönliche Grösse, deren Eindruck lange nach seinem Tode blieb.»¹⁷

Es ist kaum zufällig, dass die einzige Episode des «Kurt von Koppigen», die genau datierbar ist (1267/68), bei von Müller ausführlich behandelt wird, nämlich die Regensburger Fehde.¹⁸ Sie bezeichnet einen Konflikt zwischen dem Haus Habsburg und Zürich auf der einen, sowie dem Freiherren von Regensberg auf der anderen Seite, den letzterer verlor. Die Fehde markiert Kurts östlichste Station auf seiner vorehelichen Abenteuerfahrt (S. 47f. der neusten Ausgabe). Nebst von Müller kannte Bitzium ebenfalls Conrad Justingers «Berner Chronik» (verfasst gegen 1430; Bern 1819), Valerius Anshelms «Berner Chronik» (1529–1546; Bern 1829–1833), Johann Konrad Vögelins «Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft» (Zürich 1820–1825), Heinrich Zschokkes «Des Schweizer-

lands Geschichte» (Aarau 1822) und Johann Anton von Tilliers (1792–1854) «Geschichte des eidgenössischen Freistaates Bern, von seinem Ursprunge bis zu seinem Untergange im Jahre 1798» (Bern 1838/39).

Diesen grösseren Geschichtswerken entnahm Gotthelf den historischen Rahmen des «Kurt von Koppigen», in den er danach (halb)fiktive Personen einfügte. Die Inspiration dazu lieferten ihm vermutlich kleinere Studien zur regionalen oder lokalen Geschichte, zu denen er wohl dank seiner Mitgliedschaft im Historischen Verein des Kantons Bern gelangte. Von Anfang an bemühte sich der Verein, mit anderen kantonalen geschichtsforschenden Gesellschaften Kontakte herzustellen und Publikationen auszutauschen. Die Berner Vereinshistoriker stützten sich auffallend häufig auf das «Solothurner Wochenblatt»¹⁹ ab. Denkbar ist, dass Bitzium Zeitschriften wie «Der schweizerische Geschichtsforscher» (erschienen 1812 bis 1852), das Organ der Schweizerischen Gesellschaft für Geschichte (gegründet 1811) konsultierte. Vielleicht stiess er in Franz Ernst Pipitz' «Die Grafen von Kyburg» (1839) auf den Ritter Heinrich von Önz, der dort als Gefolgsmann der Kiburger im 13. Jahrhundert erwähnt ist,²⁰ und kam so auf die Idee, Kurt mit dieser Familie zu verschwägern. Für die Zweitfassung des «Kurt von Koppigen» von 1850 jedenfalls konnte er die kleine Geschichte von Langenthal und Umgebung des Vereinsmitglieds Friedrich Flückiger (1847) verwenden. Dieser erwähnt zwar sehr viele Kleinadelsfamilien, aber gerade nicht die von Koppigen.

Geographie und Geschichte unter dem Mikroskop

Im «Kurt von Koppigen» richtet der Erzähler den Fokus in fast mikroskopischer Weise auf eine Region und eine Familie. Der Blick verengt sich anfangs in «Zoomtechnik» von der ganzen «Erde» zum «Schweizerlande», zum «Aarthale» und schliesslich zum «kleine[n] Schlösschen» von Koppigen (S. 21f.). Kurt bewegt sich fast ausschliesslich an der Schnittstelle der heutigen Kantone Bern, Solothurn, Aargau und Luzern. Diese Gegend, da im Machtbereich mehrerer Herren stehend (Grafenhäuser, Städte, Bistum Basel), schien erzählerisch wie prädestiniert zum problematischen, strukturschwachen, herrschaftsunsicheren, ja herr-

schaftsfreien Raum. Die Städte umgeht Kurt dabei sorgfältig, denn grössere Zentren haben im Roman einen schlechten zivilisatorischen Ruf. Kurt wagt sich zwar nach Solothurn oder Langenthal vor, aber der Besuch endet im Saufen und Raufen. Bern spielt für Kurt nur insofern eine Rolle, als es ihm im Alter das Burgrecht verleiht. Bis nach Zürich kommt er gar nicht, weil er schon vorher vom Freiherrn von Regensberg in Dienst genommen wird. Als verheirateter Mann zieht sich Kurt dann wieder dorthin zurück, wo er bereits als Jugendlicher sein Unwesen getrieben hat: in den Raum zwischen Koppigen und Solothurn. Das ist genau die Gegend, die Bitzios noch zusammen mit seinem Bruder auf Streifzügen erkundet hatte, und der er zeitlebens verbunden blieb.

In «Kurt von Koppigen» sind Solothurn und seine Bewohner sehr prominent vertreten; ganze 28 Mal werden sie erwähnt! In der Oberaargauer Jugendzeit war Solothurn für Bitzios gewiss eine sehr wichtige Stadt, wichtiger als seine eigentliche Heimatstadt Bern. Für den angehenden protestantischen Pfarrer bewahrte es zugleich aber immer etwas Fremdes und Faszinierendes. So trifft sich auf dem Pflingstmarkt zu Solothurn der junge Kurt mit Leuten seines Schlages und betrinkt sich tüchtig. Kein Wunder, dass diese Zusammenkunft in eine Schlägerei mündet. Jahre später überfällt er mit seinen Kumpanen eine Gruppe Solothurner, die zum Weihnachtsfest im Kloster Fraubrunnen ziehen. Doch die Solothurner schlagen die Räuber in die Flucht, wobei sich zwei Brüder, Gibeli und Gäbeli, besonders hervortun. Gotthelfs Vorbild für die mutigen Brüder war vermutlich Viktor von Gibelin (1771–1853), ein Soldienstoffizier aus Solothurner Geschlecht. Liebevoll-maliziös meint Gotthelf zu Solothurn: «In Solothurn war von je der südliche Sinn, welcher grosse Kirchlichkeit nicht blos, sondern auch grosse zeitweise Zerknirschung mit heiterem Weltsinn und fleischlichen Genüssen auf wunderbare Weise zu vereinigen weiss.» (S. 121).

Eine memorable Schlägerei ereignet sich auch in Langenthal, wobei Gotthelf wohl den Standort des Hirschenbades an der Alten St. Urbanstrasse vor Augen hatte. Als auf dieser Strasse einem Wagen voller Weinfässer, die für das Kloster Sankt Urban bestimmt sind, die Achse bricht, sind die Bewohner schnell zur Stelle: «Man stand um die Wagen her, rieth über die Grösse der Fässer, die Güte des Weines und je mehr man rieth, desto zahlreicher ward die Familie Durstig um die Wagen herum.»

Gotthelfs Bauernromane spielen an fiktiven Schauplätzen wie «Liebiwyl», «Vehfreude» oder «Schnabelweid». ²¹ «Kurt von Koppigen» als historischer Roman, dessen wesentliches Merkmal die Verankerung in Ort und Zeit ist, enthält zahlreiche reale Orts- und Flurnamen mehrheitlich aus dem unteren Emmental und Oberaargau. Die Karte von Gerhard Mercator (1585) verzeichnet etliche Ortschaften, die in der Erzählung genannt werden (hinterer innerer Buchdeckel der Ausgabe 2016).

(S. 64). Natürlich können die Langenthaler dem Wein nicht widerstehen, besonders «die Weiber zeichneten sich durch gewaltiges Schlucken aus.» (S. 65). Erst der drohende Überfall eines Raubritters bringt die trinkfreudigen Langenthaler endlich von den Weinfässern weg.

Die Konzentration auf eine bestimmte Region und eine Kleinadelsfamilie bedingte, dass der Erzähler grössere geschichtliche und geographische Bezüge ausblendete oder vereinfachte, so z.B. die positiven Aspekte des 13. Jahrhunderts (wirtschaftlicher Aufschwung, Bevölkerungswachstum und eine gewisse kulturelle Renaissance). Dass er sich punkto Bevölkerungsdichte und -zahl literarische Freiheiten nahm, war Gotthelf vielleicht nicht in jedem Fall bewusst, denn die moderne, quellengestützte Geschichtsschreibung war noch eine junge Wissenschaft, ja die wissenschaftliche Archäologie entstand sogar erst in der zweiten Hälfte des





Kloster St. Urban 1642. Kupferstich von Caspar Merian, Frankfurt a.M. 1642. Zentralbibliothek Zürich
 Rechts: Klosterkirche St. Urban heute in barocker Pracht.
 Foto: Marianne Derron



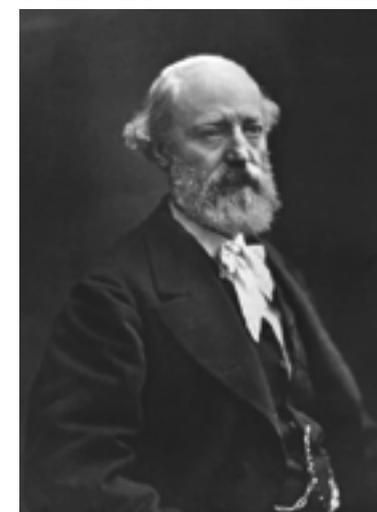
19. Jahrhunderts. So schildert Gotthelf den Oberaargau und die angrenzenden Gebiete einfacher und ärmlicher, als sie es tatsächlich waren. Das Umland von Koppigen ist «spärlich bewohnt» (S. 23), während andere Landstriche sogar «arm und öde» (S. 27) sind – dies obwohl die Region seit der Antike durchgehend besiedelt war. Huttwil, Rohrbach, Madiswil und Zofingen sind zudem seit dem Frühmittelalter belegt; in Koppigen, Grossdietwil und Altbüren sind römische Siedlungsspuren zu finden. Etliche der in «Kurt von Koppigen» erwähnten Burgen stehen an Orten, die bereits frühmittelalterliche, antike oder sogar jungsteinzeitliche Spuren menschlicher Präsenz aufweisen; dasselbe gilt selbstverständlich für den grösseren Ort Langenthal. Gotthelf stellt demnach eine historisch nicht verbürgte Zweiteilung dar: einerseits den wüsten, öden Raum, andererseits die paradiesisch anmutende Natur, die von Wild und Fisch nur so überquillt. Die «Wahrheit» liegt, wie meistens, irgendwo dazwischen. Die Landschaften, in denen sich Kurt bewegt, waren in Wirklichkeit schon von Menschenhand gestaltete Räume, weder Wildnis noch Idylle und gewiss nicht arm und rückständig.

Ora et labora!

Wer über den Oberaargau im Mittelalter sprach, durfte eines unmöglich vergessen: das Kloster Sankt Urban. Dies war auch Gotthelf bewusst, und so spielen die Zisterzienser denn eine prominente Rolle in «Kurt von Koppigen». ²² Das Kloster war eine Niederlassung des Ordens von 1194; seine meisten Besitzungen hatte es in Gegenden, die heute eher als zentrumsfern gelten (Emmental, Oberaargau, angrenzender Kanton Luzern). Im 13. Jahrhundert jedoch trug Sankt Urban massgeblich zur Erschliessung und ökonomischen Modernisierung der Region bei. Als Filiale des Klosters Lützel (Lucelle, Ajoie), zählte es zu den insgesamt 30 Schweizer Zisterzienserfilialen (acht Männer-, 22 Frauenklöster²³). Typisch für den Orden war, dass er sich im Mittelland etablierte, und zwar in nur relativer Abgeschiedenheit. Die klösterliche Ruhe verlangte nach einer Gegend, die nicht zu sehr vom Verkehr berührt war. Da die Zisterzienser Selbstversorger waren, benötigten sie ausreichend Wasser (Fischteiche, Mühlen), Holz und fruchtbares Land. Gleichzeitig suchten die Klöster die

Nähe zu einem Marktort, wo sie ihre Überschüsse verkaufen konnten. Auch Sankt Urban folgte diesem Muster: Mit den Flüssen Langeten, Rot und Önz bewässerten sie ihre Matten, während Zofingen als naher Marktort diente. Die Mönche erweiterten das Netz der zisterziensischen Grangien (Getreidespeicher), indem sie landwirtschaftliche Höfe aufbauten, die dem neusten Technikstand entsprachen. Damit trugen sie zur Erweiterung und Erschliessung der Ressourcen bei (neue Siedlungsräume, Rodung, Dreizelgenwirtschaft), was mit einem dauerhaften Bevölkerungswachstum verknüpft war.²⁴

Die Mönche Sankt Urbans nun spielen in «Kurt von Koppigen» eine auffallend positive Rolle. Ihr Kloster ist ein Hort der Zivilisation und der Gastfreundschaft in einer Zeit politischer Wirren und grassierenden Egoismus unter den Adelsfamilien. Kurt schenken die Mönche ein Pferd und beraten ihn auf seinen Abenteuerfahrten; mit seinem Schwiegervater verstehen sie sich bestens. Wie erklärt es sich, dass ein protestantischer Pfarrer einen geistlichen Orden auf diese Weise würdigte? Diese Hommage, auf den ersten Blick alles andere als selbstverständlich, erklärt sich aus politischen Gründen. In keiner anderen Zeit entdeckte Gotthelf mehr Parallelen zu seiner eigenen Epoche als in jenem Abschnitt des Mittelalters, den er im Roman eine «wüste wilde Zeit» (S. 100) nennt: die rund 25 Jahre zwischen dem Tode Kaiser Friedrichs II. von Hohenstaufen 1250 und der Wahl Rudolfs IV. von Habsburg zum römisch-deutschen König 1273 (als solcher Rudolf I.). Dieses sog. Interregnum war eine Zeit des Machtvakuum mit entsprechenden politischen Wirren. Doch was in der Erzählung im Hochmittelalter angesiedelt ist, ist für den Erzähler stets Abbild und Vision der Gegenwart bzw. der nahen Zukunft in der Mitte des 19. Jahrhunderts. Auch die 1840er-Jahre erlebte Gotthelf als eine Art Interregnum: als Übergangszeit ungewissen Ausgangs, die von vielen politischen und sogar kriegerischen Auseinandersetzungen geprägt war. Es erstaunt deshalb nicht, dass gerade die Zweitfassung des «Kurt von Koppigen» von 1850 von zahlreichen Anspielungen auf die zeitgenössische Politik (Klosteraufhebung im Aargau, Freischarenzüge, Sonderbundskrieg) durchzogen ist. Das Kloster Sankt Urban wurde 1848 mit der Erschaffung des Schweizerischen Bundesstaates aufgehoben. Die ehemals grossen Leistungen der Zisterzienser in der Region bewogen Gotthelf sicherlich dazu, ihnen noch ein literarisches Denkmal zu setzen.



Ikongraphische Überraschungen

Die Vorbereitung der neusten Ausgabe des «Kurt von Koppigen» bot ebenfalls Überraschungen im Bereich der darstellenden Kunst. Geplant war ursprünglich, die Zeichnungen des Berner Illustrators Rudolf Mürger (1862–1929) wieder abzdrukken, die dieser für die Edition von 1904²⁵ geschaffen hatte. In Mürgers Nachlass in der Berner Burgerbibliothek (BBB)²⁶ fanden die Herausgeber schliesslich etwas, das sie auf eine andere Idee brachte: ein Notizbuch, in das Mürger mittelalterliche Sujets gezeichnet hatte, die ihm vermutlich als Inspirationshilfen für die Illustrierung der Buchausgabe von 1904 dienten. Viele der rund 40 Bleistiftzeichnungen sind von französischen Bemerkungen begleitet, was auf eine nicht unbedingt schweizerische Quelle hindeutete. Mürgers Vorlage war, so stellte sich kurz später heraus, ein Band der grossen Kunst-Enzyklopädie des französischen Architekturhistorikers Eugène Viollet-le-Duc, der «Dictionnaire raisonné du mobilier français de l'époque Carolingienne à la Renaissance» (Paris 1868).²⁷ Viollet-le-Duc gilt als einer der Väter des europäischen Denkmalschutzes, ihm kommen u.a. grosse Verdienste um die Restaurierung der südfranzösischen mittelalterlichen Stadt Carcassonne zu, aber auch der Kathedrale von Lausanne, die als bedeutendstes gotisches Bauwerk der Schweiz gilt. Fast alle Zeichnungen Mürgers finden sich in Viollets Enzyklopädie wieder, die sehr rasch zu einem Standardwerk mutierte. So illustrieren nun in der jüngsten Ausgabe des «Kurt von Koppigen» Zeichnungen, die auf authentische mittelalterliche Vorbilder zurückgehen, eine fiktive Geschichte, die im realen Oberaargau spielt, und bringen zugleich ein bisschen den Duft der grossen weiten Welt in diese Gegend.

Oben: Eine Zeichnung von Viollet-le Duc, die Mürger als Vorlage diente.
Unten: E. Viollet-le-Duc (1814 Paris-1879 Lausanne)
Fotos: Wikipedia



Stadtbefestigung von
Carcassonne (Département
de l'Aude)
Foto: fiveminutehistory.com

Anmerkungen

¹ Vgl. dazu allg. «... wie zu Gotthelfs Zeiten?» Sonderheft der Berner Zeitschrift für Geschichte in Kooperation mit der Berner Burgerbibliothek. Hg. von Martin Stuber, Gerrendina Gerber-Visser und Marianne Derron, 75,4 (2014). ² Vgl. Derron, Marianne; Graf, Ruedi; Wernicke, Norbert: «Ein Fund zwischen alten Brettern: Jeremias Gotthelf in Inkwil.» JOA 58 (2015), S. 8-21, hier S. 8; Jeremias Gotthelf: Politische Publizistik 1828–1854. Bd. 1: Text. Hg. von Ruedi Graf, Norbert D. Wernicke u.a. Hildesheim, Zürich, New York 2012 (HKG F 1.2), Nr. 1. ³ Dieser Beitrag ist eine stark gekürzte Version des Nachwortes dieser jüngsten Ausgabe. ⁴ Brief vom 1.2.1819, in: Jeremias Gotthelf. Sämtliche Werke in 24 Bänden und 18 Ergänzungsbänden. Hg. von Rudolf Hunziker u.a., Erlbach (ZH) 1911-1977. Hier Ergänzungsband 4, Nr. 8, S. 17f. ⁵ Manuel, Dr. C[arl]: Albert Bitzios. In: Jeremias Gotthelfs (Albert Bitzios) gesammelte Schriften. Neue wohlfeile Ausgabe. 24. Bd. Berlin: Springer, 1861, S. 9 und 22. ⁶ Vgl. Wernicke, in: Mahlmann-Bauer, Barbara u.a. (Hg.): Jeremias Gotthelf und die Schule.

Katalog zur Ausstellung in der Gotthelf-Stube Lützelflüh 2009. Bern 2009, S. 33–37. ⁷ Vgl. «Abhandlungen des Historischen Vereins des Kantons Bern» 1 (1848), S. 10. ⁸ Vgl. z.B. Mäder, Paul: Gotthelfs historische Novellistik und ihre Quellen. Bern 1932 (Sprache und Dichtung 53), S. 54f. ⁹ Vgl. Stettler, F[riedrich]: «Versuch einer urkundlichen Geschichte der Ritter von Thorberg.» Abhandlungen des Historischen Vereins des Kantons Bern 1 (1848), S. 13–79, hier S. 59 (online unter: www.digibern.ch). ¹⁰ Zitiert in: Aeschlimann, Johann Rudolf: Geschichte von Burgdorf und Umgegend: meist aus Documenten gezogen und mit den wichtigsten Urkunden begleitet. Zwickau: Richter, 1847, S. 34 (online unter: www.e-rara.ch). ¹¹ Vgl. Bill, Heinz u.a.: Koppigen. Chronik. o.O. 2004, S. 18f. ¹² Vgl. Art. «Aeschlimann, Johann Rudolf», in: Historisches Lexikon der Schweiz (www.hls.ch). Aeschlimanns Chronik erschien erst 1847 gedruckt, aber Kopien der handschriftlichen Vorfassungen zirkulierten viel früher unter Geschichtsinteressierten der Region. ¹³ Vgl. Walthard, J[ohann] R[udolf]: Généalogie avec des blasons. J–N. und ders.: Généalogie J–L. [o.J. o.O.; Hs. in BBB], S. 81–81 bzw. 213. Mäder, wie Anm. 8, S. 57 täuschte sich also, wenn er von einer «willkürliche[n] Annahme» Gotthelfs sprach. ¹⁴ Vgl. Sämtliche Werke, wie Anm. 4, Bd. 19, S. 421. ¹⁵ Vgl. Mäder, wie Anm. 8, S. 55. ¹⁶ Vgl. Manuel, wie Anm. 5, S. 15; Tschopp, Silvia Serena: Die Geburt der Nation aus dem Geist der Geschichte. Historische Dichtung. Schweizer Autoren des 19. Jahrhunderts. Tübingen 2004 (Studien zur deutschen Literatur 172), S. 238–241. ¹⁷ Müller, Johannes von: Vier und zwanzig Bücher allgemeiner Geschichten besonders der Europäischen Menschheit. 2. Bd., Tübingen: Cotta 1810., 2. Bd., S. 255f.; vgl. auch Tillier, Johann Anton von: Geschichte des eidgenössischen Freistaates Bern, von seinem Ursprunge bis zu seinem Untergange im Jahre 1798. 5 Bände, Bern 1838–1840, hier Bd. 1, S. 71 (online unter: www.digibern.ch). ¹⁸ Vgl. Tschopp 2004, wie Anm. 16, S. 239f. Von Müller 1825, S. 520f., 523. Auch Johann Konrad Vögelin behandelt die Regensberger Fehde ausführlich; vgl. ders.: Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft. 3 Bände, Zürich 1820 [2. Aufl. 1827], hier 1. Bd., S. 101–106 (online unter: www.e-rara.ch). ¹⁹ Vgl. Kaelin, J.: «Zur Vorgeschichte unseres historischen Jahrbuches». Jahrbuch für solothurnische Geschichte 1 (1928), S. VII–XII. ²⁰ Pipitz, F[ranz] E[rnst]: Die Grafen von Kyburg. Leipzig 1839, S. 85. ²¹ In den Romanen «Geld und Geist», «Käseri in der Vehfreude» und «Leiden und Freuden eines Schulmeisters», Bd. 1. ²² Quellen für Bitzios waren vielleicht die lateinische Chronik des Klosters St. Urban, die 1846 teilübersetzt im «Geschichtsfreund» erschien, sowie die Roggwiler Chronik von Johannes Glur (1835). ²³ Vgl. Altermatt, P. Alberich M. u.a.: Sankt Urban 1194-1994. Ein ehemaliges Zisterzienser Kloster. Hg. im Auftrag des Regierungsrates des Kantons Luzern. Bern 1994; Tresp, Ernst: Mönche als Pioniere. Die Zisterzienser im Mittelalter. Hg. vom Verein für wirtschaftshistorische Studien. Meilen 1997 (Schweizer Pioniere der Wirtschaft und Technik 65). ²⁴ Vgl. Art. «Grangie» und «Landesausbau» in: Historisches Lexikon der Schweiz (www.hls.ch); Dubler, Anne-Marie: Geschichte der Luzerner Wirtschaft. Volk, Staat und Wirtschaft im Wandel der Jahrhunderte. Luzern/Stuttgart 1983, S. 73–80. ²⁵ Kurt von Koppigen von Jeremias Gotthelf. Mit Bildern und anderem Buchschmuck von Rudolf Mürger [Einführung von Otto von Greyerz]. Bern 1904. ²⁶ Signatur N Rudolf Mürger 31 (1) und (2). ²⁷ Ich danke dem Romanisten Alain Corbellari für den entsprechenden Tipp.

Auf Hermann Jabergs Spuren

Daniel Gaberell

Immer wieder entdeckt man bei kulturellen Veranstaltungen in der Stadt Langenthal, meist unten, etwas unscheinbar bei den Unterstützenden, das Logo der Stiftung Jaberg. Auch die Jahrbuchvereinigung durfte bereits früher und vor allem bei der heurigen, der 60. Ausgabe, auf ein freundliches Engagement durch die Stiftung Jaberg zählen. Grund genug also, etwas mehr über die Stiftung und dessen Gründer, Hermann Jaberg, in Erfahrung zu bringen.

Die Spurensuche begann bei Zeitzeugen, die Hermann Jaberg noch zu seinen Lebzeiten kannten. Zum Beispiel Andrea Schlatter-Jaberg, die Nichte von Hermann Jaberg; sie zügelte zahlreiche Fotoalben nach Stein am Rhein. Weitere Informationen kamen von der Familie Hunziker – allen voran Ruth Hunziker, die mit Fritz Hunziker verheiratet war – er war während Jahren bei Jabergs als Optiker angestellt. Ihr Sohn Michael wurde übrigens ebenfalls Optiker und gründete 1992 Hunziker Optik an der St. Urbanstrasse. Oder Christof Lang, der Foto Lang AG an der Schulhausstrasse führt – seine Mutter übernahm das Fotofachgeschäft von Hermann Jaberg. Auch die Tochter von Frau Lang, Susanne Mangone, Gottenkind von Dora Jaberg, half mit weiteren Puzzleteilen einen Überblick zu erarbeiten. Und dann hielt natürlich Martin Stauffer einiges an Informationen bereit; er ist Präsident der Stiftung Jaberg und beriet Hermann Jaberg zu Lebzeiten juristisch.

Sie alle waren dafür verantwortlich, dass schliesslich ein Strauss an Informationen über den bedeutenden Langenthaler zusammenkam. Pfarrer Hans Zahnd gestaltete aus ihnen 2007 die Abdankungsrede über Hermann Jaberg. Sie ist nachfolgend in leicht überarbeiteter Version zu lesen:



Hermann Jaberg im Militärdienst und mit treuem Begleiter (1957).
Fotonachlass Andrea Schlatter-Jaberg

Hermann Jaberg

Hermann Jaberg kam am 13. November 1911 in Langenthal zur Welt. Zur Familie gehörte eine ältere Schwester, Gertrud, und ein jüngerer Bruder, Karl. Sie lebten an der Langenthaler Marktgasse, wo der Vater ein Uhren- und Optikergeschäft führte.

Als Herrmann Jaberg die Schule beendete, tat er es seinem Vater gleich und liess sich zuerst in der «Ecole d'horlogerie» in Biel zum Uhren-Techniker ausbilden – das war von 1927 bis 1932. Er galt als überaus intelligenter Schüler und vertrat darum regelmässig die Lehrer und hielt für sie Vorlesungen vor der eigenen Klasse. In jener Zeit entwickelte er das schweizweit bekannte und über viele Jahre hinweg am Schweizer Radio gesendete Zeitzeichen, die sogenannte «Sprechende Uhr».

Auf Anraten seines Vaters hin lernte er noch zusätzlich den Beruf des Optikers, und zwar in Berlin. Dank seiner guten Zeugnisse erhielt er dort einen Ausbildungsplatz an der renommierten Optikerschule. Und es war auch in Berlin, wo er 1936 – während den Olympischen Sommerspielen – in einem bekannten Berliner Kellerrestaurant seine künftige Frau Dora Hübner kennenlernte. Sie war dort nach einer Probe als Mitglied des Chors, welcher an der Eröffnungsfeier der Olympischen Spiele auftrat. Zwei Jahre später, im März 1938, heirateten die zwei in Frankfurt – die Ehe blieb kinderlos.

Mit der Heirat gab Dora Hübner ihre gute Anstellung in einem Berliner Ministerium auf und zog nach Langenthal. Zuerst wohnten sie am Adlerweg, bevor sie 1960 an der Falkenstrasse ein Haus nach Hermanns Ideen errichten liessen. Gemeinsam übernahmen sie den Laden von Hermann Jabergs Vater und bauten diesen sukzessive zu einem gut florierenden Optiker-, Foto- und Schmuckgeschäft aus. Wie Hermann Jaberg erzählte, begann sein Geschäft allerdings erst nach einer längeren Durststrecke zu rentieren. Er leistete zudem mehrere Monate Aktivdienst während des Zweiten Weltkrieges, zum Glück half während dieser Zeit, nebst seiner Frau Dora seine Schwester Gertrud im Ladengeschäft mit.

Hermann Jaberg zweimal mit seiner Frau Dora (undatiert).
Fotonachlass Andrea Schlatter-Jaberg



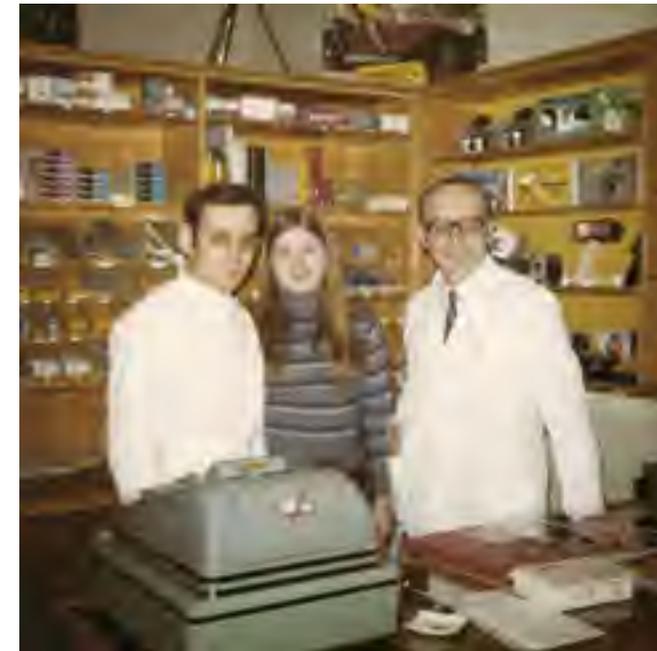
Als die Jabergs ins Pensionsalter kamen, übergaben sie das Fotogeschäft im Jahre 1979 an Christel Lang (heute Foto Lang AG), und auch für das Optikergeschäft fanden sie eine Lösung.

In Langenthal galt Hermann Jaberg als Gentleman der alten Schule. Er war stets gut gekleidet, gepflegt, charmant, galant, höflich und immer sehr korrekt mit seinen Mitmenschen. Und er war ein vielseitig begabter und interessierter Mensch. Während seine Frau ein grosses Herz für Tiere hatte – Dackelhunde waren fester Bestandteil der Jaberg-Familie – galt seine Leidenschaft dem Lesen von Weltliteratur und dem Besuch von Kammermusikkonzerten, natürlich immer in Begleitung seiner Frau. Auch Curlingspielen und Wandern gehörten zu seinen Hobbys. Und er war ein Gourmet! Er liebte das feine Essen, was ihn und seine Frau, zusammen mit der befreundeten Lydia Eymann, viele Male ins nahe Elsass auf Schlemmertouren führte. Aber auch im Hotel Bären in Langenthal und in anderen Restaurants in der nahen Umgebung war er oft ein gern gesehener Gast. Sein privater Weinkeller, so erzählte man, habe sich durchaus sehen lassen können.

An seinem 95. Geburtstag lud er ein letztes Mal seine wichtigen noch lebenden Menschen ein und hielt eine sehr persönliche Rede. Zweieinhalb Monate später, am 29. Januar 2007, verstarb Hermann Jaberg.

Die Stiftung Jaberg

Hermann Jaberg war ein tüchtiger Geschäftsmann. Streng und genau, wie erzählt wird; eine gute Voraussetzung, um in den sowieso vielversprechenden Nachkriegsjahren sein Optiker- und Uhrengeschäft zum Erfolg zu führen. Weil Jabergs kinderlos blieben, gab es keine pflichtteilsgeschützten Erben. Aus diesem Grund fragte Jaberg «seinen» Notar Martin Stauffer, wie sich das erarbeitete Geld sinnvoll einsetzen liesse – gerne würde er, Jaberg, den Langenthalerinnen und Langenthalern etwas zurückgeben, da er doch sein Kapital dank der hiesigen Bevölkerung überhaupt erst erwirtschaften konnte. Gemeinsam entstand die Idee, mit seinem Vermächtnis eine Stiftung zu gründen und im Stiftungszweck zu



Fritz Hunziker (links) und Hermann Jaberg mit einer Angestellten im Geschäft an der Marktgasse (1972). Rechts: Hermann Jaberg bei der Arbeit (undatiert).
Fotonachlass Andrea Schlatter-Jaberg



definieren, dass publikumswirksame Kulturanlässe ohne kommerzielle Absichten für finanzielle Unterstützungen Gesuche bei der Stiftung einreichen können. Eine weitere Bedingung war, dass einerseits keine Privatpersonen und andererseits nur Anfragen aus Langenthal berücksichtigt werden. Und: Innerhalb von 15 Jahren muss das gesamte Vermögen der Stiftung verteilt worden sein.

Hermann Jaberg war es wichtig, mit wem der Stiftungsrat besetzt wird. So trifft sich der heutige Stiftungsrat noch immer in derselben Besetzung, wie Hermann Jaberg es damals für gut befand: Martin Stauffer hat, wie erwähnt, den Vorsitz. Kurt Blauenstein kannte er bereits aus beruflichen Gründen. Urs Baumann und Alexandra Schär ergänzten auf Empfehlung von Notar Stauffer den Stiftungsrat.

So kam es, dass seit 2008 jährlich ca. 25 Unterstützungsgesuche berücksichtigt werden – 2022 wird dann Schluss sein. Die Palette von Engagements ist breit: Spezielle Anlässe innerhalb der grösseren Kulturhäuser wie Kunsthhaus, Chrämerhuus, Stadttheater und Museum gehören beispielsweise zu den Nutzniessern. Aber auch einmalige und wiederkehrende Veranstaltungen wie zum Beispiel die Gartenoper, die Kulturnacht, Theater überLand, Bühne frei!, Kinderkino Zauberlaterne, Langenthaler Chöre, Kammermusik und viele mehr profitieren aus dem Vermögen von Hermann Jaberg.

Somit kann ohne zu übertreiben gesagt werden: Hermann Jaberg gibt den Langenthalerinnen und Langenthalern viel zurück – er wäre mit Sicherheit sehr glücklich darüber.

Hermann Jaberg war immer galant und gut gekleidet. Ein Gentleman durch und durch.
Fotonachlass Andrea Schlatter-Jaberg



Die Oshwand in den Buchsibergen (II)

Wie der Weiler Oshwand zum Zentrum einer Schul- und Filialkirchgemeinde und zum Treffpunkt unternehmerischer Kräfte wurde

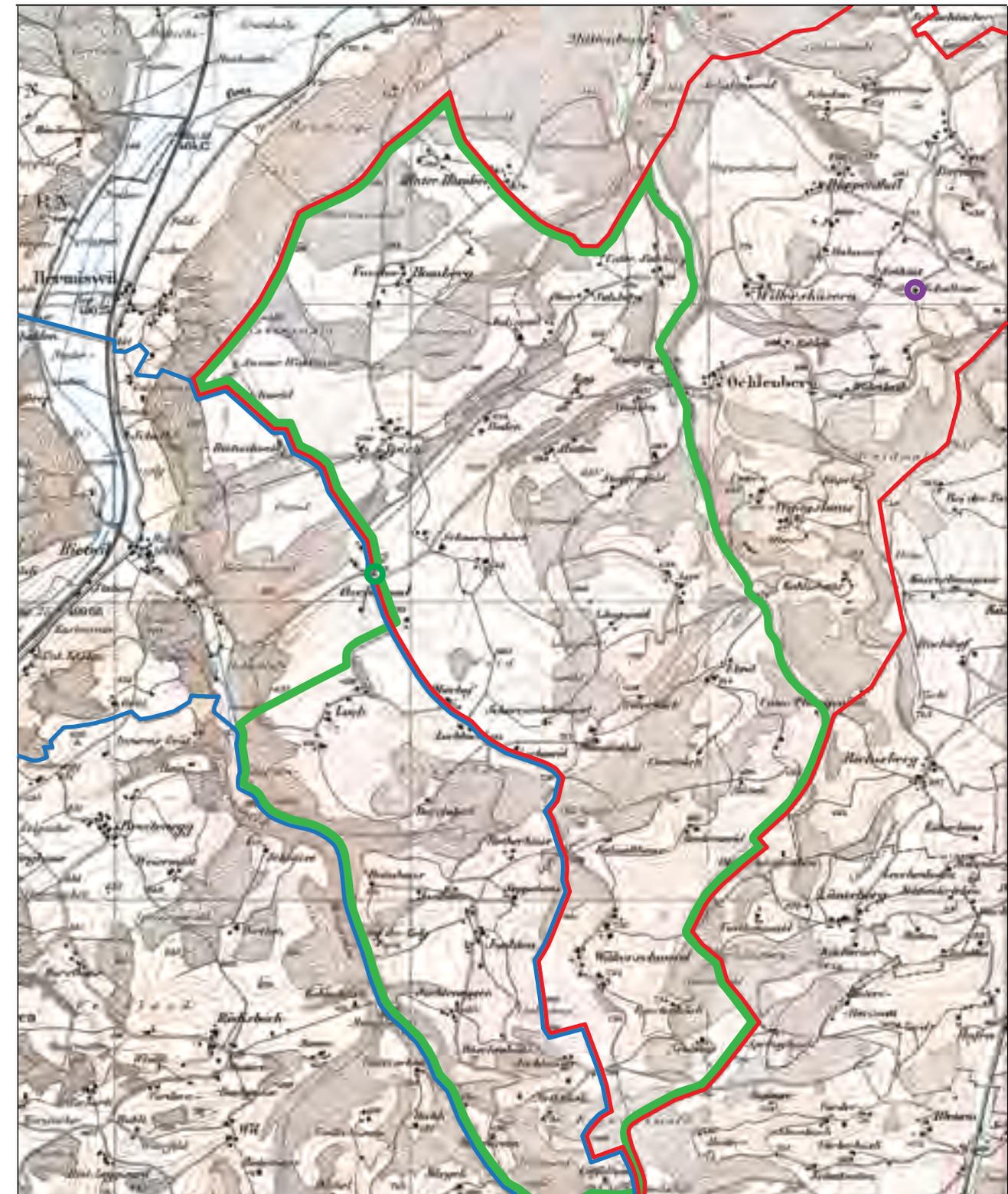
Anne-Marie Dubler

Im Frühjahr 2018 wird der kunst- und kulturinteressierten Öffentlichkeit die Wirkungsstätte des Malers Cuno Amiet in Oshwand als «Begegnungsort» und Amiet-Museum zugänglich gemacht und gleichzeitig die reich bebilderte kunst- und architekturgeschichtliche Buchpublikation «Amiet Kunstplatz Oshwand» präsentiert werden. Diese dokumentiert Amiets Schaffen sowie sein 1908 erbautes Jugendstilhaus, das 1912 erworbene nahe Bauernhaus mit Amiets Atelier in der Tenne sowie den Ziergarten, der bis dann erneut in Amiets bunten Farben blühen wird. Für diese Publikation verfasste ich das «Porträt der Oshwand». Das Projekt wird vom Amiet-Erben Daniel Thalmann und seiner Gattin Pia Thalmann getragen.¹

Die für das «Porträt» unternommene Forschungsarbeit im Staatsarchiv Bern förderte unerwartete Funde an Schriftquellen zutage, die thematisch über das gewünschte Porträt hinausgingen. Nach dessen Abschluss wurde die Forschungsarbeit erweitert auf eine Gesamtschau der historischen Region Buchsiberge und ihres dörflichen Zentrums Oshwand vom Hochmittelalter – und im Rahmen der Oral History mit den Aussagen von Zeitzeugen² – bis heute. Aufwändige Recherchen zum Personenstand der bekannten frühen Oshwander Unternehmer waren unerwartet aufschlussreich.³ Im Jahrbuch 2016 erschien die Rechts-, Wirtschafts-, Verkehrs- und Bevölkerungsgeschichte der Buchsiberge im Umfang der Gemeinden Seeberg und Ochlenberg unter dem Titel «Die Oshwand in den Buchsibergen (I). Entstehung und Wandel». Im Jahrbuch 2017 erscheint nun der zweite Teil der Regionalgeschichte mit dem Fokus auf der Entwicklung des Weilers Oshwand zum dörflichen Zentrum einer grossen Schul- und Filialkirchgemeinde, auf die dortigen Schulverhältnisse sowie auf die fast abenteuerliche Entstehungsgeschichte der Wirtschaft Oshwand.

Abb. 1: Die Oshwand in den Buchsibergen um 1885

- Gemeindegrenzen:
- Gemeinde Ochlenberg
 - Gemeinde Seeberg
 - Schulgem. Oshwand
- Schulstandorte:
- Oshwand
 - Neuhaus



Siegfriedkarte 1:25 000 um 1885
Quelle: Bundesamt für Landestopografie (Art. 30 GeoIV)

Kartografie: kohlikarto.ch

Wie der Weiler Oschwand zum dörflichen Zentrum einer grossen Schul- und Ferialkirchgemeinde wurde

Die religiöse Erziehung des Volks wurde zur wichtigen Aufgabe der reformierten Kirche: Auf dem Land sollte den «*Bauren- oder Landtskindern*» in Schulen Religion und Sittlichkeit, das Lesen, Schreiben und Singen beigebracht werden.⁴ Erste Schulen entstanden in den Kirchdörfern unter der Aufsicht der Pfarrer. Beim Aufbau des Volksschulwesens auf dem Land leisteten somit die Kirchgemeinden Pionierarbeit. Ursprünglich waren Herzogenbuchsee und Seeberg Schulorte für die ganze Kirchgemeinde, bis in den «*aussern*» Gemeinden zwischen 1645 und 1720 eigene Schulen entstanden. Von der Oschwand aus waren die Kinder teils nach Herzogenbuchsee, teils nach Seeberg schulpflichtig. Beides waren weite Schulwege und für Kinder aus den vielen abgelegenen, kaum durch Wege erschlossenen Höfen fast nicht zu meistern. Als im 18. Jahrhundert die Täuferbewegung in den Buchsibergen Anhänger fand, wurden Schulen auch im Berggebiet eingerichtet. Zu nicht belegbarer Zeit – vielleicht in den 1770er oder 1780er Jahren – eröffnete die Kirchgemeinde Herzogenbuchsee in der Ortsgemeinde Ochlenberg zwei Schulen – eine für den östlichen Gemeindeteil nahe beim Weiler Neuhaus an einem Wegkreuz auf dem Feld, die andere für den westlichen Teil an einem Wegkreuz im Weiler Oschwand. Die Grenze zwischen den beiden Schulgemeinden verlief im Stauffenbachgraben (Abb. 1). Beide Schulen unterstanden der Aufsicht des Helfers des Pfarrers von Herzogenbuchsee.

Der Bauernweiler Oschwand (Mundart: Oschwang) war nun plötzlich das Zentrum einer weitläufigen Schulgemeinde: Diese umfasste nicht nur Ochlenberger Gemeindegebiet im Norden von den Höfen im Homberg (Mundart: Humburg) bis zu den Höfen von Wäckerschwend im Süden, sondern im Norden auch das bis 1665 solothurnische Hermiswil im Kirchspiel Herzogenbuchsee und im Süden die Weiler und Höfe von Juchten und Loch im Kirchspiel Seeberg. Merkwürdigerweise wurden die wenigen Höfe im Weiler Oschwand, die seit dem Mittelalter dem Kirchspiel Seeberg zugehörten, nicht auch in die Schulgemeinde Oschwand integriert, obschon das Schulhaus jenseits der Strasse stand: Oschwand-Seeberg blieb nach Seeberg schulpflichtig.⁵ 1794 weigerte sich nun aber das entfernte Hermiswil, seine Kinder weiterhin in die Oschwand zu schicken mit dem

Argument, dass die Schule dort mit Kindern übersetzt, der Schulweg weit und steil und im Winter gefährlich sei. Gleichzeitig wollten Riedtwil und Grasswil ihre Schüler nicht mehr nach Seeberg zur Schule schicken. So kam es 1794 zur Schaffung von drei Schulgemeinden: Neu jene von Grasswil (Nieder- und Obergrasswil) und die gemeinsame von Riedtwil und Hermiswil mit dem Schulhaus am Weg zwischen den beiden Orten sowie die Schulgemeinde Oschwand, neu ohne Hermiswil, doch weiterhin sehr umfangreich (Abb. 1).⁶ Weil mit dem Wegfall von Hermiswil auch dessen Anteil an den Lehrerlohn in Oschwand entfiel, überliess die Schulgemeinde Oschwand ihrem Lehrer als Ersatz ein grosses Stück Gartenland zur Nutzung. Als sich die Ortsgemeinde Riedtwil nach 1860 der Seeberger Verwaltung entzog und sich verselbstständigte, gehörte Oschwand-Seeberg ab da sowohl in die Verwaltung der Orts- als auch der Schulgemeinde Riedtwil. Riedtwil aber zahlte Schulgeld für die Schüler von Oschwand-Seeberg und überliess diese der Schule Oschwand.⁷ Das kirchliche Aufsichtsrecht über den Schulbetrieb in Oschwand übten ab da der Pfarrer von Seeberg und der Helfer des Pfarrers von Herzogenbuchsee gemeinsam aus.

Da die Kirchen Herzogenbuchsee und Seeberg entfernt lagen, wurde sonntags im Schulhaus Oschwand die «*Kinderlehre*» gehalten – im Winter jeden Sonntag, im Sommer alle 14 Tage durch den Lehrer. Später teilten sich der Pfarrer von Seeberg und der Helfer in Herzogenbuchsee in die Aufgabe. Die Seelsorger erwarteten, dass die Eltern der Kinder an der «*religiösen Erbauung*» teilnahmen.⁸ Ab 1848 begann in der Gemeinde Ochlenberg eine teils heftig geführte Diskussion um die Ablösung von der Kirche Herzogenbuchsee und die Errichtung einer eigenen Pfarrei, eines eigenen Bethauses und einer Begräbnisstätte in Ochlenberg.⁹ Die in der Reformation abgegangene St. Afra-Kapelle in Stauffen, deren Spuren der Archäologe Albert Jahn 1857 noch vorfand, dürfte die Diskussion angeheizt haben. 1869 bot der Pfarrer von Herzogenbuchsee der Gemeinde einen Ferialgottesdienst im hierfür neu erbauten, zweckmässig eingerichteten Schulhaus von Oschwand an. 1874 folgte die Schulgemeinde Oschwand nach und spendete für einen Gottesacker kostenlos Land nahe beim Schulhaus. Im gleichen Jahr bewilligte die bernische Kirchendirektion das Taufen an Gottesdiensten auf der Oschwand. Das beflügelte die Lösung des jahrelangen Streits um den

Standort von Predigtsaal und Totenacker: die Lösung lag in der Gleichbehandlung der beiden Orte: Einmal im Monat fand nun eine Predigt alternierend in den Schulhäusern Oschwand und Neuhaus statt. An beiden Orten wurde ein Friedhof geschaffen, wofür Ochlenbergs Gemeindekasse jeder Schulgemeinde einen Beitrag von 1000 Franken an die Kosten bewilligte.

Abb. 2: Der Friedhof von Oschwand, 1875 angelegt, mit der Grabstätte von Cuno (1961†) und Anna Amiet-Luder (1954†).
Foto von 2015: Rune Aaslid, Bern



In der Siegfriedkarte von 1885 sind die beiden Friedhöfe verzeichnet (Abb. 1). So wie die Kinderlehre wurde auch der monatliche Filialgottesdienst im Schulhaus Oschwand wechselweise durch den Pfarrer von Seeberg beziehungsweise den Helfer von Herzogenbuchsee gehalten. Als Predigtsaal dienten die beiden Schulzimmer im Erdgeschoss, die man durch eine aufklappbare Doppelwand zum Saal vereinen konnte.¹⁰ 1876 errichtete man auf dem Dach des Schulhauses das Türmchen mit der Uhr und der Totenglocke, das noch heute zeichenhaft vom erweiterten Aufgabenbereich der Schule kündigt (Abb. 3).¹¹ Bei Todesfällen waren hauptsächlich die Lehrer zu den Abdankungen verpflichtet: Im Schulkreis Oschwand war dies bis zum Rücktritt von Lehrer Rudolf Künsch (1943) abwechselungsweise der Ober- und der Mittelschullehrer und im Schulkreis Neuhaus mit nur zwei Klassen bis zu seiner Pensionierung Lehrer Ernst Bürgi mit vermehrter Unterstützung der Pfarrherren von Herzogenbuchsee. Bis 2008 waren beide Kirchgemeinden an den monatlichen Gottesdiensten und den Abdankungen beteiligt, bis Seeberg den Kirchendienst in der Oschwand aus Kostengründen einstellte. Die Kirchgemeinde Herzogenbuchsee führte ihn bis heute allein weiter, allerdings mit einem reduzierten Angebot von nur noch drei bis vier Gottesdiensten im Jahr und den Abdankungen.¹² Doch kehren wir zum Schuldienst zurück.

Schuldienst im 19. Jahrhundert: Unterbezahlte Lehrer, überfüllte Schulzimmer, überforderte Schulgemeinden

1806 umfasste die Schulgemeinde Oschwand ein Berggebiet mit 91 Haushalten – 39 auf Seeberger und 52 auf Ochlenberger Seite – und mit 21 respektive 54 Schülern. Im Schulhaus gab es für diese 75 Schüler eine einzige Schulstube und einen Lehrer. Das Schulhaus sei alt, aber zweckmässig, die Schulstube gerade noch genügend gross, dafür aber die Lehrerwohnung äusserst klein, steht im Bericht des Pfarrers von Herzogenbuchsee von 1806.¹³ Und der Vikar aus Seeberg vermeldet, dass das Schulhaus schlecht unterhalten sei; wo dieses lag, bleibt unerwähnt. 1806 war die Lehrerstelle im Neuhaus vakant: Die Kinder der «*halben Berggemeind Ochlenberg*» mussten deshalb nach Thörigen zur Schule,

was die dortige Schülerzahl auf 131 Kinder ansteigen liess. Des weiten Schulwegs wegen seien aber bloss deren 111 erschienen. Auch dieses Schulhaus, ein Bau von 1645, war schlecht unterhalten; ein Schüler-WC («s.v. *Secret*») fehlte.

Dem Lehrer in Oschwand erteilten beide Pfarrer gute Noten: Von den schulpflichtigen Kindern erschienen zwar wegen allzu grosser Entfernung nicht alle, doch lehre er die Kinder nach der Methode von Pestalozzi lesen, schreiben, rechnen und singen. Er habe aber wenig Einfluss auf die sittliche Erziehung der Kinder, wird bedauernd angefügt. Da es nur eine Schulstube gab, waren alle Schüler beisammen: Die Kleinen lernten buchstabieren, die Grössern lesen, Heidelberger Katechismus und Psalmen wurden auswendig gelernt – jedes Kind laut vor sich hin, was die «*Schulzucht*» erschwerte, wie dies auch der Oberaargauer Lehrer Samuel Wittwer (1818–1905) in seiner Autobiografie beschreibt.¹⁴ Mässig war der Schulerfolg: Beim Singen und Lesen schnitten die Kinder besser ab als beim Schreiben und Rechnen. Wegen des weiten Kirchwegs hielt der Lehrer von Oschwand an Sonntagen öffentlich Kinderlehre, was ihm indessen mit einem obrigkeitlichen Verweis kurzum untersagt wurde.¹⁵

Die Herkulesarbeit des Lehrers wurde kärglich belohnt: In Oschwand bestand das Einkommen aus der kleinen Wohnung und der Nutzung der 1½ Juchart Gartenland (ca. ½ Hektar), genannt «*Schulhaus Erdrich*» (Abb. 8), sowie aus 7 Klafter Brennholz (18 Kubikmeter), das dem Lehrer zugeführt wurde. Die ihm von den 91 Haushalten geschuldeten 38 Mäss unentspelzten Dinkels (rund 215 Kilogramm) und die 97 Batzen musste er von Hof zu Hof selber einziehen – «*gleichsam zusammenbeteln*». Was überall die Norm war, prangerte der Seeberger Vikar als «*unbeliebige Art*» an, mit der ein Lehrer zu seinem «*so sauer erworbenen Einkommen*» gelangen musste, das ohnehin für den Lebensunterhalt einer Familie nicht ausreichte und einen Nebenberuf unabdingbar mache. Der Lehrer in Oschwand verdiene als Rechenmacher und mit Landarbeit, so der Vikar. 1806 war aber klar: der Lehrerlohn musste aufgebessert werden. Die Gemeinde Ochlenberg entschloss sich 1808, das von ihren Hintersässen jährlich als Niederlassungssteuer geleistete «*Hintersässgeld*» von 5 Pfund statt für die Armenkasse neu an die Lehrerstellen im Neuhaus und auf der Oschwand zu verwenden.¹⁶ Der Lehrerlohn blieb jedoch ein Hungerlohn, nicht nur in Oschwand, sondern auch im Neuhaus, wo

dem Lehrer nebst der «*geräumigen*» Wohnung auch 1¼ Juchart Gartenland, 6 Klafter Holz, 200 Wedelen und 100 Pfund in Naturalien gewährt wurden.¹⁷

In Oschwand war der Schulraum 1810 definitiv zu knapp geworden – die Schulgemeinde hatte ein neues Schulhaus zu bauen; wo sie das baute, wird nicht gesagt – wohl am Standort des alten. Der Bau kostete 3723 Pfund, wozu ein Staatsbeitrag von 350 Pfund kam.¹⁸ Als ab 1820 wie im übrigen Kanton Bern die grossen Jahrgänge schulpflichtig wurden, begann die Schülerzahl kontinuierlich zu steigen: 1830 lag sie in Oschwand bereits bei 172 Kindern – 102 von der Ochlenberger, 70 von der Seeberger Seite. 1832 waren es 187 und 1842 schon über 200 Schüler. Im Neuhaus, wo es nach einem Unterbruch ab 1818 wieder einen Lehrer gab, stieg die Schülerzahl auf 117 (1830), dann auf 124 Kinder (1832). An beiden Orten gab es nur eine Schulstube und einen Lehrer, doch der Pfarrer von Herzogenbuchsee ging auf die prekäre Lage nicht ein. Er beklagte vielmehr den unfleissigen Schulbesuch vor allem im Sommer und forderte eine bessere gemeindliche Aufsicht. Auf Drängen der bildungsfreudigen liberalen Regierung war ab 1832 zur ganztägigen Winterschule von November bis April neu die Sommerschule eingeführt worden – mit nur 12 bis 14 Wochen kürzer und mit 3 Stunden bloss halbtägig. Schulabsenzen im Sommer waren nicht grundlos, denn zur Zeit von Heuet und Ernte wurde auf den Höfen jede Arbeitskraft, auch die der grösseren Kinder, gebraucht. Für den Mehraufwand des Lehrers war jedoch keine Lohnaufbesserung vorgesehen.

Wer waren die Lehrer? Erst ab 1832 treten diese aus der Anonymität der Schulberichte. Wir treffen auf drei Brüder Bögli, die Lehrerstellen in den Buchsibergen besetzten: Jakob Bögli (1784–1854), Lehrer ab 1804 auf der Oschwand, Johann Bögli (1796–1835) ab 1818 im Neuhaus und Samuel Bögli (1804–1828) erst im Graben, dann in Thörigen tätig. Sie waren Söhne des Rechenmachers Ulrich Bögli, eines Ortsbürgers von Juchten, aber wohnhaft auf Wäckerschwend. Jakob und Johann waren mit Töchtern des Josef Kummer von Limpach, wohnhaft zu Oschwand, verheiratet – Jakob 1811 mit Elisabeth und Johann 1819 mit Maria Kummer. Als Ortsbürger von Juchten waren sie nach Seeberg kirchpflichtig.¹⁹ Dies erklärt auch, weshalb sich die Seelsorger von Seeberg mit Schulmeister Jakob Bögli in Oschwand besonders intensiv beschäftigten. Die-

sem wird ein guter Unterricht und eine vergleichsweise gute «Schulzucht» attestiert. Auch diene dieser in der Gemeinde Seeberg neben dem Schuldienst als Gemeindeschreiber und Säckelmeister. Er sei «*sehr fähig, wacker*», und das bei einem Lohn, der viel zu wenig für die grosse Schule sei. Es waren, wie der Vikar zugibt, die Hungerlöhne, welche die Lehrer zu einem Nebenberuf trieben, der oft zum Haupterwerb beitragen müsse. Dies dürfte auf die Brüder Jakob und Johann Bögli zugetroffen haben, die im Nebenberuf wohl besser verdienten.

Lehrer Jakob Bögli jedenfalls war nicht mittellos. Er besass einen kleinen Bauernhof auf der Seeberger Seite, jenseits der Strasse, dem Schulhaus gegenüber, vielleicht als Erbe seines Schwiegervaters Josef Kummer. Böglis Familie wohnte nicht in der kleinen Lehrerwohnung, sondern im Bauernhaus, wo auch der Vater Ulrich Bögli (1750–1818) als Witwer unterkam. Die grosse Zahl der Schüler bewog Jakob, ab 1834 einen jungen Verwandten, nämlich Jakob Bögli (1816–1904), Sohn des Jakob Bögli von Loch, als «*schulgehülfe*» zu beschäftigen. Doch als 1835 Johann Bögli an der Schule Neuhaus erst 39-jährig ganz unerwartet verstarb, meldete sich Jakob an die verwaiste Lehrerstelle und erhielt sie – erst 19-jährig – provisorisch. Nachdem er 1842 fest eingestellt worden war, gab er den Hilfsdienst in Oschwand auf. Damit wurde in Oschwand eine zweite besoldete Lehrerstelle höchst nötig und schliesslich auch noch im gleichen Jahr geschaffen.²⁰ Neben Jakob Bögli unterrichtete nun an den Unterklassen der aus Hellsau stammende 20-jährige Niklaus Dinkelmann, der sich später als Initiant der «Gemeinnützigen Berggesellschaft Wäckerschwend» weit über die Region hinaus einen Namen machen sollte.

Die Kinderzahl nahm indessen weiter zu. 1864 wurde eine dritte Lehrerstelle nötig, die mit Ulrich Flückiger (1832–1911) besetzt wurde, der von seiner Stelle als Lehrer in Wiedlisbach nach Oschwand an die Oberklasse wechselte. Ulrich Flückiger war verheiratet und hatte Kinder.²¹ Die der Familie angebotene Lehrerwohnung bestand jedoch bloss aus der Küche und zwei kleinen Zimmern. Wohl auf seinen Bericht über die prekäre Raumsituation forderte der Schulinspektor die Schulkommission zu einer Bauerweiterung auf. Doch anstelle des teuren Umbaus beschloss die Schulgemeindeversammlung 1867 den Bau eines neuen, grösseren Schulhauses. Das alte Schulhaus von 1810 wurde versteigert und abgebaut. Im Oktober 1869 fand die Eröffnung des neuen dreigeschossigen Rieg-

Abb. 3: Das Schulhaus von Oschwand im Jahr 1887: Der Riegbau von 1869 mit dem Türmchen von 1876, links im Bild die «Wirtschaft Oschwand» und das Bauernhaus der Lehrersfamilie Jakob Bögli-Kummer.
Foto: Louis Bechstein, Burgdorf; Fotoarchiv Ischi Oschwand



baus mit drei Schulzimmern und drei Lehrerwohnungen sowie einer zweigeschossigen Abortanlage im Osten des Neubaus statt (Abb. 3).²² Wie aber kamen die Lehrer Bögli zu ihrem Händlerberuf mit Landesprodukten?²³ Die Erklärung ist einfach. An beiden Schulen Neuhaus und Oschwand mussten die Lehrer ihren Naturallohn in Getreide von Hof zu Hof einsammeln gehen; das war bei Landschulen die Norm. Hofbesitzer und Lehrer kannten sich also von der Schule und der Kirche her; das schaffte Vertrauen. Die schriftkundigen Lehrer Bögli übernahmen es,

Getreide, Gemüse und Vieh bei den teils abgelegenen Berghöfen abzuholen und die Landesprodukte auf die Wochenmärkte von Langenthal, Solothurn und Burgdorf zu bringen. Dort wiederum versahen sie sich mit Krämerware, die im Hofgebiet gebraucht wurde. Erwähnenswert ist, dass zur Verwandtschaft der beiden Ehefrauen Elisabeth und Maria Bögli-Kummer ein Johannes Kummer von Limpach gehörte, der sich 1820 als Taufzeuge gegenüber dem Pfarrer als «*Handelsmann zu Bern*» auswies. Hat er den Brüdern Bögli den Tipp mit dem «Adressenbuch» und der neuen Kundenwerbung gegeben?

Jakob Bögli hatte indessen weitergehende Pläne, wie er die unter der liberalen Regierung geschaffene Gewerbefreiheit besser nützen könnte. Seine nächste Unternehmung war die «*Bäckerei*». Da Kinder mit einem weiten Schulweg über Mittag im Schulhaus blieben, liess er in seinem Haus zu deren Versorgung mit Brot eine erweiterte Backgelegenheit einbauen. Doch mehr kam hinzu: 1842 gingen in Seeberg Gerüchte um, dass Bögli gegenüber dem Schulhaus auf eigenem Land ein Haus hatte bauen lassen und für dieses bei der Behörde um ein Wirtsrecht nachgekommen sei.²⁴ Das war der Beginn eines jahrelangen Verwirrspiels und Ringens um die Erteilung eines Wirtepatents in Oschwand gegen den Widerstand der Pfarrherren. Seitenlange Beschwerden und Anschuldigungen der Pfarrer lösten die einst so lobenden Berichte über Schulmeister Jakob Bögli ab, wie das im übernächsten Kapitel zu lesen ist.

In der Auseinandersetzung zwischen den Kirch- und Einwohnergemeinden um den Unterhalt der Schule und ihrer Lehrer wird die allseits herrschende Armut überdeutlich: Schuld daran trug das damals noch unregelte Steuereinkommen der Gemeinden. Das Schulwesen lag, wie wir sahen, in der fachlichen Kompetenz der Kirche. Die Kirche hätte dieses auch aus ihrem Zehnt-Einkommen und Vermögen unterhalten sollen, doch die Zehntsteuer war inzwischen ablösbar geworden. Die Kirchgemeinden übertrugen daher die Last des Schulhausbaus, des Bauunterhalts und der Lehrerbesoldung den neu geschaffenen, praktisch mittellosen «Schulgemeinden». Staatsbeiträge an die Kosten waren klein, denn auch dem Staat fehlte es an Erträgen. Die Schulgemeinde Oschwand wurde 1846 als «Bürgergemeinde» bezeichnet: Sie war Eigentümerin des Schulgebäudes von 1810, dessen Schatzung damals bei 3500 Franken lag, ähnlich wie die Schulhäuser Grasswil und Neuhaus-Ochlenberg.²⁵ Ohne

Bürgergut, über das nur die alten Bürgergemeinden der Taldörfer mit eigenem Boden, Allmenden und Wäldern, verfügten, wurden die Kosten des Schulwesens auf die Hofbauern des Schulkreises überwältigt, welche die Lehrer mit dem, was sie hatten – mit Naturalien – bezahlten.

Sieben Jahrzehnte Schulgeschichte anhand von Fotografien 1885–1954

Erst als sich zu Ende des 19. Jahrhunderts die Finanzlage des Kantons verbesserte, veränderte sich – zusammen mit dem Professionalisierungsschub in der Lehrerausbildung – das Schulwesen nachhaltig: Der Primarschulunterricht wurde obligatorisch und der Lehrerstand besser besoldet. Nun wurden auch die Klassenbestände kleiner: Im Stichjahr 1907 unterrichteten auf der Oschwand drei Lehrpersonen: die Lehrerin Verena Schneeberger-Seiler an den unteren Klassen, Johann Meyer an den mittleren und Ulrich Flückiger an den oberen Klassen; jede Klasse umfasste zwei Jahrgänge.²⁶ 1911 veranlasste die Schulgemeinde die Renovation des Schulhauses: Der zweigeschossige WC-Trakt wurde um ein Geschoss erhöht und das elektrische Licht installiert, was damals 10 300 Franken verschlang.²⁷

Mit der Zeit wuchsen aber auch die Raumansprüche bei den Klassenzimmern und vor allem auch bei den Lehrerwohnungen. Lehrer Fritz Müller (1891–1971) von Niederbipp, ab 1912 Lehrer an der Mittelschule Oschwand, lehnte es nach seiner Verheiratung mit der Wirtstochter Maria Schöni 1916 ab, weiterhin in der engen Amtswohnung zu leben. Er mietete die einst vom Ehepaar Cuno und Anna Amiet belegte Wohnung im 2. Stock der Wirtschaft, bis er 1927/28 ins eigene Haus am Weg nach Spych-Riedtwil umzog.²⁸ Als die Schule Oschwand vier Lehrpersonen beschäftigte, baute die Gemeinde das kleine Lehrerhaus im Schulhausareal.

Doch 1959 musste sich die Gemeinde zur Totalanierung und zum Ausbau des Schulhauses entscheiden; es brauchte neben den vier Klassenzimmern auch Werkräume und grössere Lehrerwohnungen, die den «gesetzlichen Ansprüchen» entsprächen. So entstand im Osten anstelle des dreigeschossigen WC-Trakts von 1911 der dreigeschossige Anbau mit drei Lehrerwohnungen. Die alte Lehrerwohnung im Dachgeschoss

Abb. 4: Oberschule Oschwand 1885: Lehrer Ulrich Flückiger mit 61 Schülerinnen und Schülern. In der obersten Schülerreihe Mitte Franz Bögli (*1871), Grossvater von Wirt Peter Schöni (+), darunter in der 4. Reihe die Lehrerstochter Mina Flückiger (*1871) mit der fünfjährigen Schwester Frieda (*1880). Fotograf unbekannt; Fotoarchiv Ischi Oschwand



Abb. 5: Unterschule Oschwand 1911: Lehrerin Verena Schneeberger-Seiler mit 56 Schülerinnen und Schülern der Jahrgänge 1904/05. StABE, N 8, Nachlass Fritz Müller-Schöni, Oschwand



Abb. 6: Unterschule Oschwand 1932: Lehrerin Hanni Affolter-Beer mit 42 Schülerinnen und Schülern der Jahrgänge 1923/24, unter ihnen Walter Ischi (X). Fotograf unbekannt; Fotoarchiv Ischi Oschwand



Abb. 7: Oberschule Oschwand 1954: Lehrer Fritz Müller-Schöni mit 26 Schülerinnen und Schülern der 7. bis 9. Klasse; im Hintergrund der Kachelofen mit dem Rauchabzug quer durch das Schulzimmer zum zentralen Kamin gegenüber. Fotograf unbekannt; StABE, N 8, Nachlass Fritz Müller-Schöni, Oschwand (mit Identifikation der Schüler)



wurde zum Werkraum und die kleine Lehrerinnenwohnung zur Abwärtswohnung. Die mit Wedelen geheizten alten Kachelöfen mit Rauchabzügen (Abb. 7) wurden aus den Klassenzimmern entfernt und im Schulhaus wie auch im Neubau die Zentralheizung eingebaut. Frisch verputzt wie ein Steinbau, war der alte Riegbau von 1869 nach dreijähriger Bauzeit nicht wieder zu erkennen: In einem Festakt feierte die Oschwand 1963 die Einweihung ihres Schulhauses mit einem Umzug durch den Ort.²⁹ Unter der liberalen Regierung der Regeneration wurde auch das höhere Schulangebot ausgebaut: Herzogenbuchsee gründete 1835 eine Sekundarschule, im selben Jahr übrigens wie die Gemeinde Wynigen. Da der Schulbezirk der Sekundarschule Herzogenbuchsee im Umfang des Kirchspiels über ein Dutzend Gemeinden umfasste, wurden diese als «Aussengemeinden» zur Mitträgerschaft aufgerufen. Die Finanzierung der Sekundarschule war nun aber ebenso schwierig wie jene der Volksschule. Ein Beispiel: 1902 sah der Verteilungsplan vor, dass Aussengemeinden jährlich 1000 Franken für jeden ihrer Schüler beitragen sollten. Einzig die Gemeinde Ochlenberg musste bloss 150 Franken zahlen: Sie hatte an der Besprechung der Schulfinanzierung in Herzogenbuchsee nicht teilgenommen und sich danach rundweg geweigert, überhaupt etwas beizusteuern.³⁰ 1956 trat der Sekundarschulverband mit 12 Gemeinden, darunter Ochlenberg, und ab 1993 mit 13 Gemeinden in Kraft.³¹ Mit sinkenden Steuereinkommen ab den 1980er Jahren drängten die Gemeinden in den Buchsibergen – ganz im schweizerischen Trend – auf einfachere Strukturen im Schulwesen. Anlässlich der Zentralisation ihrer Verwaltung reduzierte die Gemeinde Seeberg ihre Schulstandorte auf die Schulhäuser Seeberg und Grasswil und hob per 1. Januar 1991 die alte Schulgemeinschaft mit Ochlenberg in Oschwand auf. 2007 folgte die Zentralisation des Schulbetriebs in den Dörfern Wynigen (Sekundarschule) und Bettenhausen (Oberstufe). Angesichts sinkender Schülerzahlen in Oschwand und im Neuhaus vereinten sich die Gemeinden Ochlenberg und Seeberg 2012 im Schulverband Bettenhausen–Ochlenberg–Thörigen. Darauf wurde der Schulbetrieb in Oschwand zugunsten von Neuhaus–Ochlenberg aufgehoben, da Neuhaus über eine Turnhalle verfügte und Oschwand nicht. Die beiden Klassen, die das Schulhaus Oschwand damals noch beherbergte, verlegte man nach Neuhaus (Unterstufe) und nach Bettenhausen (Oberstufe). Mit den Schülern wechsel-

ten die beiden Lehrkräfte an die Unterstufe im Neuhaus beziehungsweise an die Oberstufe in Bettenhausen. Da es im Schulkreis Oschwand seit 1998 kein öffentliches Verkehrsmittel mehr gibt, werden Schülertransporte vom Wohnort zur entfernten Schule organisiert.³² 2013 einigten sich Wynigen und Seeberg auf einen Schulverband mit Einschluss von Hermiswil und Rumendingen. Der Schulzusammenschluss bewirkte, dass Sekundarschüler aus Juchten-Loch und Oschwand-Dörfli nicht mehr die Sekundarschule (Oberstufe) Herzogenbuchsee, sondern jene in Wynigen besuchen.³³ In dieser Zeit führte die Entvölkerung von Randregionen und der damit einhergehende Verlust an Service-Public-Infrastruktur zu Gemeindefusionen oder Eingemeindungen. In den Buchsibergen sucht man dagegen durch selektive Kooperation unter Nachbargemeinden die kommunale Eigenständigkeit aufrecht zu erhalten.³⁴ Das Schulhaus Oschwand, nun ohne Schulbetrieb, dient weiterhin den vielen Vereinen als Versammlungsort. Hier finden Gottesdienste und die Abdankungen bei Todesfällen statt, und nach wie vor beherbergt das Schulhaus die Volksbibliothek. Die Gemeinde Ochlenberg vermietet die drei Lehrerwohnungen; das kleine Lehrerhaus, ein Neubau nach Brand, ging in Privatbesitz über.³⁵ Doch ohne Schulbetrieb, ohne Schüler und Lehrer fehlt dem Ort Oschwand die einst lebendige Auseinandersetzung – zwischen Schulhaus und Wirtshaus ist der Platz leer geworden.

Die Entstehung der «Wirtschaft Oschwand» im Kampf der liberalen Kräfte gegen alte Gewerbebarrieren

Die abgelegenen Buchsiberge gaben im Ancien Régime ein gutes Beispiel dafür ab, wie Obrigkeit und Kirche in paternalistischer Einmütigkeit ihre Verbote zum Schutz der bevorrechteten Kirchdörfer und deren Infrastruktur durchzusetzen gewohnt waren.³⁶ Zur Infrastruktur der grossen Kirchdörfer gehörten die von einer obrigkeitlichen Konzession abhängigen Gewerbebetriebe – «Ehaften» wie Mühlen, Schmieden, Bäckereien, Metzgereien, Färbereien, Gerbereien und besonders auch Gasthäuser mit oder ohne Beherbergungsrecht.³⁷

Die liberale Regierung der Regenerationszeit (1830–1845) suchte die Monopole durch vermehrte Gewerbefreiheit aufzubrechen. So machte sie die

alten Feudallasten – darunter die Zehnten – ablösbar und den Boden frei verfügbar. Sie verpasste es aber, gleichzeitig auch ein neues Steuersystem einzuführen, das auf den Einkommen aller Erwerbstätigen, nicht nur auf jenen der Bauern hätte beruhen müssen. 1835 setzte sie das neue «Wirtschaftengesetz» in Kraft: Mit der Erwerbung eines Patents sollten neue Wirtshäuser entstehen. Die neuen «Patentwirtschaften» standen damit in Konkurrenz zu den alten, im Ancien Régime oder davor konzessionierten grossen Gasthäuser in den Kirchdörfern Herzogenbuchsee und Seeberg. Für Neueröffnungen gab es aber nicht die schrankenlose Freiheit. Vielmehr stufte das «Wirtschaftengesetz» von 1836 die Konzessionen in mehrere Klassen von Gaststätten ein, angefangen beim Gasthof mit Beherbergungsrecht (Hotel) über die Speisewirtschaft ohne Beherbergung bis hin zu Pintenwirtschaften ohne warme Speisen, je mit abgestuften Patentgebühren. Die Patente galten vorerst lediglich auf ein Jahr.³⁸

Darauf, dass in der Oschwand ein Wirtshaus³⁹ entstehen sollte, deutete erst ein umfangreiches, besorgtes Schreiben der für die Oschwand zuständigen «Seelsorger» hin – des Pfarrers von Seeberg, L. Hürner, und des Helfers des Pfarrers von Herzogenbuchsee, A. Stauffer, – vom 7. November 1842 an das Departement des Innern.⁴⁰ Jakob Bögli, Sohn des Schullehrers Bögli auf der Oschwand, wolle – so der federführende Pfarrer von Seeberg – in einem von ihm erbauten neuen Haus eine Wirtschaft errichten, wofür er sich bei der Behörde um ein Patent angemeldet habe oder das noch tun werde. Beide Seelsorger wenden sich strikt gegen die Erteilung eines Wirtepatents, doch muss der Pfarrer von Seeberg gleich eingangs einräumen, dass sich über Lehrer Jakob Bögli und seine Ehefrau, Elisabeth Bögli-Kummer, und die übrige Familie nichts Nachteiliges sagen lasse. Sie waren am Ort und in der Verwandtschaft vernetzt. Zur Begründung ihrer strikten Ablehnung eines Wirtshauses verweisen die Pfarrherren auf die Nähe des neuen Gebäudes zum Schulhaus; dieses sei kaum 40 Schuh⁴¹ oder 12 Meter entfernt und stehe mit der Fassade gegen das Schulhaus. Über Mittag blieben die Kinder mit weiten Schulwegen im Schulhaus und würden von Jakob Bögli mit Brot aus seiner Bäckerei versorgt; diese Bäckerei wolle er ebenfalls ins neue Haus verlegen. Mit pfarrherrlicher Entrüstung beschreiben die Seelsorger die bedenkliche Auswirkung einer so nahen Wirtschaft auf die Moralität der Kinder und deren sittliche Entwicklung. Kritisch hinterfragen sie sogar den Lehrer-

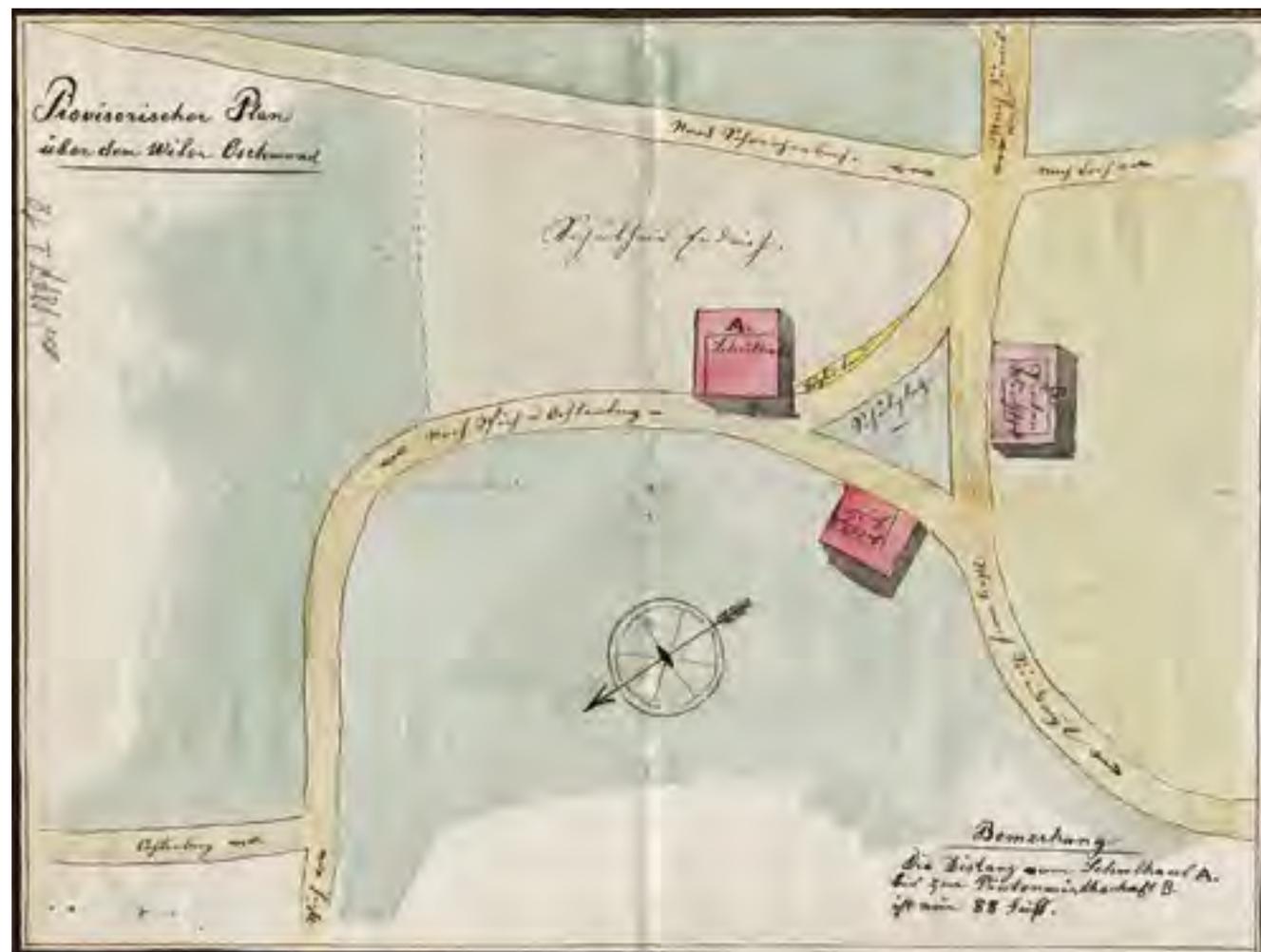
beruf der beiden Bögli, da beide von einem Wirtshaus profitierten, verschweigen indessen, dass es die schlechte Entlohnung der Lehrer war, die einen Nebenerwerb erzwang. Solche Wirtschaften, meinen die Seelsorger, seien eigentlich unnötig. Davon gäbe es in der Umgebung schon mehr als genug, nämlich Tavernen in Riedwil und Hermiswil, Pintenwirtschaften in Spych und Wäckerschwend und eine Wirtschaft in Ochlenberg. Zu Fuss wären alle nur eine Viertel- bis eine Halbestunde entfernt. In den Augen des Seeberger Pfarrers waren Wirtshäuser Stätten der Erzeugung von Trunksucht und der Befriedigung unedler sinnlicher Genüsse, sie hätten einen schlechten Einfluss auf das moralische und ökonomische Wohl der Bewohner und wären eine Quelle von Unordnung, Liederlichkeit, Zügellosigkeit und sittlicher Verdorbenheit. Das alles liest sich wie der Themenkatalog der späteren evangelischen und freikirchlichen Abstinenzbewegung.⁴² Auch wünsche die Oschwander Einwohnerschaft kein Wirtshaus, wie ein früheres Schreiben der Schulkommission der Schulgemeinde Oschwand, aber auch der Schulkommissär des Kreises Herzogenbuchsee bestätigten. Dieser Phalanx der christlichen Entrüstung hielt alleine der Gemeinderat von Seeberg entgegen, der das Wirtshausprojekt unterstützte.

Das Departement des Innern entsprach 1843 dem Patentbegehren des Lehrerssohns Jakob Bögli. Den tatsächlich erfolgten Wirtebetrieb bestätigte 1844 die Busse wegen Überwirtens durch den «Pintenwirt Bögli».⁴³ Ab Januar 1846 meldeten sich die Wirtshausgegner mit einer Flut an Eingaben an das Departement des Innern zurück: Eingaben kamen von der Schulkommission der Schulgemeinde Oschwand, erneut und seitenslang von den Pfarrern von Seeberg und Herzogenbuchsee sowie von der Einwohnergemeinde Ochlenberg. Alle Eingaben gipfelten in der Forderung, dass das Patent zurückzuziehen sei. Die Argumente gegen das Wirtshaus waren dieselben wie 1842 – die Nähe zum Schulhaus und die Schädlichkeit für die Schüler. Sie beruhten auf Gerüchten, auf Halb- und Fehlinformationen: Der Behörde sei ein entfernteres Gebäude als Standort verzeigt worden, so die Aussage der Pfarrherren, worauf das bewilligte Patent aber auf das «ältliche» Bauernhaus von Böglis Vater verlegt wurde, das ja noch näher bei der Schule lag.

Und wer war der Gesuchsteller um das Patent, wer war der Wirt? War es der Lehrer in Oschwand Jakob Bögli (1884–1854) oder sein ältester

Sohn Jakob Bögli (1812–1857) oder der Sohn eines Verwandten, ebenfalls ein Jakob Bögli (1816–1904), der in der Oschwand von 1834–1842 als «*lehrergehülfe*» neben seiner provisorischen Schulstelle im Neuhaus arbeitete? Erst im Nachhinein erfuhren die Wirtshausgegner, dass gar nicht Bögli, weder Vater noch Sohn noch der Verwandte, sondern ein Johann Ulrich Zedi von Huttwil das Gesuch eingereicht und das Patent auch erlangt hatte, und zwar für eine Speisewirtschaft der Klasse II. Da die Mutter des «*lehrergehülfen*» Jakob Bögli (1816–1904) eine Maria Zedi aus Huttwil war, dürfte wohl auch Wirt Zedi zur Verwandtschaft gehört haben. Zedi hatte Böglis Bauernhaus gepachtet, das als Wirtshaus offenbar anständig ausgerüstet war. Die Böglis waren ins neue Haus mit seinen zwei Wohnungen umgezogen. Da der Gemeinderat von Seeberg seinen

Abb. 8: Provisorischer Plan über den Wiler Oschwand, 1847 Januar 18. A: Schulhaus / B: Pinten Wirtschaft / Drittes Haus: Jak. Böglis Haus. StABE, BB IV 1007



Gemeindeschreiber, Lehrer Jakob Bögli senior, von Anfang an in seinem Begehren unterstützt hatte, bewog dies den Regierungsstatthalter von Wangen im Januar 1847, die sich widersprechenden Angaben von Befürwortern und Gegnern an einem in Auftrag gegebenen Situationsplan erstmals eingehend zu überprüfen: Im Plan eingezeichnet sind das Wegkreuz und die an diesem liegenden Gebäude (Abb. 8).

Unter «*Bemerkung*» steht: «Die Distanz vom Schulhaus A. zur Pintenwirtschaft B. ist nur 88 Fuss». Das waren immerhin 26,4 Meter und nicht zwölf wie im pfarrherrlichen Protestschreiben. Nun, das Jahr 1847 war ein schwieriges, geprägt von europaweiten Erntekrisen und dem Sonderbundkrieg, dem letzten schweizerischen Bürgerkrieg, der damals im November zu Ende ging.⁴⁴ Der Fall Oschwand war in dieser Beziehung eine Bagatelle, scheint aber im Oberaargau doch für einigen Wirbel gesorgt zu haben. Aus diesem suchte sich die Direktion des Innern ohne Gesichtsverlust zu retten: Auf die dringlichen Forderungen nach einer Aberkennung des Wirtrechts erklärte sie, dass ein von ihr erteiltes Patent nicht einfach zurückgezogen werden könne. Weil das Wirtshaus aber zu nahe beim Schulhaus stehe, würde das auf dieses Haus gegebene Patent nach Ablauf der Patentfrist – auf Ende 1847 also – nicht mehr erneuert. Damit hielt sich die Behörde offen, das gewährte Patent auf ein entfernteres Haus übertragen zu können. Erneut gingen beim Departement des Innern Schreiben der Gegner ein, darunter des Gemeindepräsidenten von Ochlenberg und des Helfers der Kirchgemeinde Herzogenbuchsee, aber auch des befürwortenden Gemeinderats von Seeberg und des auf Neutralität bedachten Regierungsstatthalters von Wangen. Tatsächlich bewarb sich «Lehenwirt» Zedi weiter um ein Patent, nun aber für ein Wirtrecht in Jakob Böglis neuem Haus, wie dies der Gemeinderat von Seeberg vorschlug. Das Gesuch wurde abgelehnt, weil dieses Gebäude ja noch näher lag.

Kurz vor Jahresende 1847 legte Bögli der Behörde eine umfassende Beschwerdeschrift gegen die Angriffe vonseiten der Schulgemeinde Oschwand vor. Sein Haus, so «*Handelsmann*» Bögli, sei für eine Wirtschaft gut eingerichtet mit zwei Gewölbekellern, einen für den Wein, den andern zur Lagerung von Käse, der im Erntenotjahr 1847 mit stolzen 7½ Zentnern (375 Kilogramm) zu Buch schlug.⁴⁵ Es sei ein solid gebautes Haus, «*an dem selbst der Neid nichts an demselben auszusetzen findet*»

– vortrefflich gesprochen, wenn man sich den damals alle Gebäude überragenden dreigeschossigen klassizistischen Riegbau vor Augen hält (Abb. 9).

Bögli korrigierte die bisherige Behauptung der Gegner, dass die Sicht in die Wirtsstube die Schulkinder verderbe. Die Schüler könnten weder ins Wirtshaus noch die Gäste in die Schulstube sehen: Die Fenster des Schulhauses schauten nach Süden auf das schuleigene Gartenland «*Schulhaus Erdrich*» (Abb. 8), die Front der Wirtschaft auf die Strasse, wie bei Wirtschaftshäusern üblich. Bögli betonte, dass die gegnerischen Eingaben nie weder in der Schulkommission noch in der Schulgemeinde diskutiert worden seien. Vielmehr seien diese von «*einigen Privaten, die ihre eigenen Interessen verfolgten*», an die Behörden gerichtet worden, was sowohl der Gemeinderat von Seeberg als auch die beiden amtierenden Lehrer Benedikt Leuenberger und Niklaus Dinkelman bezeugten. Der solchermaßen überführte Präsident der Schulkommission Oschwand, Johann Jakob Schneeberger, tonte darauf in einem letzten Schreiben an die Direktion des Innern sichtlich entnervt, als er sich über das nun sieben Jahre währende «*Treiben des Jakob Bögli um ein Wirtsrecht*» hoch beklagte. Früh im Januar 1848 kam von Bögli nochmals eine Beschwerde; eine Antwort ist nicht überliefert. Mit ihr endete vorerst das Ringen um ein definitives Wirtepatent.

Sechs Jahre später starb alt Lehrer und Krämer-Unternehmer Jakob Bögli (1784–1854) 70-jährig, und drei Jahre nach ihm starb auch sein Sohn Jakob (1812–1857) bloss 45-jährig. Wer sollte nun die legitimen Interessen der Bögli-Familien vertreten? Es war der einstige «*lehrergehülfe*» und Verwandte Jakob Bögli (1816–1904), Lehrer in Neuhaus-Ochlenberg und Mitglied des Gemeinderats von Seeberg, der sich dieser Aufgabe annahm. Wohl auf sein Betreiben erneuerte der Gemeinderat von Seeberg am 16. September 1861 die Unterstützung des Wirtshausprojekts, nun aber in einem breit angelegten Begehren an das Departement des Innern mit Unterstützung der Orte Oschwand, Juchten und Loch, Spych und Homberg: Die Gesuchsteller wünschten ein Patent für eine Speisewirtschaft in Jakob Böglis neuem Haus im Zentrum Oschwand. Neu gingen sie mit dem Nachweis vor, dass die Gaststätte einem Bedürfnis entspreche: Handelsleute und Gewerbetreibende seien für ihre Berufstätigkeit auf einen Treffpunkt angewiesen. Im Umkreis einer Viertelstunde sei kein



Abb. 9: Die «Wirtschaft Oschwand» um 1904 – ein spätklassizistischer dreigeschossiger Riegbau von 1841/42 noch ohne den Laubentrakt der 1920er Jahre: Auf der Terrasse die Mieter im 2. Stock, Cuno und Anna Amiet-Luder, im Eingang die Wirtin Maria Schöni-Dubach.

Foto: Nachlass Cuno Amiet; Scan: SIK-ISEA, Zürich

Wirtshaus vorhanden, das Publikum aber finde, ein solches sei in dieser «*Berggegend ein Bedürfniss*». ⁴⁶ Die Petition umfasste 38 beglaubigte Unterschriften von «*angesessnen Landwirthen und Gewerbetreibenden*» aus der ganzen Region, darunter acht Männer aus der Oshwand mit den Berufen Landwirt, Käser, Käsebesitzer, Wagner, Schreiner, Schneider, Schuhmacher und Bäcker-Krämer. An erster Stelle unterschrieb Schreinermeister Joseph Schneeberger, der dann noch im selben Jahr die «Wirtschaft Oshwand» als Wirt übernehmen sollte, und an dritter Stelle Bäcker und Krämer Johann Schöni, ein gebürtiger Sumiswalder, der die Wirtschaft 1875 von Schneeberger erwarb. Eindrucksvoll ist die Unterstützung durch Geschäftskunden aus der ganzen Region – Krämer, Öler (Ölmacher), Käser, Säger, viele aus dem Zentrum Riedtwil und sogar ein Metzger aus Kleindietwil im Langetental. ⁴⁷

Die «Wirtschaft Oshwand»: Treffpunkt der Unternehmer in den Buchsibergen im Zeitalter der Eisenbahn

Nur vier Tage nach Eingang der Seeberger Petition vom 16. September 1861 an das Departement des Innern erhielt dieses bereits die ablehnende Empfehlung des Regierungsstatthalters von Wangen, und das Gesuch wurde prompt abgelehnt. Die Meinungen schienen unumstösslich gemacht, denn noch sassen die alten Gegner in den Schulkommissionen. Dies bewog den Einwohnergemeinderat von Seeberg zu einem neuerlichen, noch umfassenderen Gesuch. Damals umfasste die Gemeinde Seeberg die Dörfer Seeberg, Nieder- und Obergrasswil, Bittwil, Riedtwil sowie den «Bergbezirk» von Juchten-Loch, was somit dem Umfang der grossen Kirchgemeinde entsprach. Im Gesuch vom 20. November 1861 verlangte der Gemeinderat mit Oshwand ein weiteres Wirtepatent für diese ganze, umfangreiche Gemeinde. Diese zählte damals zwar schon sechs Wirtshäuser, aber alle waren unten im Tal und keines im Bergbezirk mit «*einer Menge zerstreuter Weiler und Gehöfte*», wo es ein Bedürfnis für eine Speisewirtschaft gebe. Das Zentrum des Seeberger Bergbezirks sei der Schulort Oshwand mit der Schule, die auch Versammlungsort sei. Aufgezählt werden der «Lehr-Verein» (für: Berggesellschaft) mit seinen 100 Mitgliedern und zwei Gesangsvereine, die das Schulhaus für

Proben und Aufführungen benützten. Hingewiesen wird auch auf die von der Lehrerschaft begründete «Volksbibliothek» im Schulhaus. Besonderes Gewicht legte der Gemeinderat nun aber auf die Darstellung, wie sich die liberalisierte Wirtschaft und der neue Bahnverkehr auf die Oshwand auswirkten, angefangen bei der 1857 eröffneten Bahnlinie von Olten über Langenthal–Herzogenbuchsee–Riedtwil–Wynigen und Burgdorf nach Bern. Mit der Eisenbahn im Oberaargau hätte die Frequenz auf den Strassen, die auf eine Bahnstation mündeten, zugenommen. Dazu gehörten die «Seitenwege» von Riedtwil nach Oshwand und von da in viele Teile der Gemeinde Ochlenberg und weiter nach Walterswil und ins emmentalische Sumiswald sowie vom Wynigental über Oshwand nach Urnenbach – ein besonders von Fussgängern oft benützter Bergweg. Auf den langen «Bergwegen» gebe es zum Ausruhen nur die Wirtschaft Wäckerschwend. Im Gesuch wird erneut dargestellt, wie die Oshwander Händler und Krämer die Produktion der vielen Bauernhöfe aufkauften und auf die lokalen Märkte zum Verkauf brächten, womit sie für ihre Geschäftstätigkeit auf eine zentral gelegene Wirtschaft als Treffpunkt angewiesen seien. Mit besonderem Stolz wird auf die 1856 auf Initiative von Lehrer Niklaus Dinkelmann im Wirtshaus Wäckerschwend gegründete «Gemeinnützige Berggesellschaft Wäckerschwend» verwiesen. Die genossenschaftliche Vereinigung nehme sich mit ihren über 100 Mitgliedern der Verbesserung der Berglandwirtschaft an. Sie biete in jährlich fünf bis sechs Versammlungen Vorträge über Acker- und Wiesenbau, Waldwirtschaft, Obstbau und Viehzucht und organisiere Ausstellungen. ⁴⁸ Bei all diesen Aktivitäten sei nun eben eine Speisewirtschaft im Zentrum Oshwand nötig.

Das umfangreiche Gesuch vom 20. November 1861 an den Regierungsrat machte somit deutlich, wie Gewerbe und Landwirtschaft im Berggebiet nur dank der vielen Eigeninitiativen florieren konnten. Am 19. Dezember 1861 ging dem Regierungsrat erneut der inzwischen bekannte Antrag zur Ablehnung des Gesuchs ein. Doch diesmal hielt sich der Regierungsrat nicht an die stereotyp ablehnende Empfehlung, sondern entsprach dem Gesuch: Er bewilligte am 23. Dezember 1861 die «Wirtschaft Oshwand» als Speisewirtschaft definitiv.

Bei diesem politisch fundierten Streit zwischen liberalen und konservativen Kräften darf eines nicht übersehen werden: Der innovative Einsatz

der Gewerbetreibenden zur Ankurbelung der Wirtschaft im abgelegenen Berggebiet war ganz im Interesse der liberalen Regierung. Nicht zuletzt war der Staat auch auf neue Steuern angewiesen, wozu die halbjährlich einflussenden höheren Gebühren von den neuen «Patent-Wirtschaften» beitrugen. Über die Steuereingänge führte die Verwaltung denn auch genau Buch: Verzeichnet sind die höher besteuerten Speisewirtschaften wie Oschwand und die etwas preiswerteren Patente für Pintenschenken wie damals vom «Bären» im Stauffenbach. Verfolgen wir also anhand der Kontrollbücher den Werdegang der «Wirtschaft Oschwand» über die folgenden Jahrzehnte hinweg.⁴⁹

Im Januar 1862 ging die «Wirtschaft Oschwand» als «Speisewirtschaft, Klasse IV» im Erdgeschoss des dreigeschossigen Wohnstocks in Betrieb. Wirt war der uns bekannte Schreinermeister Joseph Schneeberger. Für das Wirtsrecht bezahlte er jährlich eine Steuer von 150 Franken. Zu dieser Zeit führten die Brüder Bartlome und Johann Wälchli in der Wäckerschwend ebenfalls eine Speisewirtschaft. 1875 ging die «Wirtschaft Oschwand» von Wirt Schneeberger an den Bäckermeister und Krämer Johann Schöni über, der nun aber seinen Betrieb zu einer «Speisewirtschaft, Klasse II» aufbesserte, was ihn jährlich 250 Franken kostete. Offensichtlich wurde in der Nachbargemeinde Ochlenberg die Gaststätte Oschwand als Konkurrenz empfunden, denn kurzum liessen die dortigen Wirte ihre Wirtsrechte ebenfalls höher einstufen: Bartlome Wälchli auf der Wäckerschwend führte ab 1878 eine «Speisewirtschaft, Klasse III» und der Bärenwirt Johann Richard auf der Pinte «Zum Stauffenbach» ging auf eine «Gastwirtschaft, Klasse XI» über. Doch 1878 stufte Johann Schöni seine «Wirtschaft Oschwand» hinunter auf Klasse VIII mit einer jährlichen Wirtegebühr von bloss noch 100 Franken.

Auf Johann Schöni folgte sein Sohn Emil auf der «Wirtschaft Oschwand», verheiratet mit Maria Dubach. Doch Emil Schöni starb 1910 jung und hinterliess eine Witwe und unmündige Kinder, unter ihnen den 10-jährigen Werner. Noch im gleichen Jahr bewarb sich Maria Schöni-Dubach um das Patent für eine Speisewirtschaft, Klasse XIV ohne Beherbergung, und einer jährlichen Patentgebühr von 150 Franken. Gemäss ihren Angaben umfasste der Betrieb im Erdgeschoss zwei Räume – die Wirtsstube und den Spezereiladen – sowie im hintern Teil einen Tanzsaal, ferner auch neue Stallungen. Mit dem Einverständnis des Vormunds der Kinder wurde

Abb. 10: Schulhaus und Wirtshaus im Winter 1911: Blick vom Amiet-Haus auf die West- und Nordfront des Schulhauses, links das Wirtshaus, dessen Eingang sich auf den Platz und auf den Verkehr öffnet. Foto: Nachlass Amiet; Scan: SIK-ISEA, Zürich.



Maria Schöni-Dubach 1910 das Patent erteilt.⁵⁰ Nach 25-jähriger Betriebsführung folgte auf Maria Schöni 1935 Sohn Werner als Gastwirt.⁵¹ Werner und seine Ehefrau Gertrud Schöni-Bögli führten den Betrieb wie zuvor als Speisewirtschaft. In den wirtschaftlich guten Sechzigerjahren planten die Schönis die Umwandlung des selten genutzten Tanzsaals in einen Bankettsaal. Doch mitten in der Ausführung starb Werner Schöni 1966 ganz unerwartet. Die Witwe führte mit Sohn Peter namens der Erbgemeinschaft den Betrieb weiter und vollendete den Umbau: Der Tanzsaal wurde zum Bankettsaal, der sich mit einer Fallwand in zwei «Säli» trennen lässt. Angesichts der mit dem Privatauto nun leicht erreichbaren Ladengeschäfte im Tal wurde der neben der Wirtsstube geführte Spezereiladen 1974 aufgegeben. Im Jahr darauf, 1975, erwarben die Wirtsleute Peter und Therese Schöni-Marini den Gastbetrieb von der

Erbengemeinschaft. 2009 übergaben sie den Betrieb ihrer im Wirtefach ausgebildeten Tochter Alessandra. Diese führt heute zusammen mit ihrem Ehemann Rolf Ryser den Gasthof in Oschwand und Rolf Rysers Landwirtschaftsbetrieb im Homberg Seite an Seite mit tatkräftiger Unterstützung durch die Eltern.⁵²

*Die Oschwand in den Buchsibergen:
Entstehung und Wandel eines Schul- und Ferialkirchenzentrums
und Gewerbeorts im Oberaargau (Schluss)*

Aus Schrift- und Bildquellen und durch Befragen von Zeitzeugen für die neuere und neuste Zeit entstand die Geschichte des Weilers Oschwand im Streusiedelgebiet der westlichen Buchsiberge, der zum dörflichen Schul- und Ferialkirchenzentrum und trotz Hindernissen zum Gewerbeort aufzusteigen vermochte und so in den Buchsibergen das einzige dörfliche Zentrum war. Oschwand war mit «Dorf» (Gemeinde Ochlenberg) und «Dörfli» (Gemeinde Seeberg) dies- und jenseits der «Dorfstrasse» auch der einzige Ort, der auf zwei verschiedene Einwohner- und Kirchgemeinden aufgeteilt war und nach interkommunal wenig kooperativen politischen Entscheiden in den Jahren 1991 (Seeberg) und 2012 (Ochlenberg) mehr denn je zweigeteilt ist, letztlich zu Lasten der in Oschwand ansässigen Bevölkerung. Wohl diese Zweiteilung aber machte dem Weiler Oschwand in den letzten 200 Jahren eine Sonderentwicklung möglich, die nun zum Schluss in einer Rückschau aufgezeigt wird.

Verschiedenes hatte die Oschwand mit den übrigen Weilern in den Buchsibergen gemein: Sie alle entstanden im Hoch- und Spätmittelalter, als die hochgelegene Wildnis gerodet, besiedelt und christianisiert wurde. Vieles in den späteren Entwicklungen teilte sie und die ganze Region aber auch mit vergleichbar abgelegenen ländlichen Gegenden in der Schweiz. Auch die Schulgründung auf der Oschwand und im Neuhaus durch die Kirche Herzogenbuchsee im Kampf gegen das Täuferwesen war im bernischen Staat kein Einzelfall. Bemerkenswert gross war indessen Oschwands Schulkreis, der wie Oschwand selber in den beiden Kirchspielen Seeberg und Herzogenbuchsee lag (Abb. 1). Als ab 1820 die Bevölkerung wie im ganzen Oberaargau mit geburtenstarken Jahrgängen

und aufgrund der Zuwanderung zunahm, stiegen die Schülerzahlen auf der Oschwand mehr als anderswo; Schulgemeinde und Lehrer waren überfordert. In der ganzen Region zwang Armut viele Familien zu nicht-agrarem Nebenerwerb – zu Heimarbeit mit Spinnen und Weben für den Langenthaler Tuchmarkt oder zu einem Störhandwerk wie Schneider und Schuhmacher. Im Schulort Oschwand und im nahen Weiler Juchten werden nun aber nichtagrare Tätigkeiten fassbar, deren Bedeutung über die Region hinausging: in Oschwand die «Krämerei», der Handel mit Landesprodukten, und in Juchten der Orgelbau. Während den Orgelbauern von geistlicher Seite keine Hindernisse in den Weg gelegt wurden, zeigten die Pfarrer für Handeltreibende wenig Verständnis, gehörten doch die frühen Oschwander Krämer – die Brüder Johann und Jakob Bögli, Ortsbürger von Juchten, und Jakob Bögli von Loch – dem vom kirchlichen Wohlwollen abhängigen Lehrerstand an. Dass die unterbezahlten Lehrer ohne Nebenerwerb nicht auskamen, gestand 1806 nur der junge Seeberger Vikar ein.⁵³

Am Beispiel der Oschwand wird ersichtlich, wie unter der Regierung der Regenerationszeit (1830–1848) die Liberalisierung das Schulwesen und die Wirtschaft erfasste. Gegen den Widerstand der Kirche und ihrer Pfarrer verhalfen die schriftkundigen und in Rechtsbräuchen bewanderten Lehrer mit ihrem Handel mit Landesprodukten der Handels- und Gewerbefreiheit zum Durchbruch und unterstützten so auch den Umbruch in der Landwirtschaft weg vom zuvor von den Zehntbesitzern diktierten Getreidebau hin zur diversifizierten Produktion auf den Markt. Neben ihrem Schulberuf und dem Nebenerwerb schufen sie aber auch neue Tätigkeiten, in die andere einstiegen: Das waren die Bäckerei, der Salz- und Spezereihandel und das Wirtshaus in Oschwand, Unternehmungen, die in der Regel Kirchdörfer und Marktorte im Tal besetzt hielten. Auch amtierten die Lehrer-Krämer Bögli unten in der Gemeindeverwaltung Seeberg als Gemeindeschreiber, Säckelmeister und Gemeinderat. In diesen Positionen vertraten sie die Anliegen ihrer bäuerlichen Bevölkerung und verhalfen dem Modernisierungsprozess in der Landwirtschaft des Berggebiets zum Durchbruch. In diesem liberalen Umfeld entstand 1847 die Käsereigenossenschaft Oschwand als erste in den Buchsibergen, gestützt auf die ersten Vieh- und Milchwirtschaftsbetriebe im früheren Getreideland. Die 1856 in Wäckerschwend gegründete «Gemeinnützige

Berggesellschaft» förderte mit Vorträgen und Ausstellungen die Marktorientierung der Landwirte.⁵⁴ Letztlich verdankte der Weiler Oschwand dem Einsatz seiner Lehrer, aber auch der Unterstützung durch den Seeberger Gemeinderat die Entwicklung zum dörflichen Gewerbeort. Oschwands Sonderentwicklung rief indessen in der Gemeinde Ochlenberg zweifellos Missgunst hervor.

Als unten im Tal ab 1857 die Eisenbahn die industrielle Revolution in Langenthal und Herzogenbuchsee mit Fabrikbetrieben, mit Bau- und

Abb. 11: Die Käserei Oschwand 1903: Das 1885/86 erneuerte Käsereigebäude, rechts davon im Schatten einer Rosskastanie der alte Käsespeicher von 1850, in welchen die Käselaibe zur Lagerung getragen werden.
Foto: Louis Bechstein, Burgdorf; BAB, Foto Bech 353.



Handelsunternehmen in Fahrt brachte und sich in Neuquartieren die Arbeiterschaft ansiedelte, konnte man von der Oschwand aus die Märkte im Tal mit Schlachttieren und Frischprodukten aus den Buchsibergen versorgen. Ab den 1880er Jahren nahm die Bevölkerung durch Abwanderung und den graduellen Rückgang der Grossfamilie zusehends ab – schneller in der Gemeinde Seeberg, langsam in der Gemeinde Ochlenberg. Mit dem Bevölkerungsrückgang war in allen drei Wirtschaftssektoren ein Strukturwandel verbunden. Im Primärsektor (Land- und Forstwirtschaft) liessen sich mit Wechselwirtschaft und Düngung Erträge steigern. Die Mechanisierung, erst mit Mähreschern, später mit ersten Traktoren, ersetzte Personal. Der Wandel traf insbesondere die bäuerlich-kleinge-

werblichen Taldörfer der Grossgemeinde Seeberg mit ihrer Tauner- und Kleinbauernbevölkerung, wo die Beschäftigung zwischen 1950 und 1990 um rund zwei Drittel einbrach, danach sich aber stabilisierte dank diversifizierter, marktorientierter Produktion zur lokalen Versorgung. In der Gemeinde Ochlenberg mit grösseren Höfen, die mehr Personal benötigten, nahm die Beschäftigung weniger ab. Im Sekundärsektor (Industrie und Handwerk) verlor die Gemeinde Seeberg – trotz Industrie und Gewerbe in den am Verkehr liegenden Dörfern Grasswil und Riedtwil – fast die Hälfte an Beschäftigten. Doch im Berggebiet der Gemeinde Ochlenberg sackte die Erwerbstätigkeit im Gewerbe geradezu drastisch um beinahe 86 Prozent ab: Betroffen war vor allem das Dorf Oschwand – der einzige Gewerbeort in der Berggemeinde Ochlenberg, der auch als einziger Ort mit dem Postautokurs «Riedtwil–Oschwand–Riedtwil» während 68 Jahren über ein öffentliches Verkehrsmittel mit Anschluss an die SBB-Linie Olten–Bern verfügte. Unterschiedlich war auch die Entwicklung im Tertiärsektor (Dienstleistungen): In der Gemeinde Ochlenberg kam dem Dienstleistungssektor nur geringe Bedeutung zu. In der Gemeinde Seeberg dagegen überstieg dessen Bedeutung ab den Sechzigerjahren sukzessive jene der beiden anderen Sektoren, entsprechend dem allgemeinen Trend zur Tertiarisierung der Wirtschaft. Das immer grössere Ladenangebot im Tal – in Riedtwil, Thörigen und Herzogenbuchsee – und die Verbreitung des privaten Autos verdrängten nun aber im einzigen Gewerbeort Oschwand bis in die 1990er Jahre noch die letzten vom lokalen Verkauf lebenden Gewerbetreibenden.⁵⁵

Die Geschichte der Oschwand im Streusiedelgebiet der westlichen Buchsiberge zeigt den Aufstieg eines Bauernweilers zum Schul- und Filialkirchenort eines ausgedehnten Schulkreises, der im Osten Teil der Gemeinde Ochlenberg und im Westen der Gemeinde Seeberg war, und dank der Eigeninitiative Einzelner und der Kooperation im Familienbetrieb, ob Post, Läden oder Wirtshaus, zum Gewerbeort wurde. Doch wie sahen sich die Oschwander selber? Sie nahmen ihren Sonderstatus mit Humor wahr, so jedenfalls die erste Posthalterin Frieda Ischi-Flückiger. Vom Postgebäude aus, das mitten im Ort lag, bezeichnete sie die nördlich davon liegenden Häusergruppen als «Unterstadt», jene südlich davon als «Oberstadt». Weil in der «Oberstadt» das Gewerbe ansässig war, sprach sie bei Besuchern, die mit den örtlichen Verhältnissen nicht bekannt waren, auch

Abb. 12: Die «Oberstadt»
 Oshwand – das «Industriequartier» der Posthalterin Ischi 1931 mit Wohn- und Gewerbehäusern: 1 Schuhmacher, Damenschneiderin, 2 Käsespeicher von 1913, ab 1933 Elektrogeschäft und Spezialeiladen, 3 Käseriegebäude von 1885/86 (Neubau 1933), 4 Wohnhaus mit Sattler- und Tapeziererwerkstätte, erbaut 1913 über dem 1. Käsespeicher, 5 Stöckli des Bauernhofs, 6 Bauernhof des Käseriegründers Niklaus Friedli.
 Foto: Louis Bechstein, Burgdorf; BAB, Foto Bech 865.

etwa von «unserem Industriequartier», denn da fand man, was das Dorf Oshwand ausmachte: den Schuhmacher, die Schneiderin, den Elektriker samt Spezialeiladen, die Käserie, den Sattler-Tapezierer, die Salzverkaufsstelle mit Lebensmitteln und den Schneider, der auch Coiffeur war und Tabak verkaufte. Die «Unterstadt» aber war mit dem Künstler Cuno Amiet, dem Schulhaus, dem hübschen Haus von Lehrer Müller und dem stattlichen Wirtshaus als «gastliches Haus» so etwas wie das Bildungszentrum und «Künstlerquartier».⁵⁶
 Noch 1986 erweiterten die Ischis die Räumlichkeiten der Post Oshwand. Doch schon ein Jahrzehnt später erfuhr der multiple Post-, Sparkassen-, Postauto- und Camionagedienst der Ischis das von aussen aufgezwungene Aus: Von einer Grossbank übernommen, ging die Sparkassen-Filiale 1996 zu. Als die SBB-Bahnstation Riedtwil-Seeberg 1998 schloss, war dies das Ende des Personenfahr- und Paketfuhrdienstes «Riedtwil-Oshwand-Riedtwil», und mit der Poststellen-Reorganisation 2003 kam dann auch noch das Ende des Postbüros Oshwand. Am schmerzlichsten war jedoch die Einstellung des Schulbetriebs 2012. Von den Errungen-



schaften des 19. Jahrhunderts überlebten somit nur die Käserie und die in fünfter Generation von einer jungen Wirtin, ihrem Ehemann und ihren Eltern mit Elan geführte «Wirtschaft Oshwand».
 Mit Abwanderung, Aufhebung der Poststelle und Einstellung des Postkurses sowie der Schulschliessung war Oshwand wahrlich kein Einzelfall. Schon seit geraumer Zeit hat die Oshwand praktisch keine Stellen mehr anzubieten. Junge Leute ohne Erb- und Nachfolgeaussichten in der Oshwand haben keine andere Wahl als die Stellensuche in den Agglomerationen im Tal – in Langenthal, Herzogenbuchsee, Bern oder weiter weg. Was aber machen die alten Leute oben in Oshwand ohne ÖV, wenn für sie das Auto zum Einkaufen oder zum Arztbesuch unten im Tal keine Option mehr ist? Auch andernorts sind das dringliche Probleme, die für Schlagzeilen sorgen und 2016 auch den Anstoss zur «Service Public-Initiative» gaben. Es wird für Oshwand Lösungen geben. Wie sie aussehen, ist noch nicht bekannt. Hoffen wir, dass Amiets dereinst wieder hergestellte Wirkungsstätte Menschen auf Wanderwegen oder im Auto hinauf in die Oshwand locken wird, gleich ob als Kunstliebhabende, Naturfreunde oder Gäste der «Wirtschaft Oshwand».

Abkürzungen

AHVB	Archiv des Historischen Vereins des Kt. Bern (Jahresschrift ab 1855)
BAB	Bürgerarchiv Burgdorf, Fotoatelier Bechstein in Burgdorf (http://www.burgerarchiv-burgdorf.findbuch.net/)
BEZG	Berner Zeitschrift für Geschichte (http://www.bezg.ch/html/bezg-online/)
e-HLS	Historisches Lexikon der Schweiz, elektronisch (http://www.hls-dhs-dss.ch/)
Fontes	Fontes Rerum Bernensium. Berns Geschichtsquellen, 9 Bände, 1883–1908
HLS	Historisches Lexikon der Schweiz, 13 Bände, 2002–2014
JbO	Jahrbuch des Oshwaargaus (http://www.digibern.ch/katalog/jahrbuch-des-oswaargaus)
SSRQ	Sammlung Schweizerischer Rechtsquellen (http://ssrq-sds-fds.ch/online/)
StABE	Staatsarchiv des Kantons Bern (Online-Inventar: http://www.sta.be.ch/sta/de/index/staatsarchiv/staatsarchiv.html)

Anmerkungen

¹ Daniel Thalmann ist der Enkel der von Cuno und Anna Amiet-Luder adoptierten Lydia Friedli (1896-1976), verheiratete Thalmann, sein Vater der Maler Peter Thalmann (1926–2008); dazu der Nachruf von J. P. Pernath «Der Maler des Lichts», in: *JbO* 52, 2009, S. 19–26. ² Mein Dank gilt auch in diesem 2. Teil allen meinen Gewährsleuten, namentlich Herrn Walter Ischi, ehem. Posthalter in Oschwand und ehem. Kirchgemeindepräsident, sowie Herrn und Frau Peter (1943-2017) und Therese Schöni-Marini, Wirtschaft Oschwand, als meinen wichtigsten Gewährsleuten. ³ Kirchenbücher: StABE, K. Seeberg und K. Herzogenbuchsee (Taufen, Ehen, Todesfälle) bis 1875; Zivilstandsamt Oberaargau in Langenthal: Bürgerregister Seeberg und Herzogenbuchsee. ⁴ StABE, BB III 877, S. 141, 235, 237, 241 f.; Samuel Wittwer – ein Oberaargauer Lehrer im 19. Jh., Autobiographie, in: *JbO* 20, 1977, S. 55–66; s. e-HLS, Art. Schulwesen. ⁵ StABE, BB XIIIb 930010. ⁶ StABE, B III 1023. ⁷ StABE, BB XIIIb 930010 (sub 1920). ⁸ Aussage der Seelsorger von Seeberg und Herzogenbuchsee, 1842 (StABE, BB IV 1007). ⁹ [Ernst] Bürgi: Ochlenberg. Beitrag zur Geschichte einer Landgemeinde, 1981, S. 6–11. Bürgi war Lehrer in Neuhaus-Ochlenberg. ¹⁰ Beim Umbau von 1963 ersetzt durch eine Faltwand (Angaben von Herrn Walter Ischi). ¹¹ Anzeiger des Amtes Wangen, Erstausgabe 1875. Bei der Dachstock-Reparatur um 1865/66 bereitete man das Gebälk für ein Türmchen vor (Hinweis von Walter Ischi). ¹² Auskünfte von Herrn Walter Ischi. ¹³ StABE, B III 1030, Akte 5 (2 Versionen); ohne Nennung des Baujahrs. ¹⁴ Wittwer – ein Oberaargauer Lehrer (wie Anm. 4). ¹⁵ StABE, B III 1030, Akte 5 (2. Version). ¹⁶ StABE, B III 1025. Hintersässen waren, anders als Ortsbürger, ohne politische Rechte, s. e-HLS, Art. Hintersässen. ¹⁷ StABE, BB IIIb 2008, fol. 8. Wedelen: Reisigbündel zur Beheizung der Kachelöfen. ¹⁸ StABE, A V 1345, S. 326–244; StABE, BB XIIIb 93008. ¹⁹ Quellen: Kirchenbücher K. Seeberg 4–6, 11, 12, 15; Schultabellen B III 1030, 1033 und 1034 (1806/1830); StABE, III b 2008, 2010, 2015, 2132 und 2140 (Zeitraum 1806–1920). ²⁰ Bürgi: Ochlenberg, S. 3; StABE, B III 1033, S. 183 (Schultabellen 1830/31). ²¹ Ulrich Flückiger, verheiratet mit Elisabeth Born (1854), war zuvor Lehrer auf Brandösch (Trub), in Thunstetten und Wiedlisbach (Hinweise von Herrn Walter Ischi). ²² Holzhäuser galten als «Fahrnis» (Fahrhabe), die sich auf ein anderes Grundstück versetzen liessen. Quelle: Protokollbuch der Schulgemeinde Oschwand: mit Dank an Herrn Walter Ischi. Über den Schulhausneubau von 1869 fehlen im Staatsarchiv Bern Akten. ²³ Siehe Anne-Marie Dubler: Die Oschwand in den Buchsibergen (I), in: *JbO* 59, 2016, S. 107–109. ²⁴ StABE, BB IV 1007. ²⁵ StABE, BB XIIIb 930010. ²⁶ StABE, BB IIIb 2262. ²⁷ StABE, BB XIIIb 930010. ²⁸ Biografische Angaben im Nachlass von Fritz Müller-Schöni (StABE, N 8); Müllers neuerbautes Haus ist in Abb. 12 rechts hinter dem Schulhaus erkennbar. ²⁹ Protokollbuch der Schulgemeinde Oschwand, mit Dank an Herrn Walter Ischi. ³⁰ Bürgi: Ochlenberg, 1981, S. 6. ³¹ Website der Gem. Herzogenbuchsee: www.herzogenbuchsee.ch (Bildung). ³² Website der Gem. Ochlenberg: www.ochlenberg.ch (Schule). ³³ Website der Gem. Seeberg: www.seeberg.ch (Bildung/Schule). ³⁴ Paul Schneeberger: «Ochlenberg bleibt Ochlenberg», Samstagsausgabe der NZZ vom 09.04.2016 (elektronisch s. <http://www.nzz.ch/schweiz/gemeindefusionen/wie-sich-eine-kleine-gemeinde-eigenstaendig-haelt-ochlenberg-bleibt-ochlenberg-ld.12554>).

Es ist der 1. Beitrag in der Berichterstattung der NZZ über die schweizweite Welle an Gemeindefusionen und Eingemeindungen seit 1960 (elektronisch s. www.nzz.ch/schweiz/interaktive-karte-serie-gemeindefusionen-gemeindesterben-seit-1960-ld.11725). ³⁵ Auskunft: Herr Walter Ischi. ³⁶ Ähnlich wurden die armen Schachendörfer im Emmental zurückgebunden s. Anne-Marie Dubler: Staatswerdung und Verwaltung nach dem Muster von Bern, in: AHVB 90, 2013, S. 299–346. ³⁷ Siehe e-HLS, Art. Ehaften und Art. Gasthäuser. ³⁸ Wirtshausverzeichnisse, Kontrollbücher: StABE, BB IV 1686–1742; Patentgesuche: StABE, BB IV 2060, 2185–2248; besonders ergiebig: StABE, BB IV 1007. ³⁹ Wirtshäuser werden in der bernischen Behördensprache als Wirtschaften bezeichnet. ⁴⁰ StABE, BB IV 1007; Vornamen nur abgekürzt überliefert. ⁴¹ Es handelt sich vermutlich um das 1839 im Kt. Bern neu eingeführte Schweizermass: 1 Fuss oder Schuh = 30 cm (s. e-HLS, Art. Fuss). ⁴² Siehe e-HLS, Art. Abstinenzbewegung. ⁴³ Bürgi: Ochlenberg, S. 23; StABE, BB IV 1007. ⁴⁴ Siehe e-HLS, Art. Krisen und e-HLS, Art. Sonderbund. ⁴⁵ StABE, BB IV 3916 (Tabellen). ⁴⁶ Die sog. Bedürfnisklausel hielt sich zäh; erst 1998 war sie in allen Kantonen abgeschafft (e-HLS, Art. Gasthäuser). ⁴⁷ StABE, BB IV 1007 (Petition vom 16.09.1861). ⁴⁸ Walter Flückiger: Beitrag zur Geschichte der Gemeinnützigen Berggesellschaft mit Sitz in Wäckerschwend, 1856–1906, [1919], S. 11–63; Hans Christen: Die Gründung und die Aufgabe der Berggesellschaft Wäckerschwend, Vortrag 1990. Das Archiv der Gemeinnützigen Berggesellschaft liegt im Archiv für Agrargeschichte (Burgerbibliothek Bern). ⁴⁹ StABE, BB IV 1695 bis BB IV 1699 (1691–1877); BB IV 1704 (1878–1879). ⁵⁰ StABE, BB IV 2060. Der Tanzsaal mit den Massen 8,5 m x 4,0 m x 2,5 m = 85 m³ (1910); 1918 lauten die Masse: Tanzsaal 9 m x 4,5 m x 2,6 m, Schankraum 7 m x 4 m (Patenterneuerungen StABE, BB IV 2091). ⁵¹ StABE, BB IV 2247. ⁵² Auskünfte von Herrn und Frau Peter (†) und Therese Schöni-Marini. ⁵³ Siehe oben S. 97. ⁵⁴ Dubler: Die Oschwand (I), in: *JbO* 59, 2016, S. 123–126. ⁵⁵ Dubler: Die Oschwand (I), in: *JbO* 59, 2016, S. 127 f. ⁵⁶ Aus der Erinnerung des ehem. Posthalters Walter Ischi an seine Mutter. Zu Abb. 12: 1 Wohnhaus mit Gewerberäumen von Schuhmacher Fritz von Ballmoos (Erdgeschoss) und seiner Tocher Rosa, Damenschneiderin (Obergeschoss), 2 Verkauf des 2. Käsespeichers (Bau von 1913) an Walter Christen-Stauffner im Jahr 1933 und Einrichtung des Elektrikergeschäfts und Frau Christens Spezereihandlung; die Käsekeller blieben im Besitz der Käseereignossenschaft und werden von der Käserei benützt, 3 Käsereigebäude von 1885/86, 4 Wohnhaus von Sattlermeister Ernst Flückiger mit Sattler- und Tapeziererwerkstätte, erbaut 1913 am Standort des 1. Käsespeichers von 1850, 5 Stöckli des Bauernhofs, Wohnsitz von Familiengliedern des Hofes, 6 Hof des Käsereigründers Niklaus Friedli (5 und 6 heute im Besitz von Landwirt Ulrich Gyax, Dorf 85a–85). Der Kleinhof mit ehem. Salzbütte und Spezereiladen (Dorf 84) liegt rechts ausserhalb des Fotos (heutiger Besitzer: Werner Leuthold-Diethelm, Kleinbauer).

Scherenschnittkunst

Rita Hochuli

Der Brauch, geschnittenes Papier zu bildnerischen oder dekorativen Zwecken zu verwenden, stammt aus dem Orient und wurde in Mitteleuropa nach 1600 bekannt. Als Ursprungsgebiet gilt China, wo der Scherenschnitt seit mindestens 2000 Jahren bekannt ist.

Die ältesten in der Schweiz erhaltenen Scherenschnitte stammen aus dem späten 17. Jahrhundert. Sie wurden von Nonnen in Klöstern geschnitten; von Kühen und Sennen ist noch weit und breit nichts zu sehen. Es entstanden Spitzenbilder in der Art der Heiligenbilder.

In der Schweiz entwickelte sich die Scherenschnittkunst seit Mitte des letzten Jahrhunderts auf eigenwillige Weise. Jean Huber (aus Genf, 1721 – 1786) begann, Landschaften, Bäume, Tiere, ländliche Feste aus weissem Papier auszuschneiden. In seiner Heimatstadt Genf und darüber hinaus gab er den Kunststudenten sowie Frauen und Männern aus der Oberschicht Unterricht.

Die ersten Scherenschneider hatten nur ungefärbtes weisses Papier oder Pergament zur Verfügung. Erst nach 1800 kam schwarzes Glanzpapier auf den Markt. Heute ist es dünnes, durchgefärbtes oder einseitig bedrucktes schwarzes Papier. Es ist lichteht und reissfest. Man kann aber auch Seidenpapier oder farbige Seiten aus Illustrierten oder sogar selbst geschröpftes Papier nehmen.

Scherenschneider wie Jakob Hauswirth, Louis Saugy, Christian Schwizgebel und David Regez prägten den Schweizer Stil. Dem Traditionellen verbunden, schnitten sie ländliche Motive: Alpaufzüge, Hirten und Bauernszenen, Tiere und Bäume. Der bekannteste Scherenschneider war der Köhler und Tagelöhner Johann Jakob Hauswirth (1809-1871, wohnhaft im Pay-d'Enhaut). Er lebte ein bescheidenes Leben, so tauschte er seine Scherenschnitte gegen eine Suppe und ein Nachtlager. Er starb 1871 in seiner Hütte in Etivaz. Sein Nachfolger war Louis Saugy (1871 bis 1953). Er hat Hauswirth's Bilder in vielen Häusern gesehen, in die er als Briefträger kam. Saugy wurde im Gegensatz zu seinem Vorgänger in seinen letzten Jahren ein bekannter Künstler.

Der Scherenschnitt erfuhr seither einen ungeahnten Aufschwung und ist rasch zur beliebten Volkskunst avanciert. Wenn auch heute noch der traditionelle Scherenschnitt im Vordergrund steht, haben sich einige Scherenschneider von der Tradition gelöst und gehen mit erstaunlichen Kreationen eigene Wege. Neue Themen und Motive entstehen, die den Rahmen des Volkstümlichen sprengen.

1986 wurde der Schweizerische Verein «Freunde des Scherenschnitts» gegründet. Die heute über 500 Mitglieder schneiden entweder selber, sind private Sammler, Museen oder freuen sich ganz einfach an den filigranen Werken.

Alle drei bis vier Jahre gibt es eine jurierte Schweizerische Scherenschnitt-Ausstellung. 2013-2015 fand die letzte als Wanderausstellung statt. Im Forum Schweizer Geschichte Schwyz, im Schweizer Nationalmuseum Château de Prangins und im Landesmuseum Zürich wurden die Werke dem breiten Publikum gezeigt.

Die Mitglieder waren eingeladen, sich von historischen Werken der Schnittkunst inspirieren zu lassen und diese künstlerisch zu erweitern. Die Vielfalt an Ideen und Auseinandersetzungen beeindruckte die Jury. Der heilen Welt von damals wurden oft heutige gesellschaftliche oder ökologische Probleme gegenübergestellt.

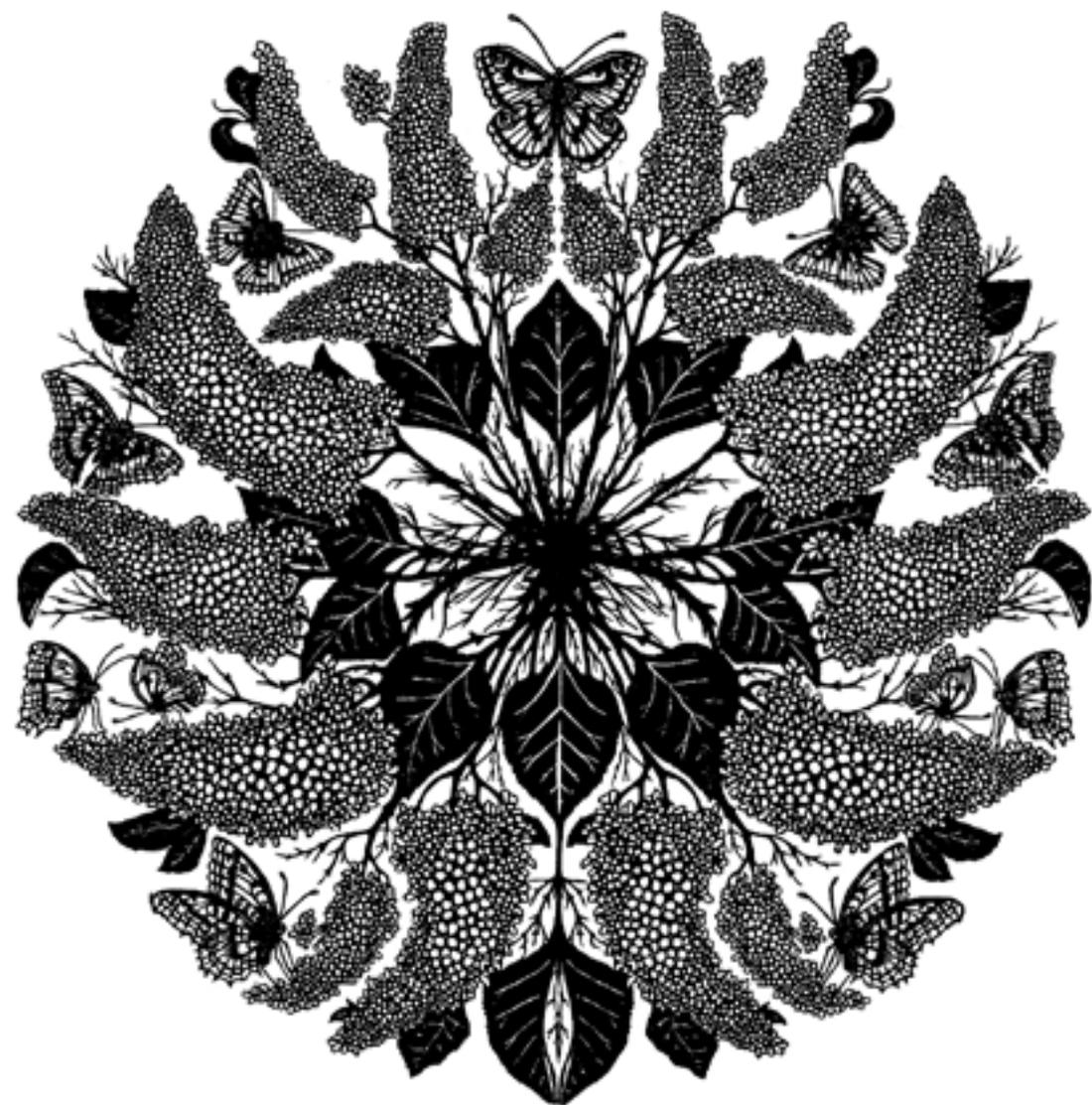
Dreimal jährlich gibt der Verein die Zeitschrift Schnittpunkt heraus mit Porträts von Scherenschnitt-Schaffenden, mit Artikeln zu historischen und aktuellen Themen und weiteren Informationen. Die Aktivitäten des Vereins haben wesentlich zur heute lebhaften Scherenschnittszene beigetragen.

Quellenangaben: *Schweizer Kunsthandwerk: Einführung in die Volkskunde unserer Zeit* (Theo Gantner, Eberle Ambros). / *Querschnitt* (Felicitas Oehler)

Die nachfolgenden Scherenschnitte stammen allesamt von der Autorin: Abflug / Frühling / Emmentaler Burehus / Alpentiere / Auerhahn / Frühlingszauber / s'Heimetli vom Geissepur / s'Läbe / Chriesi- und Nussbaum / Meisen / Thuner Schwarz-Schwan-Familie / Dr'Weg / Chuz / Steiböck / im Gasterental / Schärmeboum / Vogelpaar



















Rita Hochuli (*1947) ist im Kanton Aargau aufgewachsen und lebt seit 1968 in Herzogenbuchsee. 1995 besuchte sie den ersten Scherenschnittkurs im Heimatwerk in Richterswil bei Ernst Oppliger – er gilt in der Szene als einer der besten Papier- und Scherenschneider. Ihr erster Scherenschnitt war ein blühender Baum – die Natur ist bis heute die Hauptinspiration für Rita Hochulis Scherenschnittkunst geblieben.

Im Jahr 2000 wurden ihre Werke erstmals öffentlich ausgestellt, es folgten zahlreiche Gruppen- und Einzelausstellungen. Zum Beispiel an den Schweizerischen Scherenschnitt-Ausstellungen (2002 Museumsverein Bulle, 2006 Landesmuseum in Prangins, 2009 und 2010 im Museum Bellerive in Zürich). Weitere Ausstellungen: 2013 bis 2015 Wanderausstellung im Forum Schweizer Geschichte Schwyz, Westschweizer Nationalmuseum Château de Prangins, Landesmuseum Zürich.

Im Frühling 2017 zeigte die Galerie Leuenbrüggli in Langenthal die Scherenschnitte der Künstlerin. Seit 2002 wird sie zudem zu allen jurierten Ausstellungen des Vereins eingeladen.

Rita Hochuli ist mit Hugo Hochuli verheiratet, sie haben drei erwachsene Kinder.

«Zuerst zeichne ich alles auf, und anschliessend versuche ich, die perfekte Harmonie zwischen schwarz und weiss zu finden, was immer wieder eine Herausforderung darstellt. Das Schneiden mit der Schere ist dann noch das Dessert. Ich arbeite praktisch ausschliesslich mit der Schere, vereinzelt bearbeite ich Details mit dem Skalpell.

Ich bin der Tradition verbunden; und meine Scherenschnitte sind symmetrisch und offen, meistens alles an einem Stück. Seit Neuestem gestalte ich auch farbige Scherenschnitte, indem ich weisses Papier oder den fertigen Schnitt mit Ölfarbe einfärbe.

Ich hoffe und wünsche mir, dass ich auch in Zukunft mit meinen Scherenschnitten den Menschen noch lange eine Freude bereiten kann. Zudem liegt es mir am Herzen, dass Scherenschnitte als altes Kulturgut erhalten bleiben.»

Rita Hochuli

Der Ursprung der Gemeinde Murgenthal AG liegt im Oberaargau

Ernst Ruch

Murgenthal ist seit 1901 eine Gemeinde im Bezirk Zofingen des Kantons Aargau und ein Grenzort zum Kanton Bern.¹ Sein ursprünglicher Kern liegt jedoch im Kanton Bern: Der Weiler Obermurgenthal, der teilweise in der Gemeinde Wynau liegt, mit dem Gasthof zum Löwen, der Mühle, der abgegangenen Säge und weiteren Gebäulichkeiten. Das heisst, wenn früher die Rede davon war (Murgatun, Murgarten, Morgenthal etc.), ist damit immer das heutige Obermurgenthal gemeint. Untermurgenthal erscheint erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts in den Urkunden, da dort nur wenige Häuser standen.

Murgenthal

Erstmals erwähnt wird Murgenthal in einer Urkunde vom 25. Dezember 1255.² Diese in lateinischer Sprache verfasste Urkunde hatte im Wesentlichen folgenden Inhalt:

Graf Ludwig III von Froburg (erw. 1196-1256), erklärt, er und sein verstorbener Bruder Hermann (erw. 1196-1236) hätten dem Kloster St. Urban die Güter bei Murgenthal (bona iuxta murgatun = Güter in der Nähe der Murg) unter der Bedingung geschenkt, dass sie dem Kloster in keiner Weise entfremdet und jedermann die Errichtung von Vesten auf diesen Gütern untersagt würden.³ Die Urkunde ist ein Pergament von 10,5 x 21 cm Grösse mit einer Plica von 2 cm. Daran hängen folgende Siegel: 1. Des Abts von Lützel, 2. Des Abts Ulrich von St. Urban, 3. Des Grafen Ludwig von Froburg, 4. Des Grafen Hartmann von Froburg (erw. 1240-1281). Dieser war ein Sohn von Ludwig III. Dasjenige des Grafen Rudolf (erw. 1237-1272), ebenfalls einem Sohn von Ludwig III, fehlt. Die Siegel waren stark beschädigt und wurden um 1990 restauriert. Unter dem gleichen Datum besteht eine Urkunde, von gleicher Hand geschrie-



In dieser Urkunde vom 25. Dezember 1255 wird Murgenthal erstmals erwähnt. Angehängt sind die Siegel des Abts von Lützel, von Abt Ulrich von St. Urban sowie der Grafen Hartmann und Ludwig von Froburg.

Foto Verfasser

ben, worin das Kloster St. Urban die Schenkung annehme und die in der Schenkungsurkunde stipulierten Bedingungen erfüllen werde.⁴ Diese beiden Urkunden liegen im Staatsarchiv Luzern.

Die Mühle von Murgenthal

1263 überträgt Graf Hartmann von Froburg (erw. 1240–1281, Sohn des Grafen Ludwig III von Froburg) zu seinem, seiner Vorfahren und seiner Ehefrau Clementa v. N Seelenheil mit Zustimmung seines Bruders Rudolf (erw. 1237-1272), Probst von Zofingen und Beromünster, der Abtei St. Urban zu ewigem Eigentum eine an der Murg gelegene Mühle, die er von der Abtei um einen jährlichen Zins von 4 Pfund Wachs zum Erblehen innegehabt hatte. Er bestimmt, dass aus den Erträgen der Mühle eine Stiftung für seine kurz zuvor verstorbene Ehefrau und die Verpflichtungen aus einem Landtausch zu Fulenbach und einem Kornkauf erfüllt würden. Ferner verfügt er, dass weder an der Murg noch an der Aare bei Friedau ohne Zustimmung des Klosters eine Mühle gebaut werden dürfe, und dass es weder seinen Bürgern von Friedau noch andern, die auf der Klostermühle zu mahlen pflegten, gestattet sei, eine andere Mühle aufzusuchen.⁵ Friedau war ein heute abgegangenes Städtchen am linken Ufer der Aare. Die Pergamenturkunde hat eine Grösse von 21,3 x 21,4 cm und eine Plica von 4,2 cm. Sie ist in Latein abgefasst und liegt ebenfalls im Staatsarchiv Luzern. An der Plica eingehängt sind folgende Siegel: 1. Des Grafen Hartmann von Froburg, 2. Des Probstes Rudolf, 3. Des Abtes von Lützel und 4. Des Abtes von Neuburg. Alle diese Siegel waren stark beschädigt und sind um 1990 restauriert worden.

Wie aus der Urkunde hervorgeht, ging es in diesem Rechtshandel um ein Erblehen.⁶ Das heisst, dass die Mühle von den Froburgern bereits früher dem Kloster St. Urban geschenkt worden war, aber von ihnen als Erblehen zurückgenommen wurde. Mit der vorliegenden Urkunde verzichteten die Froburger auf das Lehen, sodass das Kloster freie Hand hatte, die Mühle selbst zu bewirtschaften oder neu zu verpachten und damit in den Genuss sämtlicher Erträge zu kommen.

Die Mühle war bis 1347 ursprünglich Teil des Hofes Roggwil.⁷ Dieser wurde als Eigenbetrieb von Laienbrüdern und Angestellten geführt und



Die Mühle von Obermurgenthal, gezeichnet von Carl Rechsteiner 1957

umfasste ca. 400 Hektaren.⁸ 1347 erfolgte die Aufgabe dieses Eigenbetriebes infolge Mangel an eigenen Arbeitskräften. Der Hof wurde an zwölf Männer verpachtet, die eine Art Interessengemeinschaft bildeten. Diese hielten es jedoch lediglich zwei Jahre aus. Über die Ursachen der Pachtaufgabe lassen die Urkunden sozusagen nichts verlauten. Eine davon dürfte die Höhe des Zinses gewesen sein, aber auch die Pestepidemie, die 1348 wütete. Eine Gruppe von fünf Pächtern übernahm den Hof 1349 zu einem etwas günstigeren Pachtzins.⁹ Davon ausgenommen

Mit dieser Urkunde vom 25. Dezember 1263 überträgt Graf Hartmann von Froburg die Mühle von Obermurgenthal an das Kloster St. Urban.
Foto Verfasser

wurde die Mühle von Murgenthal. Es ist anzunehmen, dass die Mühle separat verpachtet wurde. Ein erster Pächter namens Peter erscheint 1409 in den Urkunden.

Bereits im 15. Jahrhundert hatten sich die Mönche das Recht gewahrt, die Mühle alle Jahre während drei Tagen und drei Nächten mit ihrem eigenen Personal zu betreiben.¹⁰ Nötig wurde das bei grosser Kälte und Frost, Sommerdürre und Wassermangel sowie bei einem Betriebsunterbruch der Klostermühle durch Reparaturen.

Am 2. März 1452 beurkundet Abt Niklaus Hollmann die Lehensaufgabe des Müllers von Murgenthal und die Verleihung der Mühle an Hensli Kentzinger, der diese samt den dazugehörenden Gütern von Wernli Müller gekauft hatte.¹¹ Die Bedingung war, dass er an dem Wuhr eine Furt lassen soll, damit die Fische, die von der Aare kommen, das Wuhr passieren können. Die Verkaufsverhandlungen führte der Sohn Peter Kentzinger.

Auf 15. August 1466 bestätigt Abt Niklaus Hollmann die Übergabe der Mühle an Hensli Kentzingers Sohn Peter zu den gleichen Bedingungen und der ausdrücklichen Auflage, dass das Kloster die Mühle während drei Tagen und drei Nächten selbst betreiben darf, wie oben beschrieben.¹² Bei der Abwicklung dieses Geschäfts wurde ein Ehrschatz von fünf Gulden bezahlt. Beim Ehrschatz handelte es sich um eine Handänderungssteuer beim Verkauf von Liegenschaften oder bei Erbgang. Schuldner waren der Verkäufer oder der Erblasser.

Die Kentzinger stammten aus Olten.¹³ Am 3. März 1453 wurde in Zofingen Kundschaft aufgenommen darüber, wie die Bürger von Olten ihren Schultheiss gewählt haben. Dabei hat auch Hensli Kentzinger von Murgenthal ausgesagt. Wie lange die Kentzinger die Mühle innehatten, ist nicht bekannt.

Als nächstes Datum erscheint 1587, als die Mühle neu gebaut wurde. Klaus Plaar hat im Zofinger Neujahrsblatt 2014 die Vermutung aufgestellt, dass dieser Neubau von Antoni Stab, dem Steinmetz, Maurer und Architekt in Zofingen zwischen 1569 und 1611, stammen könnte. Ich hegte jedoch Zweifel an dieser These, da verschiedene Merkmale der Werke Stabs fehlen, wie der doppelte Stichbogen, die Schrift der Jahrzahl über der Kellertüre und auch das Meisterzeichen von Stab, das er an allen seinen Werken angebracht hatte. Da die Mühle ein Erblehen des Klosters

St. Urban war, forschte ich im Staatsarchiv des Kantons Luzern, um eventuell Näheres über den Bau zu erfahren. Bereits als erstes stiess ich auf den Ziegeleirol del des Klosters St. Urban. Die Ziegelherstellung hatte ja im Kloster Tradition, und lebt heute noch in der Ziegelei Roggwil weiter.¹⁴ In diesem Rodel wurden sämtliche Verkäufe von Baumaterial aufgezeichnet. Unter verschiedenen Malen bezog der Müller von Murgenthal im Jahr 1587 Baumaterial. Der entsprechende Passus im Rodel lautet: «Der Müller von Murgenthal soll 2900 Tachziegel, mer hat er 400 tach ziegel, mer soll er 600 und 24 tach ziegel in summa 3924 ziegel. Und vorhin noch murer kalch, namlich 6 vass, mer soll er 2 vass mit kalch, mer 7 zuber vol kalch, mer ein zuber mit kalch, und 60 bsetz blatten, 50 kaminsteine, mer soll er 50 firstziegel, 4 hundert tachziegel und 70 kaminstein, 90 bsetzblatten.» Dieses Material umfasste mehrere Tonnen und dürfte verschiedene Fuhren erfordert haben. Aufgrund der ebenfalls aufgeführten Preisliste kostete das Baumaterial aus der Ziegelei rund 600 Gulden. Dem Führer des Rodels lag es wohl besser, Ziegel zu machen, als schriftliche Arbeiten wie den Ziegeleirol del zu führen.

Am 31. August 1590 schrieben Schultheiss und Räte von Bern dem Abt des Klosters St. Urban, dass sich Heinrich Richard, der Müller von Murgenthal, beklagt hätte, das Kloster beabsichtige eine neue Mühle samt Rybi und Stampfi zu errichten.¹⁵ Dadurch würde der Müller von Murgenthal, der als Lehensmann des Klosters mit einem Zins beladen sei, in seinen Geschäften benachteiligt. Sofern das Kloster bei seinem Vorhaben bleiben würde, sollte der Lehenzins reduziert werden. Der Neubau der Mühle wurde nicht ausgeführt, und so blieb alles beim alten. Aus diesem Brief geht hervor, dass es der Müller Heinrich Richard gewesen sein dürfte, der zwei Jahre zuvor die Mühle neu erbaut hatte. 1596 klagte Heinrich Richard, dem der Abt den Zehnten¹⁶ zu Walliswil verliehen hatte, Uli Geiser verzehnte ungenau, indem dieser auf einem Acker, auf den er zwei Garben hätte aufstellen sollen, nur eine einzige aufgestellt habe. Abt Ulrich Amstein bat darauf Bern, es möchte den Zehntpflichtigen zu seinen Pflichten rufen.¹⁷

Im Jahre 1598 beginnen nun mit dem Taufrodel und dem Eherodel der Kirchgemeinde Wynau die Aufzeichnungen über Taufen, Heiraten und ab 1650 auch über die Todesfälle.¹⁸ Heinrich Richard war Burger von Wynau und verheiratet mit Verena Blüss (von Riken). Das Ehepaar hatte

vier Kinder, nämlich vor 1598 einen Heinrich und einen Ueli, dann am 12. Juli 1601 eine Anna und am 15. April 1604 eine Fronegg. Heinrich Richard muss sehr begütert gewesen sein. Er war nämlich von 1598 bis 1620 über dreissig Mal Taufzeuge, und was vorher war, ist nicht bekannt. Taufzeuge zu sein, war im 17. Jahrhundert eine kostspielige Angelegenheit, da es üblich war, dem Täufling als Einbund ein Goldstück zu schenken. Sein Sohn Heinrich war 1612 und 1620 Taufzeuge. Heinrich jun. verheiratete sich am 6. Februar 1615 mit Ursula Kellerhals.¹⁹ Sie hatten mindestens einen Sohn namens Heinrich. Es ist nicht erwiesen, dass keine weiteren Kinder existierten, da die Rodel der Kirchgemeinde Wynau viele Lücken aufweisen, sei es durch fehlende Seiten oder unleserlichen Eintragungen mit Tinte, welche die Jahrhunderte nicht überstanden haben. Die Todesdaten von Heinrich Richard und Verena Blüss sind deshalb nicht bekannt. Nachfolger seines Vaters als Müller war Heinrich Richard jun.. Am 11. Januar 1641 verheiratete sich Heinrichs gleichnamiger Sohn mit Barbara Babi. Am 21. Nov. 1639 wird ein Heinrich Richard als Ammann von Murgenthal erwähnt. Ob es sich dabei um den Senior oder den Junior handelt ist nicht bekannt. Ferner wird am 28. April 1666 ein weiterer Heinrich Richard von Murgenthal im Zusammenhang mit der Fischerei an der Murg genannt.

Zur Familie gehörte noch ein Hans Richard, der etwa gleichaltrig wie Heinrich war und auch als Müller in Murgenthal erwähnt wurde. Vielleicht war er ein Geschäftspartner von Heinrich. Auch er ist 13 Mal als Taufzeuge aufgeführt. Hans Richard starb am 13. Juni 1653. Wie lange die Richard Besitzer der Mühle waren, ist nicht bekannt.

Im Urbar des Schlosses Aarburg von 1663²⁰ erscheint nun ein Caspar Kun als Müller von Murgenthal. Er war offenbar Pächter eines Grundstücks auf der rechten Seite der Murg, also im Oberamt Aarburg. Er verpflichtete sich, im Namen und als Lehenmann Hans Georg Imhofs, Burgers der Stadt Bern, den jährlichen Grund- und Bodenzins zu Handen des Amtes Aarburg schuldig zu sein. Er ist offenbar ein Auswärtiger. In den Kirchenbüchern von Wynau erscheint er lediglich am 6. Juli 1665 als Taufzeuge bei einem Kind von Claus Mellenberger, dem Wirt des Löwen in Murgenthal. Hingegen sind im Eherodel zwei Kinder erwähnt, nämlich am 5. März 1655 Anna Maria Kun, des Müllers von Murgenthal mit Hans Blüss, Ladensager,²¹ und am 11. Mai 1665 Caspar Kun mit Anna Widmer.

Als Müller von Murgenthal sind die Kun also von 1655-1665 aktenkundig. Wie lange sie vor und nachher auf der Mühle waren, ist nicht bekannt.

Am 4. Juli 1677²² wird nun erstmals Hans Küffer als neuer Besitzer der Mühle erwähnt. Zusammen mit Johannes Lang, Wirt des Gasthof Löwen in Murgenthal, verzichtet er auf das innegehabte Allmendrecht zu Wynau. Dafür erhalten die beiden ein Stück der Allmend von einer Jucharte zu freiem Eigen. Die Küffer kamen vermutlich aus dem Solothurnischen. Von 1480 bis 1487 gab es einen Abt des Kloster St. Urban namens Johannes Küffer aus Solothurn. Hans Küffer war verheiratet mit Verena Bachmann. Das Ehepaar hatte drei Kinder, die alle in Wynau getauft worden waren, nämlich: 3. März 1668 Verena, 10. Oktober 1671 Hans Jacob und 28. Dezember 1673 Hans. Das heisst, dass Hans Küffer bereits 1668 Besitzer der Mühle war. Das Geburtsdatum von Hans Küffer ist nicht bekannt, da er von auswärts kam. Ebenfalls fehlt das Todesjahr, das in die Lücke im Totenrodel von 1712 bis 1716 fallen muss.

Hans Jacob Küffer, dessen Sohn, baute im Jahre 1707 die Mühle um. Diese Jahrzahl hat der Zimmermeister mit seinem Monogramm DW am strassenseitigen Bug angebracht. Mit diesem Umbau erhielt die Mühle ihr heutiges spätbarockes Gesicht. Der Treppenturm trug ursprünglich eine schöne französische Haube, die auf alten Postkarten noch ersichtlich ist. Vor ungefähr 70 Jahren wurde diese Haube durch eine einfachere nicht minder elegante Konstruktion ersetzt.²³ Trotz Materialknappheit während der Kriegsjahre konnte sie wieder mit Kupferblech eingefasst werden.

Die Küffer waren eine grosse, weitverzweigte Familie, deren Mitglieder bis etwa 1772 auf der Mühle sassen. Die Männer hiessen durchwegs Hans, Jacob oder Hans Jakob und waren meistens ausdrücklich als Müller verzeichnet.

Am 20. Okt. 1682 verkaufte das Kloster St. Urban die Mühle an die «Amtsangehörigen» von Aarburg.²⁴ Gemeint ist damit die Wyler-Wässergenossenschaft als Eigentümer des 1640 erbauten Rothkanals, deren Protokolle leider erst ab 1812 existieren. Ein Kaufvertrag ist nicht vorhanden. Im gleichen Jahr fertigte jedoch die Amtsschreiberei Aarburg ein Dokument aus, das auf den Kauf Bezug nimmt und ausdrücklich bestätigte, dass dadurch den gegenwärtigen und künftigen Pächtern keinerlei

Nachteile erwachsen sollen. Der Bodenzins blieb nach wie vor beim Kloster, während der Lehenszins an die Wässergenossenschaft ging. Das Pachtverhältnis mit Hans Küffer wurde übernommen.

Auf Verlangen des Klosters stellte der Landschreiber von Aarburg am 22. Januar 1683 einen Reversbrief aus mit folgendem Inhalt:²⁵ Das Kloster als Verkäufer war grundsätzlich ehrschatzpflichtig. Der Ehrschutz war eine Handänderungssteuer. Dieser wurde auf 100 Kronen festgelegt. Dass das Kloster, als Verkäufer, diesen Betrag sich selbst bezahlen würde, war nicht möglich und auch nicht sinnvoll. Die Wässergenossenschaft musste nun diese Verpflichtung ihrerseits übernehmen. Sie wurde jedoch aufgeschoben bis zu einem allfälligen Pächterwechsel, einem Weiterverkauf oder einem Untergang (Brand, Aufgabe der Müllerei). Dieser Handel ist für uns heute juristisch schwer verständlich.

In «Rothrist mein Dorf» schreibt Dr. Georg Boner 1958, dass die Wässergenossenschaft die Mühle 1775 gekauft habe.²⁶ Die Mühle war ja ein Erblehen. Es ist anzunehmen, dass die Verkäufer, die Familie Küffer, das Lehen aufgaben. Hans Jacob Küffer, ein Urenkel von Hans Küffer und Jacob Küffer, und ein Cousin von Hans Jacob, waren nämlich verheiratet mit den beiden Schwestern Elsbeth und Käthi Ingold und wohnten in Herzogenbuchsee, wo sie je ein Kind taufte. Diese Kinder liessen sie aber noch im Taufrodel der Kirchgemeinde Wynau eintragen. In der Folge verschwinden die Küffer in den Rodeln von Wynau.

Wegen ständiger Streitereien über die Wasserrechte verkaufte die Wässergenossenschaft die Mühle bereits am 27. März 1781 an Ulrich Ryser von Affoltern zum Preis von 16'900 Gulden Berner Währung. Was inzwischen seit der Pacht der Küffers geschehen war, ist nicht bekannt. Vermutlich gab es einen neuen Pächter. Am 26. März 1779 waren nämlich die Müller von Murgenthal und Aarwangen mit ihrem Begehren abgewiesen worden, dass der Gemeinde Roggwil, die ihr Anno 1775 erteilte Bewilligung, ihr Getreide in der Mühle St. Urban vermahlen zu können, wieder möchte aufgehoben werden.²⁷

Die Verkäufer der Mühle behielten dem Käufer Ulrich Ryser vor: dass er bei Trockenheit, wenn kein Überfluss an Wasser ist, dasselbe bei dem Mühlenwehr so gut immer möglich aufbehalten, den Wuhr wohl in Ehren halte, sauber vermache, also dass das Wasser nicht zu unnütz den Bach hinab der Aar zuflüsse. Desgleichen sollen auch die Schutzkännel,

Die mächtige Mühlenscheune wurde 1785 von Ulrich Ryser erbaut.
Foto Verfasser



Räder und der Abfahl in gutem Stand in Ehren unterhalten werden. Würde aber der Käufer im eint oder andern der obbeschriebenen Punkte saumselig sein, so behalten sich die Verkäufer vor, alsdann das Versäumte durch einen unparteiischen Zimmermeister oder sonst dazu Verständigen schätzen und auf seine des Käufers Kosten hin machen und in Stand stellen zu lassen. Diese Bestimmungen wurden dem Wässerwart noch am 12. Oktober 1845 in Erinnerung gerufen.

Ulrich Ryser erbaute 1785 die mächtige Mühlenscheune auf der gegenüber liegenden Seite der Landstrasse. Die Mühle blieb bis 1876 im Besitz der Familie Ryser. Ab diesem Datum gehörte sie Johann Jakob Bohnenblust. Dieser baute anfangs der 80er Jahre die Villa Bohnenblust, heute Villa Sandhubel, am Walliswilerweg in Murgenthal auf Aargauer Boden. Die Besitzerfamilie wohnte nämlich nicht im Mühlegebäude selbst. 1900 finden wir sie wohnhaft in der Villa, nämlich die Erbschaft Johann Jakobs Bohnenblust sel. Speziell aufgeführt ist Arnold Bohnenblust, Mühlenbesitzer, mit Familie. An eine der letzten Angehörigen der Familie, Klara Bohnenblust, kann sich der Autor noch gut erinnern. Sie war mit Rudolf Stauffer, Geschäftsinhaber in Murgenthal, verheiratet und wohnte als Nachbarin gleich nebenan.

Im 19. Jahrhundert führte ein Steg hinter der Mühlenscheune über die Murg. Dieser ist erstmals eingezeichnet auf dem Streckenplan der Centralbahn von 1855. Auf der Micheliskarte von 1845 ist dieser noch nicht verzeichnet, und auf der Siegfriedkarte von 1871 ist er auch nicht mehr vorhanden. Unmittelbar nach dem Steg auf dem rechten Ufer der Murg stand ein Gebäude, das als Reibe diente. Diese bestand jedenfalls bereits 1828. Damit wurden Flachs, Hanf und auch Körner gerieben. Eine Reibe gehörte früher auch immer zu einer Mühle. Das Wasser zum Betrieb des Gewerbes lieferte die Wylerwässerung. Wie lange diese Reibe in Betrieb war, ist nicht bekannt. Vermutlich ist sie durch das ausserordentlich grosse Hochwasser von 1888 zerstört worden. Die behauenen Steinquader wurden nach Aufgabe des Betriebes als Uferschutz verbaut. Als Relikt aus dieser Zeit lag dort vor etwa 70 Jahren im Gebüsch des Wäldchens ein kegelförmiger Mühlstein, wie sie in einer Reibe verwendet wurden. Wenn er heute noch dort liegen sollte, ist er gänzlich mit Gestrüpp überwachsen. Der Mühlenbetrieb wurde 1912 eingestellt.

1921 ging die Mühle in den Besitz von Adolf Heusser über. Heusser war von 1910 bis 1922 Vizeammann der Gemeinde Murgenthal. Er übernahm mit der Mühle die bereits bestehende, aber in Konkurs gefallene Schlossfabrik Wyss & Co., die in den Räumen der ehemaligen Mühle eingerichtet worden war. Er baute die Schlossfabrik Heusser auf, die heute noch durch seine Nachkommen in dritter und vierter Generation erfolgreich betrieben wird. Von der Schlossfabrik Heusser AG stammt das bekannte Drehstangenschloss Terza mit den hochwertigen Oliven (so werden in der Schweiz Drehgriffe bezeichnet) die in fast allen öffentlichen Gebäuden wie Banken, Spitäler und Schulen anzutreffen sind. Weiter stellt das Unternehmen neben Spezialeisen und Beschlügen sogenannte «Turnhallendrucker» her. Diese finden nebst in Sporthallen auch in Schiebetüren Anwendung, wo der Drucker das Türblatt nicht überragen darf. Neuerdings werden sie auch in Fluchttüren Anwendung finden. Sie versprechen dank Patentierung einen nachhaltigen Erfolg auf dem Markt.

Die Mühle und die mächtige Mühlenscheune konnten dank der Besitzerfamilie, die immer Sorge dazu getragen hat, in ihrem äusseren Erscheinungsbild weitgehend erhalten bleiben, trotz Anpassungen an die neue Zeit. So wurden z.B. die Wasserräder durch eine moderne Francis-Turbine ersetzt. Mit einer Leistung von 32 KW werden jährlich ca. 140'000 Kilo-

wattstunden produziert. Diese werden als Bandstrom ins öffentliche Netz eingespeist und je nach Bedarf für die eigenen Zwecke zurückgenommen. Die Scheune wurde im Innern ausgekernt und in Zusammenarbeit mit dem Heimatschutz für Lagerzwecke umgebaut. Sie ist kein Hochstudhaus, wie man nach der Dachform schliessen könnte, sondern besitzt einen schönen, liegenden, kunstvollen Dachstuhl, der natürlich viel stabiler ist, als eine Hochstudkonstruktion.²⁸

Die Säge von Murgenthal

Vorbemerkung

Als der Autor 1941-1945 in die Glashütte zur Schule ging, verlief der Schulweg über die alte Strasse – wir nannten sie «den Alter» – nach der Hohwart. Beidseitig dieses Weges hatte es hohe Böschungen. Aber auch links und rechts davon gab es tiefe Gräben. Dass diese nicht natürlichen Ursprungs waren, war uns klar. Aber was hatten diese für eine Bedeutung? Ein Gerücht war, dass es sich um Artilleriestellungen aus dem Ersten Weltkrieg handelte. Tatsächlich bestanden Pläne, die Hangkrete von Murgenthal bis St. Urban zu befestigen, um das Aaretal südlich der Fortifikation Hauenstein zu sperren.²⁹ Es blieb jedoch bei den Plänen. Im Jahrbuch des Oberaargaus von 1992 fand ich dann eine Beschreibung der Hohlwegbündel von Bollodingen bei Herzogenbuchsee. Mir war sofort klar, dass es sich in Glashütten um ein Hohlwegbündel handelt. Dieses ist auch im Inventar Historischer Verkehrswege der Schweiz wie folgt beschrieben: Beim Abstieg von der Hohwart nach Murgenthal handelt es sich um ein breitgefächertes Hohlwegbündel, bestehend aus rund 12 parallelen Trassees. Die Spuren liegen grösstenteils im erdigen, teilweise auch im steinigen Lockermaterial und sind mit einer Ausnahme alle ungenutzt. Sie sind markant und ausgeprägt, mit einer Breite von 1,5 bis 2 Metern, einer Tiefe von 2 bis 4 Metern und einem starken Gefälle. Eine der Spuren ist als Fussweg ausgebaut und zu diesem Zweck mit Eisenbahnschwellen befestigt worden. Das Wegbündel wird zweimal geschnitten durch die heutige Verbindungsstrasse von Glashütten nach Murgenthal und ist dadurch stark beeinträchtigt. Im oberen Teil, der an eine Einfamilienhausssiedlung grenzt, wurden in den Spuren zum Teil Gartenabfälle abgelagert.³⁰

Hohlwege sind nicht nur Ablaufrinnen des Regenwassers, sondern auch uralte Wege. Durch die natürliche Erosion vertieften sich die nicht befestigten Pfade immer mehr zu regelrechten Hohlwegen. An den Seiten der eigentlichen, durch permanente Nutzung immer weiter absinkende Trassen entstanden weitere Wege, um die Strecke gangbar zu halten. Ganze Bündel von Hohlwegen sind das Ergebnis. Der mittelalterliche Landverkehr vollzog sich überwiegend zu Fuss, mit Reit- und Zugtieren und Karren. Hierdurch wurde der Untergrund verändert, die Wegetrassen wurden als Hohlwegbündel ausgebildet. Dies bedeutete mehrere parallel verlaufende Pfade und Gleise.³¹

Die umfangreichen Holztransporte zur Säge in Murgenthal im 15. Jahrhundert dürften daher auch wesentlich zur Entstehung des mächtigen Hohlwegbündels beigetragen haben. Allein der Weg von Zofingen³² über Strengelbach – untere Säge Vordemwald – Oberriken Ester – Glashütten nach Murgenthal und der Weg³³ von Balzenwil nach Murgenthal hatten im Mittelalter kaum ein so grosses Verkehrsaufkommen, dass dieses Ursache hätte sein können.

Die Geschichte der Säge

1396 und vier Jahre später wurde Zofingen durch Stadtbrände weitgehend zerstört. Der Wiederaufbau zog sich über Jahrzehnte hin. Da Zofingen grosse Wäldereien besass, erbaute die Stadt mit Bewilligung des Klosters St. Urban anfangs des 15. Jahrhunderts in Murgenthal eine Säge an der Murg, um damit den grossen Bauholzbedarf für den Wiederaufbau zu decken. Ihr Standort war ungefähr 100 Meter unterhalb der Mühle. Sie ist im Bechburger-Urbar bereits 1423 erwähnt.³⁴ In den folgenden Jahren ergaben sich aber immer wieder Schwierigkeiten mit der Stadt Zofingen, da das Kloster bemängelte, dass es die Fische schwer hätten, das Wehr zu passieren. Die Streitereien gipfelten darin, dass der Abt Nikolaus Hollmann, der seit 1441 im Amt war, sogar verlangte, dass die Säge abzubrechen sei. Am 16. November 1461, am Sankt Othmars-tag, fand nun in St. Urban ein Schiedsgericht statt «als von Spen und Stössen wegen, so wir mit den gebursamen zu Langental hattent, und auch wegen Holz und Wassers wegen».³⁵ An diesem Schiedsgericht nahmen teil: Von Bern Niklaus von Scharnachtal, dazumal Schultheiss,

Ritter Adrian von Bubenberg, Ritter Thüring von Ringoltingen, Burger und des Rats zu Bern, Junker Heinrich von Hunnwil, Heinrich Haffurter, Hans Bitzi, alt Schultheiss, alle Burger und des Rats von Luzern. Diese Teilnehmer kamen nach St. Urban, um sich über diese «Stöss und Spen» auszusprechen und «gütlich und früntlich mit vollem Gewalt beder Stetten zu richten». «Also uff den selben tag sind auch harkommen die ehrsamen fürsichtigen und wisen alt Schultheissen, nämlich Hans Marti, Hensli Nükom, Kentzing und ettliche deren Rätthen von Zoffingen.» Sie beklagten sich vor den obgenannten Herren und Ratsboten von Bern und Luzern, wie die Stadt Zofingen abgebrannt sei, wodurch die Stadt und die Leute in grosse Armut gestürzt worden seien. Da sie aber viele Wälder hätten, möchten sie die Stadt wieder aufbauen. Zu diesem Zweck hätten sie die Säge auf dem Bach in Murgenthal erstellt, um den grossen Bedarf an Bauholz zu decken. Die Ratsboten von beiden Städte baten danach den Abt und Konvent des Klosters, dass sie den Zofingern den Weiterbestand der Säge erlauben, damit sie den Wald nutzen können. St. Urban willigte wohl zähneknirschend ein unter folgenden Auflagen: «Des ersten dass die von Zoffingen söllend und mögen die Sagen daselbst machen und machen also dass der bach und die vische in demselben bache jetz und hienach ihren freyen gang haben mögent. Und soll der furt des bachs sechs schuh wyt und breite habe, dadurch die Visch ihre wohnung haben mögent. Item die von Zoffingen söllent auch den wur zu derselben sagen machen vff diesmale dass jetz und harnach den bach an sinem gang und uns an den vischen und vischetzen unschedlich syge und beliebe und ob sach wurde dass von wasserfluss söllich gross ubwasser käme dass davon der wur zerstört und gebrochen wurde so söllent die von Zoffingen söllichen wur wyderum machen. Item die von Zoffingen sollent auch söllichen nutz so sy von der sagen überkomen und haben werdent an ir gemein statt. Und domit ihr statt wieder umbuwen und die zu buwe, nutzen und bruchen jetz und hie nach um kein Zins verlichen noch hingeben.»

Damit waren aber die Schwierigkeiten nicht behoben. Die Befürchtungen des Klosters bewahrheiteten sich. Damit begann ein zehnjähriges Kräftemessen. Bereits 1470 befasste sich die Tagsatzung mit diesem Streitfall. Dort konnten die eidgenössischen Orte den Nachteil, der den Mönchen daraus erwuchs, nicht übersehen. Am 19. August 1478 fassten sie die

Beseitigung der Säge ins Auge. Sie ordneten bevollmächtigte Boten nach Zofingen ab. Offenbar waren die Bemühungen um einen Vergleich nicht vom erwünschten Erfolg begleitet. 1480 starb in St. Urban Abt Niklaus Hollstein. Der neugewählte Abt Johann Küffer war gewillt, den strittigen Punkt möglichst rasch zu regeln. Im Januar betrat er den Ratssaal von Zofingen und wiederholte die Bitte, die Säge zu beseitigen. Mit Urkunde vom 29. Januar 1481 willigten die Zofinger ein und schenkten dem Kloster – aus Freundschaft wie es hiess – die Säge mit Hofstatt und Häuschen, damit es diese abrechen könne.³⁶ Offenbar brauchten sie die Säge gar nicht mehr. Zur Belohnung dieser freundschaftlichen Tat erliessen ihr die Zisterzienser einen jährlichen Zins von 2 Malter Dinkel. 1581 war die Säge im Besitz von Löwenwirt Michael Ammann.

Nur im Lichte der strengen Abstinenz- und Fastenordnung des Ordens kann die entschiedene Haltung des Klosters gerecht beurteilt werden, denn damals gehörte das Fischfleisch noch zu den wichtigsten Speisen des Klosters, nicht nur zur Fastenzeit. Erst in späteren Jahrhunderten verlor die hindernislose Murg an Bedeutung, indem das Kloster in seiner Umgebung verschiedene Fischweiher erstellte. Bereits in der Konzessionsurkunde von 1640 für den Bau des Rothkanals durch den damaligen Landvogt von Aarburg, Jakob Wyss, stand nichts mehr von einem Fischpass. Hingegen wurde die Säge von Murgenthal ausdrücklich erwähnt.³⁷

Wann die Säge neu erbaut worden war, ist nicht bekannt. Am 12. Mai 1643 bewilligte Abt Edmund von St. Urban dem Hensli Blüss, genannt Kleinhensli, von Gadligen (Glashütten), den Weiterbestand der Säge samt Wehr in Murgenthal gegen einen jährlichen Bodenzins von 100 Pfund und unter verschiedenen Bedingungen. Die entsprechende Pergamenturkunde ist kaum mehr lesbar, weshalb die Einzelheiten nicht mehr bekannt sind.

Die Regierung von Bern erteilte auf Begehren der Gemeinde Roggwil die Bewilligung, die Säge von Murgenthal nach Roggwil zu versetzen und erteilte am 22. April 1769 die entsprechende Konzession. Dagegen machten die Gemeinde Riken und die Besitzer des Hofes von Walliswil Opposition. Nach Würdigung der Gründe, welche im Ratsmanual der Stadt Bern nicht erwähnt werden, bestimmte die Berner Regierung, dass die Säge nicht nach Roggwil versetzt werden dürfe. Die Kosten dieses Entscheides wurden zwischen den Parteien wettgeschlagen. Etwa hundert

Jahre später baute Roggwil dann doch noch eine Säge in Walliswil. Das Areal wird heute als Werkhof der Burgergemeinde Roggwil benützt. Das Wasserrad dreht sich zur Freude der vielen Wanderer immer noch. Laut Fertigungsprotokoll vom 20. März 1863 ging die Säge von Murgenthal durch Kauf von einem Herrn Plüss an die Herren Karl und Albert Ryser über. Diese waren bereits Besitzer der Mühle von Obermurgenthal.

Nachdem der Kanton Aargau vom alten Kanton Bern abgetrennt worden war, entstanden lange Verhandlungen über die Bestimmung der Grenze, von der Grenze des Kantons Luzern in der Nähe des Klosters St. Urban weg bis an die Aare. Diese Verhandlungen begannen schon 1811, fanden jedoch erst im Jahre 1823 durch einen Staatsvertrag zwischen den Ständen Bern, Aargau und Luzern. Es waren offenbar harte Verhandlungen, wobei der Kanton Aargau auf einen Grenzverlauf in der Mitte des Flusses drängte, während der Kanton Bern den ganzen Bach für sich beanspruchte. Der Kanton Aargau gab schliesslich nach, und als Grenze wurde das rechte Ufer der Roth oder der Murg, wie der Bach von der Einmündung der Langeten an hiess, festgelegt, wie sie heute noch besteht. Es war jedoch keine gute Lösung, wie sich später herausstellte.

In den sechziger Jahren entstanden nun zwischen den Regierungen der Kantone Bern und Aargau Konflikte³⁸ über die Anwendung dieses Staatsvertrages, insbesondere, ob die Konzession für eine Veränderung des Getriebes der Öle und Säge von der Regierung des Kantons Aargau oder von derjenigen des Kantons Bern ausgehen müsse. Die Gebrüder Ryser beabsichtigten nämlich, einige Veränderungen derselben vorzunehmen. Sie stellten nun behufs Ausführung dieser Bauten am 4. Februar 1866 an die Regierung des Kantons Aargau das Gesuch und erhielten am 11. Juni 1866 die verlangte Baubewilligung mit verschiedenen Bedingungen. Am 10. Juli 1866 antworteten darauf die Gebrüder Ryser, die Bewilligung nur anzunehmen, wenn die Bedingungen zum grössten Teil zurückgenommen würden. Aufgrund dieser Erklärung beschloss die Regierung des Kantons Aargau am 1. September 1866, dass die Gebrüder Ryser binnen 8 Tagen beim Bezirksamt Zofingen die unbedingte Annahme der am 11. Juni gleichen Jahres erteilten Konzession auszusprechen haben, andernfalls werde sie als zurückgezogen erklärt. Da nun von Seiten der Herren Ryser eine unbedingte Annahme nicht erfolgte, wurde diese am 24. September 1866 als erloschen erklärt. Mittlerweile hatten die Gebrü-

der Ryser diese Verhandlungen auch der Regierung von Bern zur Kenntnis gebracht und deren Intervention verlangt. Nun eskalierte die Geschichte, indem sich der Kanton Bern in die Angelegenheit einmischte. Diese gipfelte darin, dass sich das Eidgenössische Justiz- und Polizeidepartement damit befusste, da das Problem den Staatsvertrag von 1823 betraf. Die diesbezüglichen Beschwerden des Kantons Aargau wurden am 12. Oktober 1869 abgewiesen, und die klagende Regierung angewiesen, ihre Beschwerden beim Bundesgericht anhängig zu machen. Im Namen des Bundesrates unterschrieb der damalige Bundespräsident Emil Welti. Die Anrufung des Bundesgerichts erfolgte nicht. Wie die Angelegenheit schliesslich ausging, ist nicht bekannt.³⁹

Die Säge Murgenthal wurde im Jahre 1918 abgebrochen. Der letzte Säger, Hans Rufener, war wohl Pächter der Säge. Er arbeitete danach in der Sägerei Walliswil. Hans Rufener war einer der Pontoniere, die 1895 den Pontonier-Fahrverein Riken (ab 1900 Murgenthal) gründeten. Er war auch langjähriger Präsident desselben. Seine Tochter Rosa war eine Jugendfreundin meiner Mutter. Diese Freundschaft hielt auch in späteren Jahren an.

Die Sägerei Murgenthal, wovon nur noch die Grundmauern stehen, hatte eine wechselvolle Geschichte. Damit befassten sich der Rat von Bern mit unter anderen Adrian von Bubenberg, dem Verteidiger von Murten 1476, die eidgenössische Tagsatzung und sogar der schweizerische Bundesrat. Eine Postkarte aus dem Jahre 1913 zeigt die Säge mit dem heute noch bestehenden Sagistöckli. Links von der Landstrasse nach Bern kann man noch den Gartenhag meines Elternhauses ausmachen. Unten links sehen wir den alten Sternen mit Bäckerei Oberli (heute Überbauung Fahracker). Oben rechts ist die Weberei Künzli mit den beiden Fabrikhäusern (heute Lagerhäuser der Firma Schwarz). Oben links sehen wir die heute noch bestehende Murgbrücke aus dem Jahre 1726, rechts davon die Schlossfabrik – damals noch als Mühle in Betrieb.



Die Postkarte von Murgenthal aus dem Jahr 1913 zeigt oben links die Murgbrücke, oben rechts die Weberei Künzli, unten links den alten Sternen mit Bäckerei, unten rechts die Sägerei mit dem Sagistöckli.

Der Gasthof zum Löwen

Zum Weiler Obermurgenthal gehört ebenfalls der Gasthof zum Löwen – lange Zeit die einzige Wirtschaft in der Gemeinde Wynau. Da Hans Leist im Jahrbuch des Oberaargaus 1985 bereits einen Beitrag über ihn verfasste, sei hier nur das Wesentlichste zusammengefasst.⁴⁰ Seine Ursprünge liegen im Dunkeln, dürften aber mit der Gerichtsstätte des Landgerichts Murgeten zusammenhängen, einer von vier Blutgerichtskreisen der Landgrafschaft Burgund.⁴¹ Ein Tavernenzins aus dem Gericht Wynau für das Kloster St. Urban in der Mitte des 14. Jahrhunderts dürfte ein erster Hinweis sein. Erst 1581 wird aber mit Michell Amman ein Wirt in Obermurgenthal fassbar. Ein umfangreiches Inventar dokumentiert

seinen weitläufigen Besitz. Er hatte in jener Zeit gegenüber dem Gasthof einen gemauerten Stock bauen lassen, den sogenannten Engländerstock. In den folgenden Jahrhunderten wechselten sich verschiedene Familien als Wirte ab.



Der Gasthof zum Löwen und sein Wirtshausschild.
Foto Verfasser, Zeichnung Franz Fiechter (aus: Emanuel Friedli, Bärndütsch als Spiegel bernischen Volkstums, Band Aarwangen, Bern 1925)



Mit dem Bau eines neuen Strassennetzes im Kanton Bern, insbesondere der «neuen Strasse» von Bern nach Zürich über Kirchberg und durch den Aargau erhielt der «Löwen» in Obermurgenthal eine neue Bedeutung als Pferdewechselstation. Nicht selten standen bis zu 30 Pferde in seinen Stallungen. Einen Eindruck davon vermittelt Adélaïde-Edmée de la Briche in ihrem Buch «Les voyages en Suisse». «A l'auberge de Murgenthal» schien ihr die Wirtin Marianne Probst einer Erwähnung wert. Die Bauerntochter hatte 1786 von ihrem Vater den «Löwen» übernommen. «Marianne», gab sie den Eindruck der Leute wieder, «ist heute mit 22 Jahren noch dieselbe wie mit 16. Ihre Erscheinung ist sehr interessant, ohne ausgesprochen schön zu sein. Sie hat die schönsten Haare der Welt.» Die junge Wirtin mit dem sonnigen Wesen verstand es bald, ihrem Haus einen guten Namen und eine besondere Note zu verleihen. Sie besass auch eine sehr reichhaltige Bibliothek, über die sich Madame de

la Briche ebenfalls lobend äusserte. Von dem ihr zugewiesenen Zimmer schrieb sie: «Dieses war, wie alles hier, äusserst geschmackvoll, mit einer einfachen Eleganz eingerichtet.»

Die Murg

Ungefähr auf der Höhe der Rombrücke, die über den Rothkanal durch den Heuweg nach Glashütten führt, befindet sich in der Murg eine zehn Meter breite Schwelle. Diese ist etwa zwei Meter hoch und bogenförmig angelegt. Auf beiden Seiten befinden sich massive Flügelmauern, und der unterstromseitige Bachgrund ist beidseitig und in einer Länge von ca. acht Metern mit glatten Steinplatten ausgelegt. Diese hatten offenbar den Zweck, die Erosion des Bachbettes zu verhindern. Der Bach verhielt sich jedoch anders als vorgesehen und lagerte am Ende der Platten Geschiebe ab, sodass sich dahinter ein Bassin bildete von zirka 8 x 10 Metern und einer Wassertiefe von ungefähr 1,3 Metern. Dies war für uns während der Schulzeit eine willkommene Badegelegenheit. Über den ursprünglichen Zweck und den Ursprung machten wir uns keine Gedanken. Im Staatsarchiv des Kantons Aargau stiess man erst viel später auf ein Dossier über eine Murgverbauung im Jahre 1855.⁴² Dort enthalten ist ein kolorierter Plan dieser Verbauung, worin auch die Schwelle im Detail eingezeichnet ist.

Die Murg machte etwas unterhalb des Guegilochs eine Schleife nach Westen (auf dem Plan S. 164). Beim Bau der Centralbahn 1855 musste der Bach verlegt und begradigt werden. Durch die Begradigung der Murg konnte der Bahndamm auf der ganzen Länge von der Brücke über die Murg beim Walliswilerweg bis zum Guegiloch gebaut werden. Die westliche Kehre des alten Flusslaufes ist noch ersichtlich auf alten Landkarten, und in der neuesten Ausgabe der Landeskarte 1:25'000 als Senke markiert. Dabei musste die Kantonsgrenze Aargau-Bern verlegt werden, was für den Kanton Aargau kein Problem war. Hingegen entspann sich ein langjähriger Streit zwischen den Gemeinden Riken und Wynau um die Steuerhoheit über das an den Kanton Bern abgetretene Landstück (ca. 7/8-Jucharten). Dieser Streit konnte erst um 1864 beigelegt werden.

Kolorierter Plan der Murg-
Verbauung aus dem Jahr
1855. Staatsarchiv Aarau.
Foto Verfasser



In den letzten Jahren wurde die Murg für Fische durchgängig gemacht. Das durch Hochwasser zerstörte Mühlewehr wurde durch einen Blockwurf ersetzt, wobei der Einlass in den Oberwasserkanal durch eine Schleuse reguliert werden kann. Die Schwelle bei der Umleitung der Murg auf der Höhe der Rombrücke wurde teilweise zerstört. Die sogenannte Ruschi bei der Abzweigung des Rothkanals wird durch ein Umgehungs-gewässer erschlossen. Erstmals seit dem Bau des Rothkanals im Jahre 1640 können die Fische hier aufsteigen. Auch das Wuhr bei der Abzwei-gung des Stampfibaches etwas oberhalb der Sägerei Roggwil wurde umgestaltet.

Das heutige Murgenthal AG

Die Gemeinde Murgenthal hiess früher Riken und wurde 1803, nach der Gründung des Kantons Aargau, vom Kanton Bern abgetrennt. 1817 wurde Riken zur eigenen Kirchgemeinde, nachdem sie während Jahr-hunderten kirchlich zu Wynau gehört hatte. 1852-1854 wurde dann auch eine eigene Kirche erstellt. Mit dem Bau der Schweizerischen Centralbahn

zwischen Olten und Herzogenbuchsee und später nach Bern erhielt die Gemeinde 1857 einen Bahnhof. Zudem wurde 1863 die Aarebrücke in den Kanton Solothurn erbaut. In der Folge entstand an diesem Verkehrs-knotenpunkt eine Industriesiedlung, für die der Rothkanal eine entschei-dende Bedeutung erlangte. 1856 nahm die Weberei Grossmann (später Künzli & Co.) ihren Betrieb auf. Ab 1880 gründete Oberst Künzli, Natio-nalrat und Oberstkorpskommandant (1832 – 1908), verschiedene Indus-triebetriebe. Im übrigen war er auch Mitbegründer der Textilwerke Gu-gelmann in Roggwil sowie Initiator des Kraftwerkes Ruppoldingen. Auf den 1. Januar 1901 erfolgte durch Dekret des Grossen Rates des Kt. Aargau die Zusammenlegung der Gemeinden Riken und Balzenwil zur Gemeinde Murgenthal, die dadurch mit 1862 Hektaren Fläche die dritt-grösste Gemeinde des Kantons Aargau wurde. In der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts verschwanden die meisten Betriebe von Murgenthal wieder. Die leergewordenen Areale mit ihren Lagerhäusern werden heute von der Firma Schwarz aus Basel benützt, die von den Geleiseanschlüssen profitieren. Die Gemeinde Murgenthal zählt heute ungefähr 2800 Ein-wohner.

Benützte Archive und Literatur

- Staatsarchiv Luzern (Klosterarchiv St. Urban; STaAL)
- Staatsarchiv Aargau (STaAA)
- Staatsarchiv Bern (STaAB)
- Kirchenbücher Wynau
- Gemeindearchiv Murgenthal
- Protokollbuch der Wiler Wässergenossenschaft ab 1812
- Historisches Lexikon der Schweiz
- Inventar Historischer Verkehrswege der Schweiz
- Kunstführer durch die Schweiz, Bd. 3, Basel-Landschaft, Basel-Stadt, Bern, Solothurn
- Kocher Ambros: Solothurner Urkundenbuch, Band 2
- Fischer Eduard: Oltner Urkundenbuch, Band 1
- Adolf Merz: die Urkunden des Stadtarchivs Zofingen
- Georg Boner: die Urkunden des Stiftsarchivs Zofingen
- Schmid Josef: Geschichte der Cisterzienser-Abtei St. Urban, von der Gründung bis 1250
- Haerberle Alfred: Die mittelalterliche Blütezeit des Cisterzienserklster St. Urban 1250-1375

- Kaufmann Ernst: Geschichte der Cisterzienserabtei St. Urban im Spätmittelalter, 1375-1500
- Wicki Hans: Die Cisterzienser-Abtei St. Urban im Zeitalter der Reformation 1500-1550
- Wolfram Limacher: Geschichte der Cisterzienserabtei St. Urban im Zeitraum von 1551-1627
- Wicki Hans: Geschichte der Cisterzienserabtei St. Urban im 18./19. Jahrhundert 1700 – 1848
- Hörsch Waltraud und andere: St. Urban 1194 – 1994
- Meyer-Rahn Dr. H.: Das Chorgestühl der ehemaligen Cisterzienser-Abtei, 1913
- Trem Ernst: Die Zisterzienser im Mittelalter, Mönche als Pioniere
- Klaus Plaar: Zofinger Neujahrsblatt 2011, Die Ursprünge der Ortschaft Murgenthal
- Klaus Plaar: Zofinger Neujahrsblatt 2014, Die Geheimnisse der Kartuschen der Mühlen von Murgenthal und Brittnau
- Fuhrer Hans-Rudolf: Die Schweizer Armee im 1. Weltkrieg
- Johannes Glur: Roggwylers Chronik, Erstes von Ringier Zofingen gedruckte Buch
- Georg Boner/Robert Oehler: Rothrist mein Dorf, Herausgegeben von der Gemeinde Rothrist

Anmerkungen

¹ Historisches Lexikon der Schweiz, Bd. 9, S. 13. ² Die Urkunde ist im Natalstil datiert, der bis ins späte Mittelalter bei der Datierung von Urkunden verwendet wurde. Dabei war der 25. Dezember der Jahresanfang. ³ STaAL: URK 634/12621. ⁴ STaAL: URK 634/12622. ⁵ STaAL: URK 634/12623. ⁶ Ein Erblehen war seitens des Lehensgebers unkündbar. Der Lehensnehmer konnte das Lehen oder Teile davon auch verkaufen. Er brauchte dazu allerdings die Einwilligung des Klosters. Auch konnte er darauf Neubauten erstellen.⁷ STaAL: URK 641/12774. ⁸ siehe Alfred Häberle: Die mittelalterliche Blütezeit des Cisterzienserklosters St. Urban, 1250 – 1375, Seite 19 ff. ⁹ STaAL: URK 641/12775. ¹⁰ STaAL: KU 80 Betrieb der Mühle durch das Kloster bei ausserordentlichen Verhältnissen. ¹¹ STaAL: KU 80 Seiten 52ff Wernli Müller, Verkauf der Mühle an Hensli Kentzinger. ¹² STaAL: KU 80 Seiten 52ff Hensli Kentzinger, Verkauf der Mühle an seinen Sohn. ¹³ Urkunden der Stadt Olten: Urkunde vom 3. März 1453. ¹⁴ STaAL: KU 429 Ziegeleirodel. ¹⁵ STaAL: URK 635/12634. ¹⁶ Der Zehnte war im Gegensatz zum Bodenzins keine Abgabe, deren Ertrag zum Vorherein festlag. Er richtete sich nach dem Umfang des Anbaus und dem Gelingen der Früchte. Das Kloster verlieh den Zehnten meistens einige Zeit vor der Ernte an den Meistbietenden. Der Zehntersteher hatte die ersteigerte Menge nach der Ernte abzuliefern, während er einen allfälligen Mehrertrag behalten konnte. Dies war gerade für einen Müller ein lukratives Geschäft. Genaue Vorschriften regelten den Modus dieser Zehntverleihungen. ¹⁷ STaAL: URK 635/12634. ¹⁸ Die Aufzeichnungen begann Prädikant Hans Gruner. Sämtliche Personendaten der verschiedenen Müller-Familien bis 1785 entstammen diesen Rodeln.¹⁹ STaAL: 635/12637. ²⁰ STaAA: Schlossurbar Aarburg 1663. ²¹ Der Bräutigam, Hans Blüss, war vermutlich ein Sohn des Sägereibesitzers Hensli Blüss. Die Eheleute dürften sich von

Kind an gekannt haben, da sie ja Nachbarn waren. ²² STaAB: Urkunde Fach Aarwangen. ²³ Persönliche Erinnerungen des Autors. ²⁴ STaAL: URK 635/12644. ²⁵ STaAL: KU 80 Revers, ausgestellt durch die Landschreiberei Aarburg. ²⁶ «Rothrist mein Dorf», herausgegeben von der Gemeinde Rothrist 1959, Seite 66. ²⁷ Johannes Glur: Roggwiler Chronik, gedruckt 1835 bei Johann Rudolf Ringier, Zofingen, Seiten 213/214. Es handelt sich dabei um das erste von Ringier gedruckte Buch. ²⁸ Auskünfte durch Besitzerfamilie Maag. ²⁹ Hans Rudolf Fuhrer: Die Schweiz im Ersten Weltkrieg, Seite 261, NZZ Verlag 1999. ³⁰ IVS, AG 377.0.1. ³¹ www. Oberes Elztal.de. ³² Georg Boner: Die Urkunden des Stiftsarchivs Zofingen: Urkunde 626 vom 16. Aug. 1516. ³³ STaAA: Schlossurbar 1663. ³⁴ Rudolf Baumgartner: Bechburger Urbar von 1423, Seite 102, Vogt-Schild AG, Solothurn 1938. ³⁵ STaAL: URK 634/12625. ³⁶ STaAL: URK 635/12641. ³⁷ STaAL: URK 635/12649. ³⁸ STaAB: Umfangreicher Extrakt (24 S) aus dem Instruktionenbuch des Schlosses Aarwangen, Fol. 65, Abschrift auf Verlangen der Wylerwässerungs-Genossenschaft durch das Bezirksamt Zofingen. ³⁹ Bericht der Rekurskommission des Ständerathes über den Konflikt Bern-Aargau, betreffend Jurisdiktion über Wasserrechte am Murgfluss. (vom 8. November 1872). Amtliche Zusammenfassung. ⁴⁰ Seite 123-130. ⁴¹ Historisches Lexikon der Schweiz, Bd. 9, S. 14. ⁴² STaAA: P.09/0016 Murgkorrektur 1855.

AN - SICHTEN - DURCH DURCH - SICHTEN - AN

Für fünf Wochen war das Areal der ehemaligen Blumenhalle Häusermann – jahrzehntelang eine Institution für Blumen und Garten in Langenthal – Inspiration und Arbeitsort für fast 40 Schülerinnen und Schüler des Vorkurses und des Propädeutikums der Neue Schule für Gestaltung Langenthal (nsglangenthal).

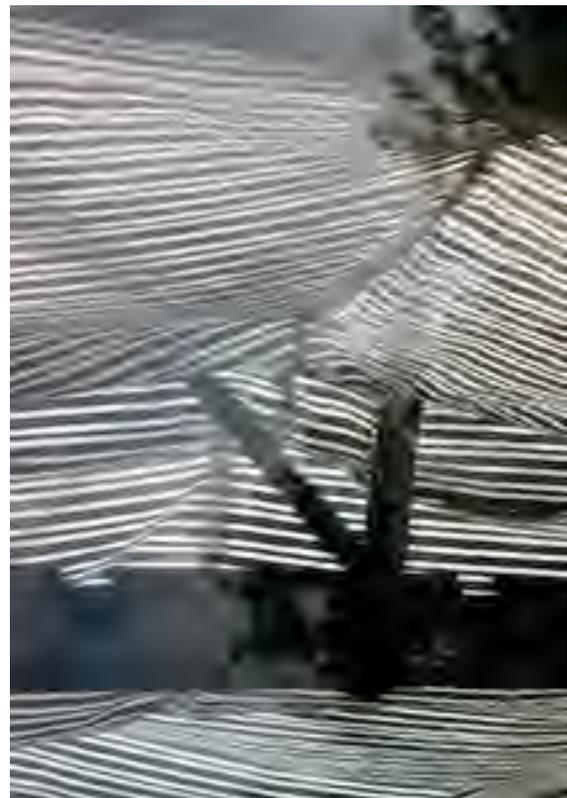
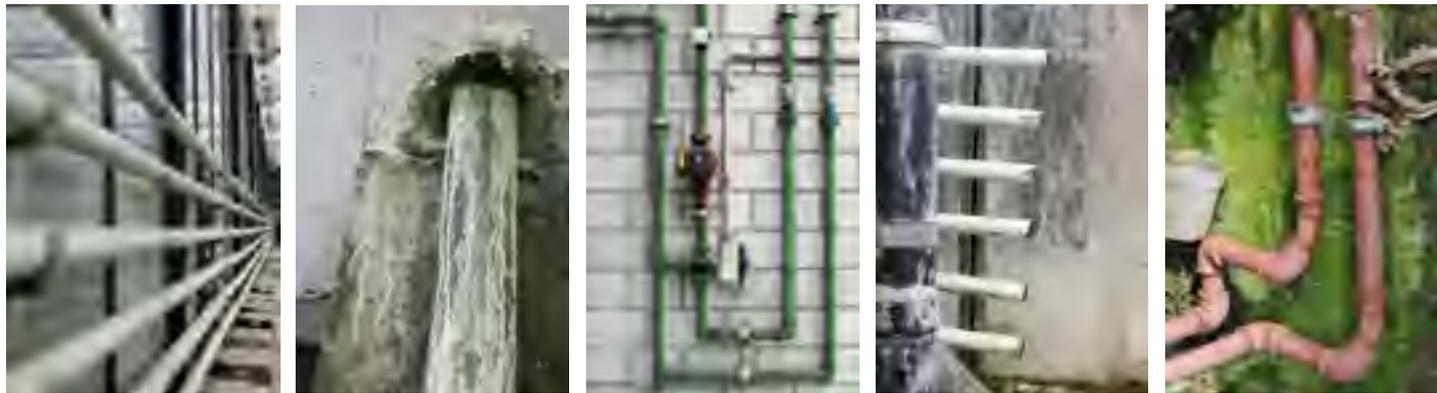
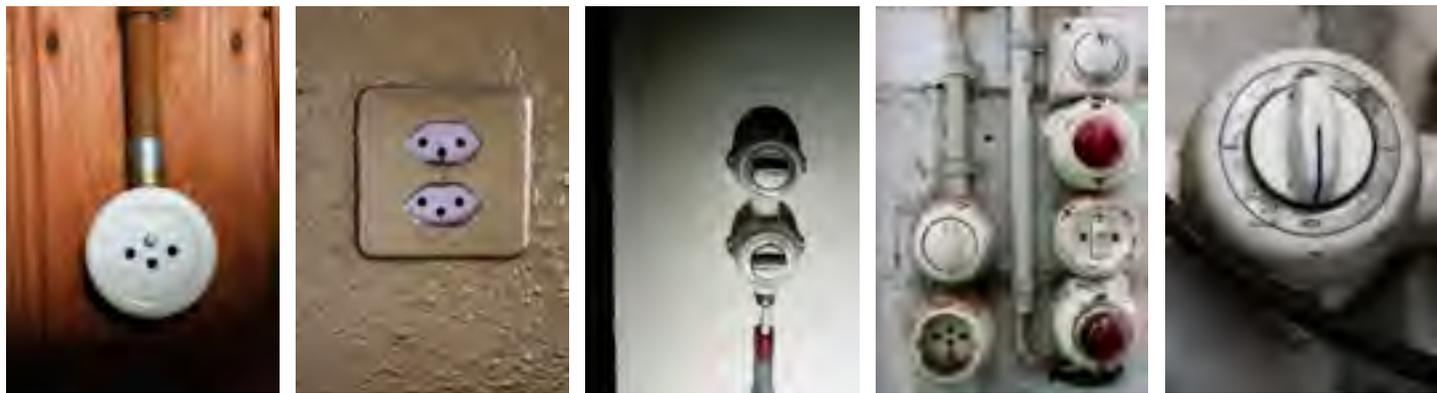
Ausserhalb der Schulräumlichkeiten zu arbeiten, ist immer eine Herausforderung; hier war es ein Glücksfall. Von den vielen Räumen mit ihren Ecken und Durchgängen, den vielen Glasfronten, Fenstern und Durchblicken gingen erstaunliche Impulse aus. Diese galt es zu entdecken und gestalterisch zu erforschen.

Das vorwiegend zeichnerische und fotografische Ausloten der Räume in den ersten Wochen bildete den Fundus. Aus den über die Anschauung entstandenen Skizzen entwickelten sich die individuellen Vertiefungen: zeichnerische, malerische und druckgrafische Umsetzungen. Fotografien wurden digital oder analog im schuleigenen Fotolabor entwickelt und vergrössert. Zusätzlich wurden eigens entwickelte grafische und plastische Aufgaben gestellt, die erweiterte fachspezifische Einblicke und Herausforderungen ermöglichten. So konnten grosszügige, über mehrere Räume angelegte Anamorphosen realisiert oder aus den schier unendlich vorhandenen Gegenständen plastische Themen wie Objektplastik und Installation angegangen werden.

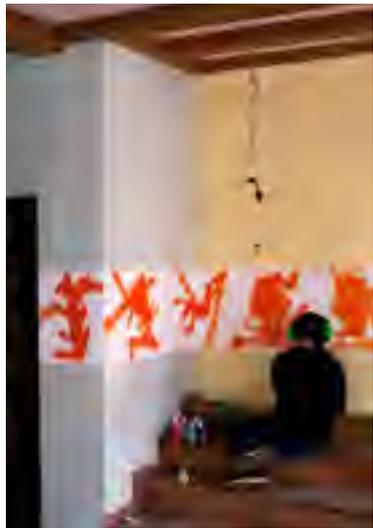
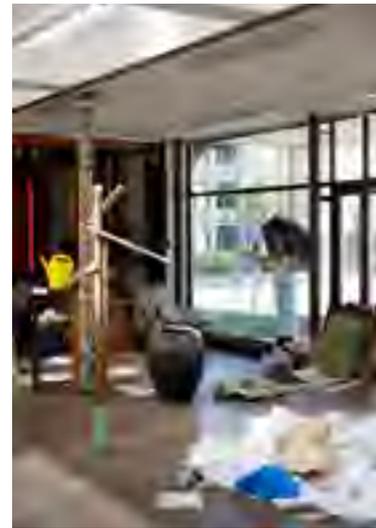
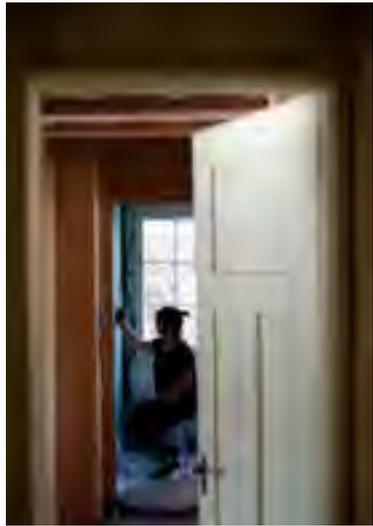
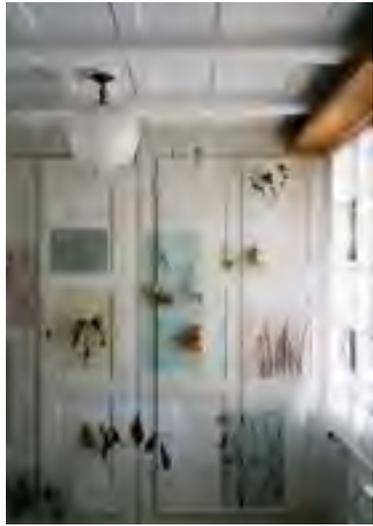
Diese ganze Abschlusszeit war projekthaft angelegt. So war es nicht absehbar, wie sich die Arbeitsprozesse entwickeln werden, und in Folge, wie eine Abschlusspräsentation aussehen könnte. Offenheit und Prozesshaftigkeit der über fünf Wochen dauernden Arbeit garantierten eine hohe kreative Spannung bis zum Schluss.

Peter Amsler, Christoph Hauri und Susanne Stauss
Projektleitung











Josef Joachim füllt die Hausierertrucke von Christian Jost

Jürg Rettenmund



Christian Jost-Bechtold (1833-1931), Hausierer in Huttwil. Foto Archiv Jahrbuch des Oberaargaus

Sie machen anschaulich, wie schwer das Leben eines Hausierers früher war: Die zwölf Kilogramm schwere Holztrucke und die Fotografie des hageren Christian Jost aus Huttwil, der mit ihr um die vorletzte Jahrhundertwende unterwegs war.¹ Zehn unterschiedlich grosse Schubladen verbergen sich hinter dem Deckel, zum Teil sind sie in mehrere Abteile unterteilt. Jost verdiente damit in seinen alten Tagen seinen Lebensunterhalt, nachdem er 1874 ein Hausiererpatent erworben hatte. Spätestens ab 1916 lebte er in Huttwil. 1931 starb er dort 98-jährig.

Doch was trug Christian Jost in seiner Trucke und versuchte, es unterwegs an seine Kundschaft zu bringen? Dazu verrät die Trucke nur wenig. In den Schubladen befanden sich 1995 bloss noch ein Packpapier und eine Etikette der Zwirnerei Stroppe AG aus Turgi AG, eine Nähnadel, eine Kugelschreibermine mit Spiralfeder und einige Gummibändeli. Alles Dinge, die wohl zum grössten Teil von Josts Nachfolgern stammten.

Ein Blick über die Nordgrenze des Oberaargaus ergänzt diese spärlichen Spuren: Dort, in Kestenholz SO, lebte der Schriftsteller Josef Joachim, mit Jahrgang 1834 durchaus ein Zeitgenosse von Christian Jost. Obschon er Bauer war und gerne der Solothurner Gotthelf genannt wird, verband ihn mit Christian Jost ein von harten Schicksalsschlägen geprägtes Leben.² Finanzielle Schwierigkeiten zwangen ihn sogar zur Flucht und Auswanderung nach Amerika, von wo er jedoch bereits nach zehn Monaten, von Heimweh geplagt, in seine Heimat zurückkehrte. Ein Denkmal, das der Bildhauer Hermann Peter ein Jahr nach Josef Joachims Tod 1904 geschaffen hatte, wollten denn auch weder Bevölkerung noch Gemeinderat von Kestenholz in ihrem Dorf. Es stand lange im Garten westlich des Kunstmuseums in Solothurn. Erst 1984 wurde dort beim Friedhof eine Gedenktafel des Kestenholzer Künstlers Cäsar Spiegel akzeptiert, das gemäss Plakette am Denkmal Nachkommen, Freunde und Gönner gestiftet hatten.



Die Hausierertrucke von Christian Jost im Museum Salzbütte, Huttwil. Foto Archiv Jahrbuch des Oberaargaus

Josef Joachim nun lässt in seiner Erzählung «Der Granitzler»³ einen Hausierer durch das «Ortschäftchen Siebenhöfen» ziehen und dort seine Waren anpreisen; einen «ältlichen, hageren Mann mit dem gelb angestrichenen Hausiererkasten auf dem Rücken». Granitzer oder Granitzler ist gemäss Idiotikon, dem Schweizerdeutschen Wörterbuch, in den Kantonen Aargau und Solothurn sowie im zürcherischen Wehntal ein «mit Kleinwaren, Nippsachen hausierender Krämer».⁴ Der von Joseph Joachim trifft als erstes eine junge Gänsehirtin an, der er ein «Zuckermälzchen» schenkt, nachdem er sich beim Kind nach «dem Mütterchen» auf dem «Grundacker» erkundigte. Dort breitet er seine Ware gleich ungefragt «schachtelweise» auf dem Stubentisch aus: Nähnadeln, Stricknadeln, Haarnadeln, Stecknadeln, Nadelbüchsen, Fingerhüte, Haften, Knöpfe und Schnallen, Scheren und Taschenmesser. Die sich «den Jungfrau Jahren nähernde» Tochter der Bäuerin lässt sich dabei von einer Karte bunter Stecknadeln begeistern, von denen sie eine goldgefasste meergrünlänzende gerne gehabt hätte, wird jedoch von der Mutter angehalten, den Geldbeutel zu holen, da diese ein Paar Schuhbändel kaufen will, die der Hausierer selbstverständlich ebenfalls in einer seiner Schubladen dabei hat.

Ein Haus weiter, bei den Schwarztonis, führt ihn eine Tochter gleich ins Hinterzimmer, damit der mürrische Vater den Besuch nicht merkt, und wünscht für sich einen modischen Einsteckkamm, für die Schwester ein «hübsches buntes Haarband». Beim Langtannenhof hofft der Hausierer, den Jungbauern anzutreffen, um ein Taschenmesser oder eine Tabakpfeife absetzen zu können. Von der Auslage auf der Scheunenbank kauft dieser nach kurzem Feilschen tatsächlich eine Tabakpfeife «mit zierlich gemaltem Mädchen auf dem Porzellankopfe». Die Schwester des Bauern wünscht sich noch eine neue Brustnestel, die ihr von der ebenfalls anwesenden Mutter jedoch abgeschlagen wird. Beim Dreiangelhof bringt der Hausierer einen «zu Rom geweihten» Rosenkranz an die frommen Leute, dazu noch «einiges wohlfeiles Tischbesteck». Im Sturzacker, der nächsten Adresse, weiss der Hausierer, dass er es nicht mit dem Rosenkranz probieren muss, preist vielmehr Hosenträger, Taschenmesser, Geldbeutel, Bleistifte, Siegellack, Brillen, Uhrketten an und breitet sie aus. Der mürrische Bauer kauft ihm tatsächlich eine Brille ab, weist ihn aber mit Fingerhüten, Haar- und Stecknadeln, Haaröl und Halskrallen für das



Gedenktafel für Josef Joachim von Cäsar Spiegel beim Friedhof in Kestenholz (1984).
Foto Verfasser

«Weibervolk» ab. Dieses trifft der Hausierer bei den Käppelihöfers an, wo ihm die Bäuerin drei Paar Elastique-Strumpfbänder für sich und die beiden Töchter abkauft sowie die Toilettenseife, die der Hausierer als «das beste und untrüglichsste Mittel gegen Laubflecken» angepriesen hatte, nachdem er die Sommersprossen der einen Tochter entdeckt hatte. Ein Taschenspiegelchen hingegen verwehrt die Mutter ihrem Gretchen.

Inzwischen ist es Mittag geworden, und im stattlichen Sonnhaldenhof wird dem Granitzer an einem Seitentischchen ein Süsspchen aufgetischt, während sich das Dutzend Leute vom Hof am Rundtisch an Mehklössen und saftigen Birnenschnitzen gütlich tut. Nach dem Essen mustert eine «junge, flachshaarige Schöne» den geöffneten Kasten, betrachtet die auf eine Karte gehefteten Busennadeln, hält eine violett glänzende sogar an ihr Brusttuch und stellt sich damit vor den Wandspiegel. Nachdem sie versprochen hat, dass sie diese nur bei Gängen nach auswärts tragen werde, kauft die Mutter nicht nur diese, sondern auch noch eine Schere und ein Taschenmesser.

Dem Viehhirten des Sonnhaldenhofes, der auf einer Sitzbank über seine zusammengeflickte Stummelpfeife mit geborstenem Röhrchen, bis aufs Gewinde abgekautem Mundspitz klagt, verkauft er nach längerem Feilschen schliesslich eine seiner «nach ländlichen Begriffen ziemlich kostspieligen Tabakpfeifen mit messingenen Deckelbeschlägen», «die ein wenig Schaden gelitten hat, bloss ein Schönheitsfehler zwar, allein, immerhin ein Verkaufshindernis». Im Tagelöhnerhaus auf dem Älple wird der Hausierer ebenfalls herzlich willkommen geheissen, eine der Töchter fragt nach einem Mundhärfchen, weil ein Bursche das ihre «elend zu Schanden geblasen» hatte, nachdem sie ihm ein Tänzchen verweigert hatte. Der Hausierer öffnet das Schublädchen mit den «niedlichen, glänzenden Musikinstrumenten», die beiden Mädchen ergreifen je eines, entlocken ihnen lustige Tanzweisen, hopsen und walzen «flinken Fusses und den Arm in die Hüfte gestemmt», übermütig im Raum herum. Ob der Vater, der dem munteren Treiben gemächlich lächelnd zusieht, die beiden Instrumente schliesslich kauft, lässt der Text offen, es ist aber anzunehmen, weil ihm der Hausierer schliesslich für das offerierte Gläschen Wacholder mit einer aus Buxbaum geschnittenen Tabakdose dankt.

Auf dem Rückweg am Abend verkauft dieser schliesslich noch den Mädchen des Käppelihöfers etliche Toilettenartikel zu guten Preisen sowie

dem Sonnhaldenbauer zwei grosse Zimmermannsbleistifte und eine Massschnur zum Messen grosser Körper, denn der Grossbauer hat aus seinen ausgedehnten Privatwäldungen «alljährlich ein bedeutendes Quantum Bau- und Brennholz zu verkaufen».

Joseph Joachim lässt den Tag bereits eindämmern, als er seinen Granitzer seine Schritte endlich dem Tal zu, seinem Wohnort entgegen, lenken lässt.

Anmerkungen

¹ Jürg Rettenmund: Die Hausierertruppe des Christian Jost. in: Jahrbuch des Oberaargaus 1995, S. 73-76. ² Denkmal. Festspiel-Heft zum Schauspiel von Christoph Schwager, 700 Jahre Kestenholz 25. Mai bis 15. Juni 2012, S. 17/18. ³ Ersterscheinung in «Der Sonnhaldenbauer», Basel 1892; wieder abgedruckt in Hans Brunner, Joseph Joachim Kestenholz. Solothurner Klassiker, Olten 2012, S. 10-30. ⁴ Schweizerisches Idiotikon, Bd. 2, Sp. 745.

Kultur und Bier in alten Metzgeräumen

Das Alte Schlachthaus Herzogenbuchsee

Herbert Rentsch

Silvester 2016. An der Fabrikstrasse in Herzogenbuchsee herrscht der Ausnahmezustand. Beim Gebäude Nr. 4 stauen sich haufenweise Leute. Im Erdgeschoss sitzen und stehen die Menschen eng gedrängt, und vor dem Eingang hat es immer noch solche, die hinein möchten. Es läuft die letzte Party im Alten Schlachthaus. Nach zehn Jahren schliesst der Betrieb mit Bar und Kulturraum endgültig die Tür. Ein letztes Mal wollen die Gäste die besondere Schlachthaus-Atmosphäre geniessen, wollen anstossen und Abschied nehmen von einem Lokal, das es so in Herzogenbuchsee zuvor noch nie gegeben hat und in Zukunft nicht mehr geben wird.

Zehn Jahre lang waren die Räume des ehemaligen Schlachthaus der Metzgerei Schneider ein Treffpunkt für junge und ältere Besucher. An den Wochenenden, wenn der Bar- und Kulturraum geöffnet war, gehörte es für viele zur Tradition, dort etwas zu trinken, zu essen oder eines der Events mit bekannten Künstlern zu besuchen. Das Alte Schlachthaus, von einer Gruppe von vier jüngeren Buchsern auf die Beine gestellt und mit Freunden betrieben, war ein fester Bestandteil des gesellschaftlichen Lebens von Herzogenbuchsee. Das Ende des Schlachthaus wird an jenem Silvesterabend zwar von vielen bedauert, ist nicht ganz so bitter, denn es wird eine Fortsetzung geben. Drei der Gründer und ein Teil der ganzen Crew sind ins Projekt «Neueröffnung Kreuz Herzogenbuchsee» eingestiegen und wollen die Ideen des Alten Schlachthaus im Haus an der Kirchgasse weiterführen.

Begonnen hatte alles an der Fasnacht 2006. «Es war eine Feierabend-Idee», erinnert sich Marc Guggenbühler. Er, seine damalige Freundin Claudine Bögli sowie die Kollegen Michael Schärer und Peter Herzig – alle zwischen 28- und 33-jährig – sassen beim Bier und sprachen über ihre Vision. «Wir hatten die fixe Idee, einen Treffpunkt ins Leben zu rufen. Es sollte eine Bar mit Bühne sein für Junge und Ältere, ein Ort, wo alle mit-

Im Erdgeschoss an der Fabrikstrasse 4, wo früher Fleisch verarbeitet wurde, befand sich zehn Jahre lang das Bar- und Eventlokal Altes Schlachthaus. Foto Hanspeter Jakob



einander eine gute Zeit haben können.» Alle vier hatten bereits Events organisiert: temporäre Partyveranstaltungen an verschiedenen Orten. Nun wollten sie einen festen Betrieb ins Leben rufen. Also gingen sie auf Lokalsuche, spähten nach freien Räumen im Dorf – und entdeckten ein kleines, leeres Waschhaus an der Fabrikstrasse. Fritz Steffen senior von der Besitzerfamilie zeigte ihnen den Raum, doch dieser schien zu klein und besass weder Möglichkeiten für eine kleine Küche noch WCs. «Da bemerkten wir plötzlich, dass direkt daneben das frühere Schlachthaus leer stand», erzählt Guggenbühler. «Das war genau was wir suchten.» Nur ein kleiner Teil im Erdgeschoss war noch durch ein Nähatelier belegt. Mit einem Umbau, das wurde ihnen bald klar, konnten die ehemaligen Schlachträume zur Kulturbar werden, die sie sich erträumten.

Flaschenzug und Fleischhaken

Die vier begannen zu planen und organisieren. Dabei kamen ihnen ihre Berufe zugute: Schärer und Herzig kamen vom Bau, Guggenbühler als Banker betreute das Finanzielle und das Marketing und Claudine Bögli

war in der Ausbildung zur Liegenschaftsverwalterin. Das nötige Kapital brachten die vier zusammen. Sie setzten Eigenmittel ein, erhielten einen Bankkredit, und die Besitzer kamen ihnen mit den Mietkonditionen entgegen. Beim Umbau packten die vier selbst mit an, vieles entstand durch Eigenleistungen. Nach knapp viermonatiger Bauzeit war das Lokal zur Eröffnung bereit. Als Name wählte die Crew die Bezeichnung des früheren Verwendungszwecks: Altes Schlachthaus. «Wir liessen einiges aus der Schlachthauszeit bestehen, denn wir wollten den ehemaligen Betrieb sichtbar machen», sagt Marc Guggenbühler. So baumelte an der Decke noch der Flaschenzug, am Gestänge hingen Fleischhaken, und auch das einstige Gittertor zum Schlachtraum war noch da. Für den Flyer zur Eröffnung wurde ein Fototermin in der Metzgerei Marti organisiert. Dort

Die Gründer und Betreiber:
Peter Herzig, Marc Guggenbühler
und Michael Schärer (v.l.).
Foto Hanspeter Jakob



präsentierten sich die vier im Metzgerlook mit Messer und Schlachtbeil. Im Herbst 2006 startete der Betrieb mit Bar und kleiner Bühne. Zum Team waren Freunde gestossen, die mitarbeiteten. Geöffnet war das Lokal nur am Donnerstag- und Freitagabend, am Samstag von 9 bis 12 Uhr und abends. Später kamen auch mal Events am Sonntagmorgen hinzu.

Von Anfang an zeigte sich: Das Alte Schlachthaus war ein Erfolg. Durch die Kontakte der vier Barbesitzer und ihre Verankerung in mehreren Ver-

einen ergab sich rasch ein breiter, treuer Gästestamm. Das Lokal war von Anfang an rauchfrei. Dies werde nicht funktionieren, hörten die Schlachthäusler von überall her. Doch das Gegenteil war der Fall: Das Schlachthaus wurde gar zum Vorreiterbetrieb, denn kurze Zeit nach der Eröffnung führte der Kanton Bern in Restaurants das Rauchverbot ein. Zu den Schlachthausstammgästen gehörten viele Ortsvereine, die nach Trainings oder Proben noch an die Fabrikstrasse pilgerten. Dort traf sich eine altersmässig völlig gemischte Gästeschar. Dieses breite Altersspektrum sei das Beste am Lokal gewesen, sagt Guggenbühler. Kein Wunder hörte er manchmal, wenn ein jugendlicher Gast in den hinteren Raum gehen wollte: «Dort gehe ich nicht hin, dort sitzt mein Vater.» Oft seien Jung und Alt aber am gleichen Tisch gesessen, und dann habe es spannende Gespräche gegeben.

Eine ganze Wand als Dekor
und Getränkekarte in einem.
Foto Hanspeter Jakob



Im Schlachthaus herrschte eine besondere Atmosphäre. Es war kein Restaurant, keine traditionelle Bar, eher ein Treffpunkt für Leute, die am Wochenende in den Ausgang gehen, aber nicht weit fahren wollten. Die Stimmung war locker, viele kannten sich, man machte Sprüche, trank sich zu und genoss das besondere Ambiente. Das Schlachthaus war keine Männerdomäne, auch Frauen fühlten sich dort wohl. Obwohl die ganze Palette alkoholhaltiger und alkoholfreier Getränke zur Verfügung stand, war Bier das weitaus meistverkaufte. Für den kleinen Hunger gab es

Sandwiches, Wurstplättli und die legendären Käseschnitten. Dazu waren kleine Desserts erhältlich, oft von den Müttern gebackene Kuchen. Am ersten Freitag im Monat gab es jeweils «Budis Fürebpfanne». Peter Herzig kochte diesen Eintopf in einer riesigen Pfanne, manchmal wars ein indisches Curry, ein Nasi Goreng oder ein Bami Goreng. Meist wurden 40 bis 50 Portionen verkauft.

Bühne für Schweizer Kleinkunst

Rund ein Jahr nach dem Start konnte der Erdgeschoss teil nebenan dazu gemietet werden. Er wurde zum Konzert- und Eventraum mit Bühne und 100 Zuschauerplätzen umgestaltet. Dort fanden fortan die unterschiedlichsten Veranstaltungen statt: Das Schlachthaus war auch zu einem Eventlokal geworden. Die ersten zwei Jahre seien «pickelhart» gewesen, erzählt Guggenbühler. Alle vier Gründer hatten einen 80- bis 100-Prozent-Job und schmissen daneben mit ihren Helfern die Bar und den Eventbetrieb. Trotzdem seien die langen Abende hinter dem Tresen cool gewesen. Und wenn morgens um 2 Uhr die Gäste gegangen waren und fertig geputzt war, trank die Crew meist noch eine Flasche Wein zusammen. Rund drei Jahre nach der Eröffnung zog sich Claudine Bögli zurück, die anderen drei führten den Betrieb weiter.

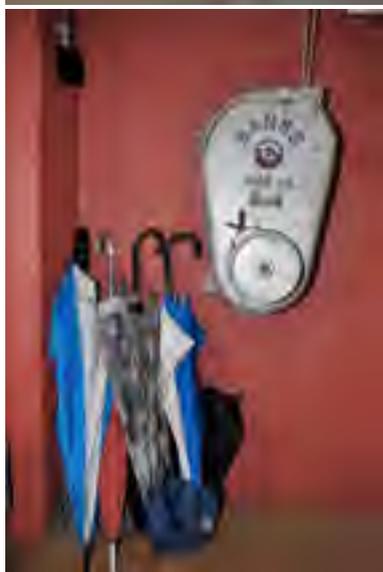
Mit seinen kulturellen Veranstaltungen machte sich das Alte Schlachthaus schon bald einen Namen weit über Herzogenbuchsee hinaus. Regelmässig fanden Abende mit Comedy, Literatur, Konzerten und Theater statt. Es gelang den Schlachthäuslern immer wieder, bekannte Namen nach Buchsi zu holen. Praktisch die ganze Schweizer Kleinkunstszene hatte an der Fabrikstrasse ihre Auftritte. Topshot war Emil, der schon ganz zu Beginn eine Lesung hielt – vor so viel Publikum, dass die Räume fast aus den Nähten platzten. Nebst vielen anderen traten Simon Enzler, Franz Hohler, Bänz Friedli, Michael Gammenthaler, Schertenleib/Jegerlehner, Pedro Lenz und Nils Althaus auf, etliche von ihnen gar mehrmals. Für die Konzerte konnten keine Schweizer Spitzenbands engagiert werden. Für Züri West, Sina oder Patent Ochsner war das Lokal denn doch zu klein, und die Gagen wären zu hoch gewesen. Andere, eher in der Region verankerte Musik-



Events im Alten Schlachthaus: Konzert der amerikanischen Rockgruppe Steepwater Band plus Budi Herzig (Mundharmonika); Pflotschhoger mit Hannes Hug, Büne Huber und Bänz Friedli (v.l.); Kindermorgen mit der Musikschule.
Fotos Hanspeter Jakob



gruppen traten jedoch im Schlachthaus auf, etwa die Blue Ties Bigband, die Pop-Jodlerin Christine Lauterburg, Favez, die Formation Pflanzbläz. Ein wiederkehrender Event hiess «Pflotschhoger». Das war eine Art Gesprächsforum mit einem Interviewpartner. Als Gastgeber fungierten jeweils Bänz Friedli und der aus Buchsi stammende Ex-Fernsehmann Hannes Hug. Gesprächsgäste waren bekannte Personen aus Politik, Sport, Showbusiness und weiteren Bereichen. Die Abende waren sehr beliebt, die meisten ausverkauft. Die Schlachthausequipe organisierte darüber hinaus auch Grillfeste im Gemeindepark, Sonntagsbrunches, Oktoberfeste im Festzelt, und machte als Beiz an der Buchser Fasnacht mit. Im Schlachthaus fanden zudem Familienfeiern, Hochzeitparties und andere private Feste statt.



Relikte aus der Metzgerzeit:
Fleischerhaken und Flaschenzug.
Fotos Hanspeter Jakob

In den ersten sieben Jahren wuchsen die Gästezahlen stetig, dann blieben sie konstant. Nur im ersten Betriebsjahr schrieb das Alte Schlachthaus rote Zahlen, danach lagen die Abschlüsse immer im positiven Bereich. Allerdings arbeiteten die Gründer drei Jahre lang ohne Bezahlung, erst nach dieser «Durststrecke» zahlten sie sich einen Lohn aus. Was war das Erfolgsrezept? Guggenbühler: «Wir hatten nur Lohnkosten, wenn die Bude voll war. Deshalb erwiesen sich die kurzen Öffnungszeiten an den Wochenenden als geniales Konzept.» Zudem habe man alle Abläufe und Kosten optimiert. Ein zweiter Erfolgsgrund war die breite Verankerung des Lokals in der Buchser Bevölkerung und der Umgebung. Die Gäste stammten aus unterschiedlichen Gruppierungen und aus Leuten zwischen 16 und über 60 Jahren. Als weiterer Pluspunkt erwies sich, dass die Werbung grösstenteils über die sozialen Netzwerke lief. Es wurden zwar auch Inserate geschaltet und Flyer verteilt, aber in kleinerem Ausmass. Wichtiger waren die Hinweise und Vorschauen über Anlässe auf der Webseite, auf Facebook und per Whatsapp. Der digitale Schlachthaus-Newsletter zum Beispiel hatte über 800 Abonnenten.

Ende und Neuanfang

Seit Ende 2016 ist das Alte Schlachthaus Geschichte. Der Mietvertrag lief damals aus. Die drei Freunde waren zur Überzeugung gelangt, ihn nicht zu verlängern. Nach zehn Jahren sei es nun genug. «Wir hatten eine Superzeit», schwärmt Guggenbühler noch heute. «Es gelang uns, ein Bijou zu schaffen, das war genial.» Das Alte Schlachthaus sei das Beste gewesen, was sie hätten machen können. Aber: Sie mussten in all den Jahren auch auf vieles verzichten. Bei Guggenbühler und Schärer kam dazu, dass sie inzwischen eine Familie hatten.

In die Räume an der Fabrikstrasse ist der Mittagstisch der Kindertagesstätte Kinderhut gezogen. Doch der Schlachthaus-Geist soll weiterleben: im Gasthof Kreuz. Der grösste Teil der Crew-Mitglieder ist in der einen oder anderen Funktion im neuen Betrieb des altherwürdigen Hauses beteiligt. Als die Frage im Raum stand, ob die Gemeinde das Kreuz verkaufen oder in einer neuen Form weiterleben lassen sollte, wurden die

Helfer und Zugewandte beim
Abschiedsfest Ende Dezember
2016.
Foto Hanspeter Jakob



Schlachthaus-Leute angefragt, ob sie bereit wären, das Kreuz zu führen. Gleich das Haus zu übernehmen, erschien ihnen aber nicht möglich. Nun ist aus dem Kreuz eine Aktiengesellschaft geworden, die von einer breiten Bevölkerungsschicht getragen wird. Peter Herzig, Michael Schärer und Marc Guggenbühler sind in der Führungsgruppe dabei: Herzig ist Mitinhaber und Angestellter, Schärer Verwaltungsrat der AG und Guggenbühler Verwaltungsratspräsident. Die drei freuen sich auf ihre neue Aufgabe und auch darauf, dass ein Teil des Alten Schlachthauses weiterlebt. Zusammen mit anderen Buchsern schreiben sie nun die Kreuz-Geschichte weiter. Das Kreuz wurde ab Herbst 2016 umgebaut und umfassend saniert. Im Dachgeschoss ist ein grosser Saal entstanden, wo Konzerte, Ausstellungen und Bankette durchgeführt werden können. Das frühere Schlachthaus-Ambiente findet man in den beiden Gewölbekellern wieder. Einer ist eine Bar, der andere ein Raum für kleinere Konzerte und Veranstaltungen. Die Eröffnung des neuen Gastro- und Kulturhauses Kreuz erfolgte am 1./2. September 2017.

Ein Beitrag über die Geschichte und den Neuanfang des Kreuz Herzogenbuchsee erscheint im Jahrbuch des Oberaargaus 2018.

Der Läusbühl in Wiedlisbach

Gottlieb Holzer

Westlich des Städtchens Wiedlisbach steht an leicht erhöhter Lage eine Häusergruppe. Auf alten Plänen heisst diese Siedlung «Läusbühl». Heute ist dieser Name weitgehend aus dem Sprachgebrauch verschwunden und man redet von den Häusern am Stockrain.

Was gab dieser Bodenerhebung seinerzeit ihren Namen? Bühl steht für Hügel. Aber was hatten diese Häuser oder deren Bewohner mit Läusen zu tun? Diese Frage blieb für mich lange Zeit unbeantwortet. Auch die häufig verwendete Schreibweise Lysbühl oder das mundartliche Lusbühl trugen nicht zur Klärung des Rätsels bei. Von Einheimischen hörte ich die Theorie, Lysbühl sei der ursprüngliche Name und komme von der «fleur de lys», der Lilienblüte. Aus dem ursprünglichen Lysbühl sei dann ein Läusbühl oder eben ein Lusbühl geworden.

Auf eine wahrscheinlichere Erklärung zur Herkunft dieses ungewöhnlichen Namens brachte mich der Beitrag von Regina M. Heiniger-Leuenberger im Jahrbuch des Oberaargaus 2015 über die Lushütten-Alp zwischen dem Napf und der Lüderenalp. Darin äussert die Autorin die Vermutung, der Wortteil «Lus» komme vom berndeutschen «lusse», was «lauern», «aufpassen» bedeutet. Diese Erklärung könnte auf den «Lusbühl» deshalb zutreffen, weil durch die leichte Bodenerhebung die Sicht vom Wachturm über dem Stadttor auf die von Solothurn nach Wiedlisbach führende Strasse verunmöglicht wurde. In unsicheren Zeiten könnten Späher auf dem Lusbühl stationiert worden sein, die zu «lussen» hatten, ob Gefahr im Anzug sei.

Es existiert ein «General Plan über den Einungs Bezirk Wiedlisbach, aufgemessen in den Jahren 1789 & 1790 durch J.G. Frinz». Auf diesem Plan sind auf dem Läusbühl in Wiedlisbach vier Häuser eingezeichnet, nämlich:

Der Läusbühl auf dem Gemeindeplan von 1881. Man beachte den grossen Hausgarten vor und neben dem 1829 erbauten Wohnhaus Stockrain 10
Archiv ristag Ingenieure AG



*Das Haus Stockrain 7, wo heute die Stiftung Elim Emmental
24 Stunden betreutes Wohnen im «Mutterkind-Haus» anbietet*

Die Liegenschaft gehörte damals der Bürgerfamilie Wagner und kam nach 1800 in den Besitz der Bürgerfamilie Bohner. 1848 brannte das Haus vollständig nieder und Johann Bohner errichtete das heute bestehende Haus. Nach dem Tod von Anna Maria Bohner, Johanns Witwe, gelangte die Liegenschaft 1879 in den Besitz ihres Sohnes, Friedrich Bohner-Beutler. Dieser veräusserte 1885 eine Haushälfte an Albert Wild, Negotiant in Wiedlisbach, der 1892 auch die andere Hälfte erwarb. Albert Wild war von 1901–1918 Kassenverwalter der 1874 gegründeten Hilfs- und Sparkasse des Bipperamtes. Das Kassenbüro befand sich im Parterre seines Wohnhauses und es wird erzählt, dass die Kunden ihre Bankgeschäfte vom Vorplatz aus durch das Fenster zu erledigen hatten. 1936 starb Albert Wild. Seine Erben waren Frau Anna Rosa Wagner-Wild und Fräulein Rosalie Wild, beides Töchter aus einer ersten Ehe, und Frau Lina Wild-Schaad, seine dritte Ehefrau. Anna Rosa Wagner-Wild und ihr Ehemann Johann Friedrich zahlten die Miterbinnen aus und übernahmen die Liegenschaft. 1957 vererbte Anna Rosa Wagner-Wild diese an ihren Sohn, Dr. rer. pol. Albert Wagner-Nottaris, Fabrikant in Burgdorf. Von diesem gelangte sie 1994 schliesslich an die Evangelische Gesellschaft des Kantons Bern (seit 1998 Evangelisches Gemeinschaftswerk).

*Das Haus auf der Parzelle Stockrain 9, wo heute das Haus der Familie
Wüthrich steht*

Das Bauernhaus (Stockrain 9) und die Scheune auf der anderen Strassen-
seite (heute Bauernhof Stockrain 12) waren um 1800 im Besitz von Jakob
Ammann-Amweg (1733–1804). Durch Erbteilung gelangte das Bauern-
haus in den Besitz seines älteren Sohnes Jakob Ammann-Leisi (1776–
1847), die Scheune übernahm sein jüngerer Sohn Johann Ulrich Am-
mann-Keller (1779–1865), der 1829 für sich und die Familie seines
Schwiegersohnes neben der Scheune einen neuen Wohnstock erbaute
(Stockrain 10). 1858 starb Anna Ammann-Leisi, Jakobs Witwe. Auf der
«Mittagsseite» (Südseite) des alten Bauernhauses wurde eine zweite

Das Doppelhaus von Fritz Bohner-
Gasser vor dem Brand 1936. Links
der 1858 eingebaute neuere Teil.
Fotonachlass Fam. Meyer



Wohnung errichtet. Der älteste Sohn der Verstorbenen, Johann Ulrich
Ammann-Kopp (1796–1867) verkaufte diese neue Wohnung seinem
Sohn Jakob Ammann-Känzig, der sie 1878 an seinen Sohn Jakob (*1854),
von Beruf Hutmacher, vererbte. Dieser verkaufte sie 1892 an Friedrich
Bohner-Beutler, der im gleichen Jahr das Nachbarhaus (Stockrain 7) an
Albert Wild veräussert hatte. Den alten Hausteil bewohnte Johann Ulrich
Ammann-Kopp.

Die Bürgerfamilie Ammann stammte aus der Rötlen, einer Häusergruppe
östlich des Städtchens Wiedlisbach. Sie betrieben dort eine Rotgerberei.¹
Eventuell lässt sich der noch heute gebräuchliche Name dieses Quartiers
auf die Rotgerberei zurückführen. Durch Einheirat waren die Ammanns
in den Besitz des Läusbühls gelangt.

1881 kaufte Jakob Sollberger, Pivoteur, der Begründer der Firma Sollber-
ger Optik in Wiedlisbach, den alten Hausteil von den Erben der Witwe
Ammann-Kopp und übte hier seine Tätigkeit als Uhrmacher aus.

1918 übernahm Fritz Bohner-Gasser die südliche Haushälfte von seiner
Mutter Marie Bohner-Beutler. 1922 konnte er auch den nördlichen Haus-
teil von Jakob Sollberger erwerben.

1936 brannte das Haus vollständig nieder. An seiner Stelle erbaute Fritz
Bohner-Gasser das heute bestehende Wohnhaus. Dieses überschrieb er
1968 an seine Tochter Marie Wüthrich-Bohner, Handarbeitslehrerin,
Ehefrau von Ernst. Seit 1982 ist es im Besitz der Familie ihres Sohnes Jürg
und Monika Wüthrich-Gilgen.

Das Bauernhaus Stockrain 11 der Familie Schürch

Von 1790 bis 1908 gehörte dieses Haus ununterbrochen der Bürgerfa-
milie Schneeblü (alte Schreibweise Schnebli). 1908 erwarb es Hermann
Schürch-Graber von den Erben der Anna Schneeblü, der Witwe von Jo-
hannes Schneeblü, der letzten in Wiedlisbach wohnhaft gewesenen Trä-
gerin dieses Namens. Von ihm erbte es 1959 sein Sohn Hermann Schürch-
Hurni, der Vater der heutigen Besitzerfamilie Werner und Elsa
Schürch-Kobelt.

Die heutige Ansicht des Bauernhofs der Familie Meyer auf dem Läusbühl mit dem Wohnstock.
Foto Herbert Rentsch



Die drei oben beschriebenen Häuser waren Kleinbauernbetriebe, deren Ertrag mit der Zeit zu viel zum Sterben und zu wenig zum Leben abwarf. Deshalb waren die Besitzer auf einen Nebenerwerb angewiesen (Jakob Ammann betätigte sich neben der Landwirtschaft als Hutmacher und die Schnebli waren Bauern und Seiler) oder sie waren zur Aufgabe der Landwirtschaft gezwungen (Fritz Bohner-Gasser arbeitete als Kondukteur bei der Solothurn-Niederbipp-Bahn und Werner Schürch-Kobelt erlernte den Malerberuf und wurde Mitarbeiter im Malergeschäft Fritz Meyer in Niederbipp).

Der Bauernhof Stockrain 12 der Familie Meyer

Die Mägli von Oberbipp werden Gutsbesitzer auf dem Läusbühl

Die einzige Tochter von Johann Ulrich Ammann-Keller, Elisabeth (1802–1887), heiratete 1822 Johannes Mägli von Oberbipp (1795–1868). 1856 trat Johann Ulrich Ammann-Keller das Heimwesen an die Familie seines Schwiegersohnes ab. Dieser übernahm die Initiative, die Häuser auf dem Läusbühl mit genügend Trinkwasser zu versorgen. Unter seiner Federführung erwarben die folgenden Liegenschaftsbesitzer 1856 das Recht, neben der Hohlen Gasse nach Quellwasser zu graben:

- Johannes Mägli-Ammann, Gutsbesitzer auf dem Läusbühl,
- Johann Jakob Schmitz, wohnhaft in der Blauchen (heutiger Bauernhof Fankhauser),
- Johann Bohner, Johann Schnebli, der Seiler, und Anna Ammann geb. Leisi, alle drei auf dem Läusbühl.

Die Brunnen beim Hof Fankhauser und auf dem Läusbühl werden noch heute von dieser Quelle gespiesen.

Johannes Mägli-Ammann hatte drei Söhne. Der älteste, Johannes (1822–1893), wurde Negotiant und heiratete 1851 Anna Maria Obrecht, die Tochter des Hafners und Weibels Jakob Obrecht, der 1835 an der Basenstrasse ein neues Haus gebaut hatte. Johannes Mägli war der Urgrossvater des heute noch dort wohnhaften ehemaligen Garagisten Hans Ulrich Mägli. Der jüngste Sohn, Johann Ulrich (1838–1893), heiratete 1870 Maria Anna Knuchel (1849–1940). Dieser übernahm das Heimwesen auf dem Läusbühl von seinem Vater.

Johann Ulrich Mägli war ein Mann der Tat. Von 1870–1892 war er Gemeindepräsident. Unter seiner Ägide wurden das Schulhaus gebaut, der neue Friedhof errichtet, die oberoargausche Armenverpflegungsanstalt Dettenbühl gegründet, die Wiedlisbach-Farnernstrasse erbaut, die Wangenstrasse korrigiert, die Landwirtschaftliche Genossenschaft ins Leben gerufen sowie eine öffentliche Lastenwaage, eine Obstdörre und eine Mostpresse eingerichtet. Im Militär brachte er es zum «Artillerie-Oberstlieutenant».²



Oberstleutnant
Johann Ulrich Mägli
Foto Landi-Katalog 1990

Johann Ulrich Mägli wurde auch in den bernischen Grossen Rat gewählt. Als Bipperämter Politiker setzte er sich beim Bau der Bahnverbindung von Solothurn nach Olten (Gäubahn) in den 1870er-Jahren für eine Linienführung nördlich der Aare durchs Bipperamt ein. Die Gemeinde Wangen favorisierte die schlussendlich ausgeführte Linienführung über Luterbach-Deitingen mit einem Bahnhof südlich des Städtchens Wangen. Dieser Kampf um die Eisenbahn wurde sehr emotional geführt und war mit ein Grund für eine jahrzehntelange Missstimmung zwischen den beiden Nachbargemeinden.³

1882 wurde die Familie Mägli-Knuchel als Bürger in die Burgergemeinde Wiedlisbach aufgenommen.

Als ich 1969 als junger Lehrer nach Wiedlisbach kam, befand sich im Ortsmuseum ein mannshoher Schaukasten mit einer Offiziersuniform. Auf meine Frage nach der Herkunft dieses Ausstellungsstücks erstarrte der Museumsführer buchstäblich in Ehrfurcht und erklärte mir, diese Uniform habe Herrn Oberst Mägli auf dem Lusbühl gehört, einem «Wohltäter der Gemeinde». Damals wussten die alten Wiedlisbacher noch, wer dieser einst so bedeutende Mitbürger war, und die ältesten mochten sich noch an ihn erinnern. Heute ist die Uniform verschwunden, und das Andenken an Oberstleutnant Mägli ging weitgehend vergessen.

Das Ehepaar Mägli-Knuchel hatte vier Kinder. Der einzige Sohn Emil (1871–1893) verstarb im Alter von 21 Jahren nach einem Sturz vom Pferd. Die Tochter Maria Anna (1872–1946) heiratete den Unternehmer Arnold Roth in Wiedlisbach. Marie (1873–1956) blieb ledig und arbeitete als Sekretärin. Sophie (1880–1931) heiratete den Oberkellner und späteren Cantinier der Militärkantine Bern, Friedrich Lüthi. Da die drei Töchter kein Interesse hatten, das Heimwesen zu übernehmen, verpachtete ihre Mutter dieses 1893 an Rudolf von Ins (1855–1908) und dessen zweite Ehefrau Elisabeth Meyer (1852–1922) geb. Mägli. Die Pacht umfasste damals 45 Jucharten⁴ Land, wovon 11 in der Gemeinde Oberbipp.

Elisabeth von Ins-Meyer geb. Mägli war die Kusine zweiten Grades des verstorbenen Johann Ulrich Mägli. Sie heiratete in erster Ehe Gottfried

Meyer (1851–1881), Lehrer in Oberbipp, und nach dessen frühem Tod in zweiter Ehe Rudolf von Ins, Landwirt in Oberbipp. Elisabeth von Ins-Meyer hatte aus erster Ehe einen Sohn, Jakob (1875–1932). Der zweiten Ehe entspross eine Tochter, Bertha (1889–1955), die spätere Handarbeitslehrerin an der Sekundarschule Wiedlisbach von 1911 bis 1944.

Das Ehepaar von Ins-Meyer bewirtschaftete den Läusbühl als Pächter bis 1907. Daraufhin konnte Jakob Meyer zusammen mit seiner Ehefrau Rosa Bohner (1876–1951) die Pacht von seinem Stiefvater übernehmen.

Der Läusbühl gelangt in den Besitz der Familie Meyer von Schoren bei Langenthal

1908 verkaufte die Witwe Maria Anna Mägli-Knuchel den Bauernhof dem Pächterehepaar Meyer-Bohner. Die Meyer sind Bürger von Schoren bei Langenthal. Der Onkel und Pate von Jakob Meyer war von 1888 bis 1905 Regierungsstatthalter des Amtes Aarwangen und in dieser Funktion eine treibende Kraft an der Eingemeindung von Schoren in die Gemeinde Langenthal 1898.

Den Wohnstock, den Hausgarten und eine Parzelle nördlich des Wohnstocks im Halte von ca. 34 Aren sowie das Land in der Gemeinde Oberbipp behielt die Verkäuferin in ihrem Besitz. Nach ihrem Tod gelangte der Wohnstock samt den dazu gehörenden Grundstücken in den Besitz von Paul (1895–1962) und Gertrud (1903–1989) Graber-Lüthi, dem Schwiegersohn und der einzigen Tochter von Sophie Lüthi-Mägli.

Jakob Meyer-Bohner führte ein Hausbuch, worin er die Lebensumstände der Bevölkerung und insbesondere diejenigen auf dem Läusbühl vor und während des Ersten Weltkrieges ausführlich beschrieb. Als Pächter hatte er der Witwe Mägli 54 Franken pro Jucharte zu bezahlen. Zum Zeitpunkt der Hofübernahme besass er 13 Kühe, 4 Rinder, 2 Abbruchkälber, 6 Schweine und 3 Pferde. Der Kaufpreis für die Scheune (den jetzigen Bauernhof) und das Land im Halte von ca. 30 Jucharten betrug 54'000 Franken, die Staats- und Notariatsgebühren beliefen sich auf 709 Franken und 60 Rappen. Jakob Meyers Schwiegervater Samuel Bohner und sein Schwager Gottfried Bohner (der spätere Wagner an der Baselstrasse 21)

Familie Jakob Meyer-Bohner
Von links:
Vater Jakob (1875–1932)
Rudolf (1903–1971)
Rosa (1908–1996)
Marie (1902–1962)
Mutter Rosa (1876–1951)
Es fehlt der Sohn Jakob
(1922-2005)
Fotonachlass Fam. Meyer



Der Läusbühl zur Zeit des
Ersten Weltkrieges
Fotonachlass Fam. Meyer



wohnten und arbeiteten ebenfalls auf dem Bauernhof. Weil wegen der Abtrennung des Wohnstockes die Einrichtungen in demselben nicht mehr benutzt werden konnten, waren in der Scheune bauliche Veränderungen nötig. So wurden ein Wasseranschluss an die öffentliche Wasserversorgung installiert sowie ein Waschraum und ein Abtritt eingebaut. Während des Ersten Weltkrieges wurden die Lebens- und Bedarfsartikel knapp, und die Preise stiegen. Der Bund schrieb den Bauern vor, was gepflanzt werden musste, und wieviel sie pro Jucharte abzuliefern hatten. Auf 4 Jucharten Land mussten ungefähr 1 Jucharte Getreide und 1 Jucharte Kartoffeln angebaut werden. Wegen diesen Vorschriften musste der Viehbestand verkleinert werden, was zur Folge hatte, dass es weniger Hofdünger gab. Kunstdünger war wegen der fehlenden Importe ebenfalls nicht erhältlich, die Böden verarmten und die Erträge im Ackerbau sanken. Die Bauern erhielten 64 Franken pro 100 kg Weizen und Roggen, 50 Franken pro 100 kg Korn und 22 Franken pro 100 kg Kartoffeln. Die Lebensmittel wurden rationiert. Brot gab es 225 Gramm pro Kopf und Tag, Milch einen halben Liter. Die Bauern bekamen für die Milch 32 Rappen pro Liter, die Konsumenten hatten 36 Rappen zu bezahlen. Das Rindfleisch kostete 4 Franken und 60 Rappen pro kg, das Schweinefleisch 9 Franken. Ein Paar Schuhe kostete 50 Franken und mehr.

Auch die Löhne stiegen. Erhielt ein Melker vor Kriegsausbruch 11 Franken pro Woche, waren es 1919 immerhin 20 Franken. Gottfried Bohner erhielt als Karrer 1907 einen Wochenlohn von 9 Franken, 1919 waren es 15 Franken. Eine Magd erhielt vor dem Krieg im Sommer pro Monat 20 Franken, im Winter 18 Franken. Bis 1919 stieg ihr Monatslohn auf 30 Franken. Für ein Paar Schuhe musste ein Knecht also rund einen Monat lang arbeiten, eine Magd sogar zwei.

Auch über die Wetterkapriolen in dieser Zeit hat Jakob Meyer Buch geführt. Ende Mai 1908 schneite es in einer Nacht 15 cm. Viele Obst- und Waldbäume wurden durch die Schneelast zerrissen.

Im Januar 1910 herrschte endloses Regenwetter. An vielen Orten kam es zu Überschwemmungen. Anfang Mai war das ganze Land schneebedeckt. Der Rest des Monats und der ganze Juni brachten erneut starke

Niederschläge, sodass die Heuernte kaum trocken eingebracht werden konnte. Wegen furchtbaren Überschwemmungen musste an vielen Orten das Militär aufgeboten werden.

1932 übernahm der Sohn von Jakob Meyer-Bohner, Rudolf (1903–1971) mit seiner Ehefrau Anna Mägli (1903–1959) von seiner Mutter den Hof in Pacht, 1943 wurde er Eigentümer. Rudolf Meyer-Mägli hatte zwei Schwestern und einen Bruder. Schwester Marie heiratete Ernst Kopp, Landwirt auf dem Rütihof in Wiedlisbach, Schwester Rosa heiratete Ernst Hauri, als Elektriker Platzchef BKW in Wiedlisbach, und Bruder Jakob wurde Ingenieur HTL.

Erntearbeiten von anno dazumal
Fotonachlass Fam. Meyer



Der Ehe von Rudolf und Anna Meyer-Mägli entsprossen zwei Söhne und zwei Töchter. Tochter Käthi heiratete Friedrich Hess, Landwirt in Wangen a.A., und Tochter Annemarie heiratete Max Fankhauser, Landwirt in der Schweizern in Wiedlisbach. Sohn Hans war gehörlos. Er heiratete Maria Luise Siebold und arbeitete als Dreher in verschiedenen Firmen der Region. Der jüngste Sohn, Rudolf, heiratete Johanna Aebi. Das Ehepaar pachtete den Läusbühl 1964 und übernahm ihn nach dem Tod von Rudolf Meyer-Mägli im Jahr 1971.



Von oben links: Anna und Rudolf Meyer-Mägli und ihre Kinder Rudolf *1939, Käthi 1929–1984, Hans 1935–2002 und Annemarie 1931–2013
Fotonachlass Fam. Meyer

1945 fand in Wiedlisbach eine Güterzusammenlegung statt. Der Bauernhof Läusbühl umfasste vor der Güterzusammenlegung zweiundzwanzig kleine, zum Teil weit auseinanderliegende Parzellen. Durch die Güterzusammenlegung wurden diese in vier grosse und dadurch leichter zu bewirtschaftende Parzellen umgelegt.

Der Wohnstock und der Bauernhof werden wieder vereint

Das Ehepaar Graber-Lüthi, die Erben der Witwe Maria Anna Mägli-Knuchel, hatte den Wohnstock 1963 an Hans Flückiger-Bütiker verkauft. Von diesem konnte ihn das Ehepaar Meyer-Aebi 1995 käuflich erwerben und im gleichen Jahr auch die Parzelle nördlich des Wohnstocks von der einzigen Tochter des Ehepaars Graber-Lüthi, Lore Winzenried-Graber (1930–2010).

Heute umfasst die Hofparzelle auf dem Läusbühl in etwa wieder den Umfang, wie zu Zeiten von Oberstleutnant Johann Ulrich Mägli.

Der einzige noch lebende Nachkomme von «Oberstleutnant» Johann Ulrich Mägli ist dessen Ururenkel Rudolf Winzenried in Kirchlindach, der Sohn des Ehepaars Winzenried-Graber, geb. 1963, Fürsprecher, seit 2007 Mitglied der Geschäftsleitung der Firma Kambly in Trubschachen.

Rudolf und Johanna Meyer-Aebi begannen in den 1980er-Jahren mit der Direktvermarktung ihrer Landwirtschaftsprodukte. Aus bescheidenen Anfängen entwickelte sich ein florierender Hofmarkt, der in der Zeit des allgemeinen Ladensterbens einem echten Bedürfnis entspricht.

Das Ehepaar Meyer-Aebi hat drei Kinder: Jakob (*1969), Elisabeth (*1971) und Samuel (*1976). Sohn Jakob ist verheiratet mit Elisabeth Richard (*1969). Die Tochter Elisabeth ist Krankenschwester HF. Sie heiratete Andreas Ryf von Rumisberg. Sohn Samuel arbeitet als Bankfachmann.



Oben: Familie Meyer-Aebi, von links: Jakob, Vater Rudolf, Elisabeth, Mutter Hanni, Samuel.
Unten: Familie Meyer-Richard mit der fünften Generation. Von links: Mutter Elisabeth, Leonie, Vater Jakob, Michelle
Fotos Gottlieb Holzer

2002 gab das Ehepaar Meyer-Aebi den Läusbühl weiter an Jakob und Elisabeth Meyer-Richard. Damit bleibt der Hof auch in der vierten Generation im Familienbesitz. 2005 wurde die Viehwirtschaft aufgegeben und das Milchkontingent verkauft.

Schon 1997 konnten im Niederfeld 268,5 Aren Ackerland zugekauft werden und 2007 konnte Jakob Meyer-Richard von seinem Onkel und Paten Fritz Aebi-Roth in der Hohfuren in Wangen a.A. dessen Hof im Halte von 721 Aren käuflich erwerben. Die 32 Aren umfassende Hausparzelle wurde dazu gepachtet. Mit diesen letzten Erwerbungen umfasst der Bauernhof Meyer gegenwärtig 26 Hektaren eigenes Land. Dazu werden 4 Hektaren Pachtland bewirtschaftet.

Der Läusbühl als Wiege der Wiedlisbacher Lokalpolitik

Der Hof Stockrain 12 hat in jeder Generation Wiedlisbacher Lokalpolitiker hervorgebracht. Der erste in diesem Beitrag erwähnte Besitzer, Jakob Ammann, war Spitalvogt⁵ und Burgermeister. Sein Sohn, Johann Ulrich Ammann, diente der Gemeinde als Spitalvogt. Dessen Schwiegersohn, Oberstleutnant Johann Ulrich Mägli, war unter anderem Gemeindepräsident und Grossrat. Diese Tradition, öffentliche Ämter zu bekleiden, wurde von der Familie Meyer in allen vier bisherigen Generationen weitergeführt. Jakob Meyer-Bohner und sein Sohn Rudolf Meyer-Mägli waren Gemeinderäte und Rudolf Meyer-Aebi sowie seine Frau Hanni wurden sowohl in den Einwohnergemeinderat als auch in den Kirchgemeinderat gewählt.

Gegenwärtig ist der Vertreter der vierten Generation Meyer, Samuel Meyer, Einwohnergemeinderat von Wiedlisbach.



Der Bauernhof von Nordwesten, Bild von Eduard Le Grand, 1879
Rechts die Liegenschaft der Familie Schürch-Kobelt. In der Strassenflucht die Liegenschaft Stockrain 7 mit den Fenstern, vor denen früher die Bankkunden ihre Geldgeschäfte abwickelten.

Anmerkungen:

¹ Die Rotgerberei war eine spezielle Form der Gerberei, die Rinderhäute zu strapazierfähigen Ledern verarbeitete, beispielsweise für Schuhsohlen, Stiefel, Tornister oder Sättel (Quelle: Wikipedia). ² Johann Leuenberger, Chronik des Amtes Bipp, (1904). ³ 100 Jahre Gäubahn, Jahrbuch des Oberaargaus 1976. ⁴ Jucharte = 36 Aren. ⁵ Die Burgergemeinde Wiedlisbach betrieb seit 1487 im Städtchen ein Spital (Spittel) als Herberge für Arme, Kranke und Durchreisende. Durch Zuwendungen entstand ein bedeutendes Spitalgut, das bis 1880 der Spitalvogt zu verwalten hatte. 1880 übernahm die Einwohnergemeinde die Verwaltung des Spitalguts.

Weitere Quellen: Grundbucheintragen im Grundbuchamt Wangen / Kirchenbücher der Kirchgemeinde Oberbipp, Staatsarchiv Bern / Stammbaum der Familie Mägli, zur Verfügung gestellt von Hans Ulrich Mägli, Wiedlisbach / Aufzeichnungen von Jakob Meyer-Bohner (1875-1932), Wiedlisbach / Stammbaum der Familie Meyer, zur Verfügung gestellt von Rudolf Meyer-Aebi, Wiedlisbach / Aufzeichnungen, Fotos und mündliche Angaben von Rudolf Meyer-Aebi / Mündliche Angaben von Werner Schürch-Kobelt / Mündliche Angaben und Fotos von Rudolf Winzenried, Kirchlindach.

Wie die Oberaargauer Tracht wiedererweckt wurde

Chantal Desbiolles

Was verhilft einer Region zu einer Identität? Mehr als nur eine textile Antwort auf diese Frage fand ein generationenübergreifendes Projektteam rund um den Buchser Lehrer und Musiker Ueli Liechi. Es ist die Geschichte einer Auferstehung, die ganz anders ausgeht als erwartet. Und die nicht endet. Sondern erst beginnt.

Am Anfang stand die Idee, eine Tracht zu entwerfen. Sie verdichtete sich vor mehr als zwei Jahren im Kopf von Ueli Liechi, der das «Oberaargauer Lied» aus dem Jahr 1946 für die Schulen in der Region neu bearbeitet und aufgelegt hatte.

Der Buchser Lehrer und Musiker engagierte sich in der Überzeugung, in der Region dadurch ein Zusammengehörigkeitsgefühl zu wecken. Und so einen weiteren Beitrag zur Oberaargauer Identität zu leisten. Daheim den Schrank zu öffnen und ein typisches Gewand, eine Sonntags- oder Werktagstracht, anzuziehen: Das sei identitätsstiftend sondergleichen, dachte er.

Liechi wollte seinen Plan und seine Begeisterungsfähigkeit teilen und scharte kreative Künstler um sich: die Buchser Schneiderin Jasmin Hugentobler, einst seine Schülerin, und den Langenthaler Artdesigner Silas Bitterli. Ihr Ziel: Für den Oberaargau eine Tracht zu entwerfen. Ein Novum, glaubten die Beteiligten, die sich dazu auf Neuland vorwagten.

Der Trachtenschneider Beat Kobel brachte die Enthusiasten auf die richtige Spur. Er erinnerte sich, 1969 eine Oberaargauer Tracht im Atelier in Schüpfen genäht zu haben. Kobel förderte ein Büchli aus dem Jahr 1944 zutage, in dem die traditionelle Gewandung abgebildet und detailliert beschrieben wird. Nach dem Zweiten Weltkrieg musste sie allerdings in Vergessenheit geraten sein, heute ist sie kaum mehr jemandem ein Begriff.



Jasmin Hugentobler und Beat Kobel arbeiten am Prototypen.
Foto Thomas Peter

Es handelt sich um eine schlichte Ausgangstracht, die sich optisch gut in die Tradition der gegen 80 Berner Trachten einreicht. Sie erinnert vom Typ her an die Berner Mittelländer Ausgangstracht, ist jedoch eine besondere: Sie lässt sich wie keine andere den Jahreszeiten anpassen. Im Sommer besteht sie aus einem Kittel, einem Mieder und einem Hemd mit weiten Ärmeln, im Winter aus einem Futtergestältli mit Wollstoffärmeln, Kittel und Mieder. Dass die Wollärmel separat an ein graues Baumwollfutter angenäht werden, hebt die Oberaargauer Tracht von anderen ab.

Liechtis Team blieb auch angesichts der neuen Ausgangslage dabei, gab sich aber eine andere Aufgabe: Der Oberaargauer Tracht neues Leben einzuhauchen, lautete nun das Ziel. Dabei konnte die Kreativtruppe auf die Unterstützung des Vereins Identität Oberaargau zählen, der das Patronat für das Projekt übernahm im Bewusstsein darum, dass das Vorhaben auf privater Basis nicht auf dieselbe Akzeptanz stossen würde. Statthalter Marc Häusler, Co-Präsident des Vereins, teilte die Begeisterung der Trachtengruppe von Beginn weg.

Sie nicht bloss nachschneiden, sondern die traditionelle Gewandung weiterentwickeln, wollte das Projektteam. War das im Trachtenbüechli abgebildete Gewand blau, fiel der Entscheid auf Moosgrün. Sein Bauchgefühl habe den Ausschlag gegeben, sagt Liechti. Während die Vorgaben ansonsten ein reichlich enges Korsett bedeuten, lässt die Farbpalette diesen Spielraum zu. Waren die Oberaargauer Trachten einst braun und blau – diese Farben waren vergleichsweise einfach selber in die Wollstoffe einzufärben – reicht sie heute von moosgrün bis flaschengrün über hell- und dunkelblau, rot, braun, grau bis schwarz.

Nicht nur in der Grundfarbe, sondern auch bei der Gestaltung der Schürze nahm sich das Team Freiheiten. Man dürfe dazu auch eine halbleinigen «Schäube» tragen, erklärt Beat Kobel, es müsse nicht Seide sein. Während Damenschneiderin Jasmin Hugentobler im Atelier unter seiner kundigen Anleitung Stich um Stich setzte, woben Martha Sägesser aus Huttwil und Theres Oppliger aus Hasle bei Burgdorf eine ganze Kollektion an Schürzen.

Dass die beiden Handweberinnen dazustiessen, ist der Öffnung zuzuschreiben, die das Projekt im Sommer 2016 erfuhr: Nachdem ein erster



Nahezu alles ist vorgegeben. Die Farbpalette aber lässt Spielraum zu. Skizzen Silas Bitterli

Artikel zum Vorhaben erschienen war, gewann es an Dynamik. Die Resonanz fiel überaus positiv aus. Nicht nur die beiden Handweberinnen meldeten sich, sondern auch einige Besitzerinnen von alten Trachten. Die Hoffnung, dass unter ihnen auch eine originale Oberaargauer Tracht sein könnte, zerschlug sich jedoch. Ein erhaltenes Exemplar dieses für den Oberaargau typischen Kleides aus den 1940er-Jahren war nicht auffindbar.

Daran änderte sich nichts – bis wenige Wochen vor der Präsentation der wiedererweckten Trachtenversion im Schloss Wangen an der Aare. Während der Vorbereitungen stellte sich heraus, dass die Oberözerin Silvia Fuhrmann ein Original besitzt und noch immer trägt.

Sie selbst konnte es kaum glauben und hatte sich mehrfach rückversichert, ehe sie sich meldete. Das 70-jährige Schmuckstück, das die Trägerin für eine simple wollene Ausgangstracht hielt, nicht sonderlich bequem und auch nicht überaus schmuck, ist für ihr Alter gut in Schuss.

Es handelt sich um ein Erbstück der verstorbenen Schwägerin ihrer Schwiegermutter. Der braune Stoff wurde 1947 im Waldhof in Langenthal gewoben. 2001 liess die Trägerin die Samtbänder ersetzen.

Diese Bänder sind etwas breiter als jene, die Jasmin Hugentobler für ihren moosgrünen Prototypen verwendete. Ansonsten unterscheiden sich die ursprüngliche und die wiedererweckte Oberaargauer Tracht nicht wesentlich. «Das Schnittmuster ist natürlich nicht mehr das gleiche», erklärt Beat Kobel, weil die Frauen heute grösser seien und die Mieder damals wesentlich kürzer waren. Auch trägt frau heute kein Corset mehr darunter.

Zwischen 25 und 70 Stunden wendet der Trachtenschneider, der längst pensioniert wäre, für ein neues Kleid auf. Die wiedererweckte Oberaargauer Tracht hat etwas mehr Aufwand verursacht, weil dafür ja keine Schnittmuster vorhanden waren. Lediglich jene für das Schösschen, im Fachjargon Fäckli, das er vor fast 50 Jahren fertigte, fand Kobel noch.

Schliesslich also steht Jasmin Hugentobler stolz im moosgrünen Resultat ihrer Bemühungen vor hingerissenem Publikum. Neben ihr Silvia Fuhrmann in ihrem braunen Erbstück. Während am Anfang die Idee stand,



Bis zu 70 Stunden Handarbeit stecken in einer Tracht, im Oberaargauer Prototypen gar noch etwas mehr. Die feinen Details machen den Unterschied. Fotos Thomas Peter, Silas Bitterli



eine Tracht zu entwerfen, steht am Ende ein neuer Anfang. Dafür sorgt die Dokumentation der Projektgruppe, die ihre Erkenntnisse teilt und anderen zugänglich machen will. Es sei ein wenig wie beim Oberaargauer Lied, sagt Ueli Liechti: Auch da habe man nicht über den Anstoss hinausgedacht.

Rechte Seite: Silvia Fuhrmann (links im Bild) trägt das letzte überlieferte Exemplar einer Oberaargauer Tracht. Das moosgrüne, neue hat Jasmin Hugentobler (rechts) im Rahmen des Projekts erarbeitet. Foto Olaf Nörrenberg

Unten: Im Oberaargau daheim. Die Tracht soll in der Region Identität stiften. Fotos Silas Bitterli



Neuerscheinungen



Em Dorfbach noh

Bödelers hiess die Familie von Lauren Bortolotti-Leuenberger, als sie in Melchnau aufwuchs. Geht die Huttwilerin jedoch in ihrem Jugenddorf auf Spurensuche, findet sie nichts mehr von der Holzschuhfabrik, von der dieser Übername kommt. Sie landet stattdessen bei der Wohnsiedlung Aktiva. «Sie wurde praktisch auf den Fundamenten der Fabrik erbaut», weiss sie.

Und sie weiss noch viel mehr. «Scho my Urgrosätti het das stattliche Heimet hinger em Löie bewirtschaftet u i syre Budigg näbem Wohnstock Holzböde für Chly u Gross zwägghoblet», schreibt sie in ihrem Buch, das im Verlag Schürch in Huttwil erschienen ist. Ihre Onkel bauten dann nach dem Zweiten Weltkrieg auf dem Land eines Grossonkels im Hägi eine Holzschuhfabrik.

Das Buch ist ungemein lebendig geschrieben. Lauren Bortolotti bringt eine Welt zum Leuchten, mit ihrer strengen Arbeit, aber auch mit ihren feierlichen und fröhlichen Anlässen wie dem Waldfest oder der Chilbi vor dem Löwen. Man ist mit ihr dabei an einer traditionellen Metzgete und erlebt die Versammlung der Käseigenossenschaft, die «Hüttgemein», aus einer ganz neuen Perspektive, wenn sie beschreibt, wie ihre Mutter die Abwesenheit des strengen Vaters für einen schönen Abend mit den Kindern ausnützt, mit ihnen Radio hört, «chrüzworträtslet» oder ein Buch liest.

Überhaupt idealisiert Lauren Bortolotti die Vergangenheit nicht, sondern hält auch fest, wie die Moderne in den 1960er-Jahren über das Dorf hereinbricht. Nicht nur durch die italienischen Gastarbeiter, die die Arbeitsplätze in der Teppich- und der Holzschuhfabrik von den Einheimischen übernehmen, sondern auch zum Beispiel, indem der Vater als Erster im Dorf die traditionellen Simmentaler Kühe durch braune ersetzt oder als Viehhändler ein eigenes Telefon installiert.

Oder wenn der harte halbjährige Waschtage durch eine erste Waschmaschine ersetzt wird, die ein Verkäufer – ein «Schnori» – den Eltern andreht. Trotz grossem Interesse der «Gwungernasen» aus dem Dorf funktioniert

sie aber nicht so richtig, sod ass die Familie schliesslich doch die «hypermoderne Wöschmaschine» benützt, die ein Privater bei der Käserei für die Dorfbevölkerung anbietet.

Hypermodern waren auch das neue Schulhaus und die Turnhalle, als sie in den 1960er-Jahren gebaut wurden. Auch dort bricht die neue Zeit mit Wucht auf die Schulmädchen herein, denn dort hat es eine Dusche, und die Lehrerin befiehlt: «Abzieh, und zwar aus, rübis u stübis, ou d Ungerhose, u nächher dert bi dere Türe yche.»

Jürg Rettenmund

Von Lauren Bortolotti-Leuenberger, Edition Schürch, Huttwil, 272 Seiten, ISBN 978-3-952439-16-6, Fr. 28.-



Badi Langenthal

«Den 715 Stimmbürgern, die 1932 nach einem emotionsgeladenen Abstimmungskampf den Bau des damals einzigartigen Schwimm- und Sonnbades ermöglichten, sei Dank», schreibt Simon Kuert einleitend zu seinem Abriss der Geschichte der Langenthaler Schwimmbäder. Der Stadtchronist macht keinen Hehl daraus: Auch für ihn hat die Badi stets einen besonderen Stellenwert gehabt. «Das Paradies meiner Kindheit!», erinnert sich der heute 68-Jährige an die zahlreichen Sommertage, die er schon als Bub dort verbracht hatte. Dabei wäre dieses Paradies rund 20 Jahre zuvor beinahe verhindert worden. Nur relativ knapp hatten sich die erwähnten 715 Befürworter in der Gemeindeabstimmung vom April 1932 gegen die 634 Gegner durchsetzen können.

Die Badi sei danach zu einem Ort geworden, «in dem die Langenthaler Heimat erlebten und erleben», schreibt der Stadtchronist. Das verdeutlicht im Buch «Badi Langenthal» insbesondere auch der Beitrag von Christoph Geiser über seine Mutter Lilly Geiser. Die Erinnerungen Lilly Geisers, gepaart mit zahlreichen Fotos aus dem Familienfundus und Tagebuchaufzeichnungen Willy Tschudins, gewähren tiefe Einblicke in den Alltag der Familie, deren gesamtes Leben sich mehr oder weniger in der Badi abspielte. Sie widerspiegeln aber auch einen sich wandelnden Zeitgeist

(«1955 beginnen sich die Leute plötzlich draussen umzuziehen»). Und sie verdeutlichen die zentrale Rolle, die die Badi ebenso im Leben von so vielen weiteren Menschen eingenommen hat. «Die regelmässigen Badi-besucher bilden eine eigentliche saisonale Familie», schreibt Geiser. Mitglieder dieser Badifamilie sind es auch, die Marco Zanoni Modell standen. Mehr als 30 Frauen, Männer und Kinder hat der Berner Fotograf im Badisommer 2016 in Langenthal besucht. Darunter – wie könnte es anders sein – natürlich auch Lilly Geiser und ihre Söhne.

Kathrin Holzer

Texte von Christoph Geiser, Simon Kuert. Fotos Marco Zanoni, Christoph Geiser ua., 144 Seiten, Kulturbuchverlag Herausgeber.ch, ISBN 978-3-905939-39-2, Fr. 29.-



Jahreszeiten – 150 Jahre Ausscheidungsvertrag der Burgergemeinde Langenthal 1867-2017

Langenthal ist eine Bauernsiedlung, die sich über die Jahrhunderte zur Stadt gewandelt hat. Stark mitgestaltet haben die Gemeinde die Bürger. Denn sie besaßen praktisch allen Reichtum in Langenthal, während es der Dorfgemeinde an Geld mangelte. Dies änderte sich mit dem Ausscheidungsvertrag, der 1867, nach 15 Jahre langem Hinauszögern der Bürger, in Kraft trat. Die Berner befahlen, die Bürgergüter in Langenthal aufzuteilen.

Das Jubiläumsbuch «Jahreszeiten» zeigt daher nicht nur Bilder aus dem Wald der Burgergemeinde Langenthal, aufgenommen vom Aarwanger Markus Gaberell, sondern veranschaulicht im Textbeitrag von Simon Kuert auch das Kräfteringen zwischen einheimischen Bürgergeschlechtern wie Herzig, Geiser oder Neukomm und den zugezogenen sogenannten Hintersassen sowie der Regierung in Bern. Was der Burgergemeinde seither geblieben ist, sind einige Liegenschaften, Wald und Matten.

Julian Perrenoud

Texte von Simon Kuert, Marc Howald ua., Fotos von Markus Gaberell, Doris Kuert ua., 144 Seiten, Kulturbuchverlag Herausgeber.ch, ISBN 978-3-905939-39-2, Fr. 27.-



Wutanfall im Berner Rathaus

2001 weilte Dieter Widmer, der damalige Präsident des Berner Grossen Rates, mit einer Parlamentarierdelegation in Dresden beim sächsischen Landtag. Dabei wurde den Berner Gästen ein Gipsmodell der Dresdner Frauenkirche überreicht. Dieses Geschenk inspirierte Dieter Widmer zu einem Kriminalroman, der anlässlich der Burgdorfer Krimitage 2016 erschienen ist. Es ist der zweite Roman des inzwischen zum Schriftsteller gewordenen ehemaligen Politikers aus Wanzwil. Wie sein Erstling «Das unfaire Lebenslaufad», wird auch dieser Roman äusserst spannend erzählt. An einem nebligen Herbsttag wird der Hauswart des Berner Rathauses im Innenhof tot aufgefunden. Erschlagen von einem in die Tiefe gefallenem Gegenstand. Dieser gibt Rätsel auf. Er entpuppt sich schliesslich als das erwähnte Gipsmodell, das die Parlamentarierdelegation in Dresden empfangen hat. Dabei gerät ein Mitglied der Regierung in den Verdacht, für den Todesfall verantwortlich zu sein. Die Beweislage scheint erdrückend, und die Diskussion im Parlament über die Aufhebung der Immunität der betroffenen Regierungsrätin Babette Eggimann eskaliert. Letztere hat einen Wutanfall und weist jede Schuld von sich. Am Schluss löst sich der Fall auf, und die Ereignisse erweisen sich als schrecklichen Traum der Baudirektorin. Während die Handlung des Romans frei erfunden ist, ist der Schauplatz real. Auch die handelnden Personen sind dem mit dem Berner Politbetrieb vertrauten Leser durchaus bekannt. Diese Verbindung von Fiktion und Realität macht neben der Spannung den besonderen Reiz dieses Buches aus.

Simon Kuert

Roman von Dieter Widmer, 166 Seiten, Heimdall-Verlag, Rheine, ISBN 978-3-946537-22-9, ca. Fr. 25.-

Museumsverein Wangen an der Aare. Neujahrsblatt 2016

Der Museumsverein Wangen besteht seit 1988. Er tritt mit Vorträgen und Ausstellungen an die Öffentlichkeit und gibt jährlich die Neujahrsblätter heraus. 2016 sind einerseits Beiträge zur Geschichte von Wangen enthal-



ten (z.B. die Geschichte der Wangener Brücke von Franz Schmitz, oder Auszüge aus Gemeindeprotokollen während des ersten Weltkrieges, kommentiert von Markus Hählen, sowie Nachrufe von verstorbenen Wangener Persönlichkeiten), andererseits enthält der Band einen gewichtigen Beitrag über den Langenthaler Spitaldirektor, Oberfeldarzt der Armee und sozialdemokratischen Nationalrat Dr. August Rikli (1864-1933). Es handelt sich um den Abdruck eines Vortrags den Dr. Hanspeter Vogt vor dem Museumsverein hielt. Hanspeter Vogt würdigt darin die bedeutende Oberaargauer Persönlichkeit auf dem Hintergrund der politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Rikli wurde durch die politischen Auseinandersetzungen zwischen Bürgertum und dem aufstrebenden Selbstbewusstsein der Arbeiterschaft geprägt. Er verstand es, als hoch geachtete Persönlichkeit sich den damaligen gesellschaftlichen Herausforderungen zu stellen und sich nachhaltig in das politische Geschehen einzubringen. Rikli beeindruckte vor allem durch seine Zielstrebigkeit und seinen Willen als einer, der herkunftsmässig der bürgerlichen Elite entstammte, sich für die einfachen Leute, die Schwächeren in der Gesellschaft, zu engagieren. Wir warten gespannt auf das von Hanspeter Vogt angekündigte Buch über den beeindruckenden Arzt und Politiker.

Simon Kuert

Gespräche am Küchentisch – Lebensbilder der Generation 70 plus

Ein einziges Kriterium verbindet die Menschen, die Werner Scheidegger in seinem Buch «Gespräche am Küchentisch» porträtiert: Sie alle wohnen in der Alterssiedlung Zelgli in Madiswil und haben damit einen Bezug zum Einzugsgebiet des Alterszentrums am Dorfplatz in Lotzwil, das im Zelgli die Pflegewohngruppe betreibt.

22 Einzelpersonen und Paare waren bereit, dem Autor an ihrem Küchentisch aus ihrem Leben zu erzählen – wenn auch zum Teil erst nach viel Überzeugungsarbeit, wie Werner Scheidegger einräumt. Auf teils ganz verwinkelten Wegen blicken die betagten Menschen zurück auf ihr Leben. Als Kontrast zu Ruedi Wälchli, der praktisch nur über die Hofstatt ins Zelgli wechselte, steht Marie-Louise Tabone-Brinck, die aus der Nähe von Rostock stammt, ihr Mann aus Sizilien.



In ihrer Erzählung wird fast das ganze Europa des 20. Jahrhunderts berührt. Er habe die Gespräche so wortgetreu wie möglich festgehalten und die Texte von den Interviewten gegenlesen und freigeben lassen, hält Werner Scheidegger im Buch fest. Einfühlsam führt er in die Gespräche ein und durch diese hindurch. Er verstehe das Buch als Würdigung der Lebensleistung der Porträtierten, die nicht zu den «Grossen» gehörten, die in den Medien erschienen, erklärt er. Das ist ihm gelungen. «Geschichten am Küchentisch» ist bereits das vierte Buch von Werner Scheidegger. Weitere Bücher sind «Die alten Strassen noch», «Randnotizen» und «Die Bauern vom Schlossberg». Sie sind im Eigenverlag erschienen, das Buch über das Zelgli hingegen im Verlag Herausgeber.ch.

Jürg Rettenmund

Texte von Werner Scheidegger, Fotos von Daniel Gaberell, 302 Seiten, Kulturbuchverlag Herausgeber.ch, ISBN 978-3-905939-44-6, Fr. 34.-

Traditionelle Bewässerung – ein Kulturerbe Europas

Drohen einem Landwirt heute die Felder auszutrocknen, wirft er ohne viel Aufhebens die Pumpe seiner Bewässerungsanlage an. Stellt der Bauer fest, dass der Boden allein seinen Kulturen nicht genug Nährstoffe bietet, startet er kurzerhand den Traktor und verteilt Gülle oder Dünger. Um Hochwassern zu wehren, werden wiederum Millionen in aufwendige Verbauungen gesteckt.

Frühere Generationen hatten all diese Möglichkeiten nicht und mussten die Probleme stattdessen mit raffinierten Bewässerungssystemen lösen, die allein die natürliche Topografie sowie die Schwerkraft ausnützten. Im Oberaargau hat sich mit den Wässermatten ein derartiges System bis heute erhalten.

Der aus Langenthal stammende und lange Zeit in Roggwil wohnhaft gewesene Hydrologe Christian Leibundgut und seine Partnerin und Mitautorin Ingeborg Vonderstrass beschäftigten sich ihr ganzes Berufsleben lang mit dieser traditionellen Form der Bewässerung und spürten ihr nach.





Sie begnügten sich dabei nicht damit, ihr Wissen mit Google und Wikipedia zusammenzutragen, betonte Raimund Rodewald, Geschäftsführer der Stiftung Landschaftsschutz Schweiz, an der Vernissage ihres zweibändigen Werkes «Traditionelle Bewässerung – ein Kulturerbe Europas» in Langenthal: «Sie gehen hin, schauen genau hin und befragen die Menschen.»

Sie sind sehr weit gereist: 130 Gebiete mit traditionellen Bewässerungssystemen machten sie in ganz Europa ausfindig, von Sizilien und dem Peloponnes bis nach Island und Grönland, von Madeira bis in den Kaukasus. Rund 50 davon sind im zweiten Band ausführlich dokumentiert – darunter natürlich auch der Oberaargau.

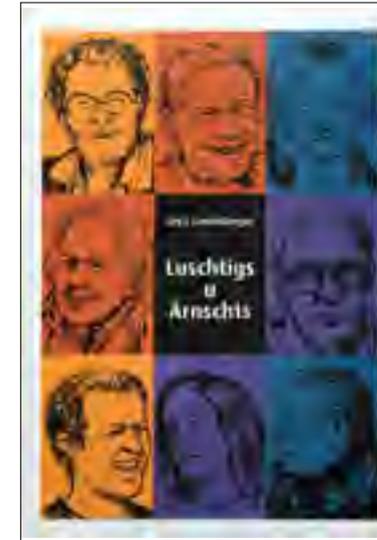
Die beiden in jeder Hinsicht gewichtigen Bücher – 3,6 Kilo schwer, 700 Seiten im Format A4, 1085 Abbildungen – sind allerdings nicht der Abschluss des Einsatzes von Christian Leibundgut und Ingeborg Vonderstrass für die traditionellen Bewässerungssysteme. Diese sind vielmehr eine wichtige Grundlage für ein weiteres Ziel: Die vielen lokalen und regionalen Organisationen sollen als Ensemble gebündelt und so auf die Liste der immateriellen Kulturgüter der Unesco gebracht werden.

Jürg Rettenmund

Von Christian Leibundgut und Ingeborg Vonderstrass. Bd. 1: Grundlagen, ISBN 978-3-905817-74-4. Bd. 2: Regionale Dokumentation, ISBN 978-3-905817-75-1. Verlag Merkur Druck AG, Langenthal, Fr. 66.- je Buch

Luschtigs u Ärnchts

Eigentlich sei sie davon ausgegangen, dass drei Bücher genug seien, schreibt die inzwischen über 80-jährige Huttwilerin Greti Leuenberger in ihrem neuesten Werk, «Luschtigs u Ärnchts». Doch weil sie immer wieder nach einem Nachfolgebild gefragt wurde, lässt sie nun einen vierten folgen. Ursprünglich liess das Bedürfnis, sich das Schwere im Leben von der Seele zu schreiben, Greti Leuenberger zum Stift greifen. Sie wollte schreibend «verwärche». Sie war als Verdingkind zwar bei guten Pflege-



eltern aufgewachsen, hatte ihre Herkunft von ihren Mitmenschen aber immer wieder zu spüren bekommen. «Fröid u Leid» hiess denn auch ihr erstes Buch. Beim dritten stellte sie verschiedene Dorforiginale vor, nun folgen weitere Geschichten aus ihrem Leben: Sie beginnen mit «Grossmüeti und Grossäti», die 1915 mitten im Ersten Weltkrieg heirateten, wobei der Mann der Frau einen amtlich beglaubigten «Weibergutsempfangsschein» ausstellte, und reichen bis zum eigenen Leben als Grossmutter, die sich vor einer Schale mit Nüssen daran erinnert, wie früher Nüsse und Früchte noch selbst gesammelt wurden, darunter auch Buchnüsse, die in der Astra-Fabrik in Steffisburg einen Abnehmer fanden, wo sie zu Öl gepresst wurden.

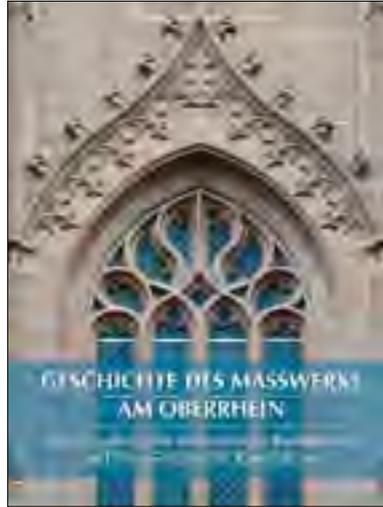
Dazwischen liegen die Personen und die Feste der Jugendzeit und die ersten Auslandferien mit der eigenen Familie – «Luschtigs u Ärnchts» aus einem ganz alltäglichen Leben einer Familie eben, die die grossen Veränderungen der letzten Jahrzehnte selbst erlebt hat.

Jürg Rettenmund

Texte von Greti Leuenberger, 112 Seiten, Edition Schürch, Huttwil, ISBN 978-3-952439-14-2, Fr. 25.-

Geschichte des Masswerks am Oberrhein – Die Eingebung des entwerfenden Baumeisters und ihre geometrische Konstruktion

Was der Buchser Kunsthistoriker Walter Gfeller in seinem grossformatigen Werk «Geschichte des Masswerks am Oberrhein» vorlegt, ist gewissermassen eine Summe seines Lebens. Von 1998 bis 2003 studierte der Spätberufene und ehemalige Sekundarlehrer Kunstgeschichte. Dem Studium fügte er eine Dissertation an, die er nun zum Teil in diesem Buch in Druck bringt. Doch seine Beschäftigung mit dem Masswerk begann bereits viel früher, wie er in der Einleitung gesteht: Als Oberschüler fielen ihm die gotischen Zier- und Bauelemente erstmals auf einer Exkursion im Grossen Kreuzgang des Basler Münsters auf. Später erlernte er ihretwegen die Flachschnitzerei, entwarf und schuf sie selbst als Füllungen von Möbeln oder Bildern zum Aufhängen. Nun ging er ihnen mit der «Sorgfalt



des Forschers» und der «Hingabe des nachschaffenden Künstlers» nach, wie er es auf Seite 13 formuliert.

Es ist eine beeindruckende Sammlung, die er zusammenträgt, dokumentiert nicht nur durch Text und Bild, sondern vor allem auch durch eigene Fotografien, Zeichnungen und planimetrische Analysen. Geografisch hat er sein Buch auf die Kunstlandschaft des Oberrheins beschränkt, wodurch er gegenüber der Dissertation in der Schweiz auf Bauten aus der Romanie und der Ostschweiz inklusive Graubünden verzichtete. Er beginnt seine Reise durch die Gotik in diesem Raum mit frühen Masswerken in Basel. Diesen schliesst er die Klosteranlagen von Kappel am Albis und Salem nördlich des Bodensees an. Er weist deren enge Verwandtschaft nach und zeigt ihre grosse Ausstrahlung auf. Den Übergang zur Spätgotik findet im Chor und am Lettner des Basler Münsters statt. Das eigentliche Zentrum der Spätgotik war jedoch das Prag der Parler, von wo wiederum der Bau des Münsters von Bern, aber auch Bauten in der Stadt Basel beeinflusst wurden.

Schade ist einzig, dass in einem so umfangreichen und mit viel Hingabe zusammengetragenen Werk im Anhang Anmerkung 180 vergessen ging, und sich dadurch alle folgenden bis zur Nummer 521 um eins verschoben. So führen diese ohne genaue Analyse in die Irre.

Jürg Rettenmund

Autor: Walter Gfeller. 216 Seiten, erschienen im Michael Imhof Verlag, Petersberg D, 2017. ISBN 978-3-7319-0210-2, ca. Fr. 57.-

Mutter Doras letzte Liebe (Hörbuch)

Seine Stimme klingt ruhig, sein Hochdeutsch ist mit einem leichten Berner Akzent gefärbt und klar artikuliert. Valentin Binggeli, das hört und spürt man, lebte als Sprecher des Hörbuches «Mutter Doras letzte Liebe» in und mit seinen Erzählungen. Zuweilen wünschte man sich etwas mehr Dynamik. Aber Binggeli war kein Schauspieler, sondern einer, der seine eigenen Geschichten so wiedergab, wie er sie verstand.



Das Hörbuch umfasst eine Auswahl von Prosatexten aus dem Band «Mutter Doras letzte Liebe», der 2015 im Verlag Herausgeber.ch erschienen war. Es sind kurze und längere Erzählungen, aber auch essayartige Texte mit philosophischem Unterton. Valentin Binggeli, danach befragt, weshalb gerade die titelgebende Erzählung im Hörbuch fehle, erklärte, dass sie lang sei und den Rahmen des Hörbuches gesprengt hätte. Die Geschichten auf der ersten CD sind eher kürzer gehalten, die zweite CD hingegen umfasst ausschliesslich die rund einstündige Erzählung «Don Paolo».

Um die einzelnen Erzählungen voneinander abzugrenzen oder als Auflockerung der längeren Passagen wählte Valentin Binggeli drei bekannte Musiker: Thomas Aeschbacher (verschiedene Schwyzerörgeli und Gesang), Nina Dimitri (Gesang, Gitarre und Charango, ein südamerikanisches Zupfinstrument) und Bernhard Häberlin (verschiedene Gitarren und Gesang). Die ausgewählten Stücke nehmen jeweils Bezug auf die Erzählungen. So folgt auf eine unglückliche Liebesgeschichte das alte «Guggisberglied». Oder Nina Dimitri singt mit ihrer markanten Stimme ein traditionelles Tessiner Lied als Auftakt zu einer Erzählung, die in Riva San Vitale angesiedelt ist. Der «Heimkehrwalzer» von Thomas Aeschbacher für ein heimwehkrankes Mädchen in Paris ist eine Valse Musette und versprüht Pariser Atmosphäre. So bilden die musikalischen Zwischenspiele ein stimmiges Ganzes mit Binggelis «Geschichten aus dem Dorf». Die Hülle und das Booklet wurden mit Holzschnitten von Max Hari gestaltet.

Priska Rotzler-Köhli

Texte von Valentin Binggeli (gelesen vom Autor), Musik von Thomas Aeschbacher, Nina Dimitri, Bernhard Häberlin, Doppel-CD von 129 Minuten, Kulturbuchverlag Herausgeber.ch, ISBN 978-3-905939-42-2 Fr. 34.-.

Autorinnen und Autoren des Oberaargauer Jahrbuches 2017

Vorwort und Nachruf Valentin Binggeli: Martin Fischer (*1953) ist seit 1998 Präsident der Jahrbuchvereinigung und Mitglied der Jahrbuchredaktion.

Die Oberaargauer Glasmalereien aus alter Zeit in neuer Sicht: Rolf Hasler (*1954), seit 1997 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Vitrocentre Romont, ist Verfasser der Schweizer Corpus Vitrearum-Bände zu den Glasmalereien in den Aargauer Kirchen und Rathäusern (2002), im Kreuzgang von Muri (2002) und im Kanton Schaffhausen (2010). 2011–2016 erstellte er gemeinsam mit Uta Bergmann, Sarah Keller und Patricia Sulser den Katalog zur Berner Glasmalerei von 1500–1800.

Reformation und Poesie: Simon Kuert (*1949), Ausbildung zum Lehrer, Studium der Theologie und Geschichte, war Pfarrer in Madiswil und baute als Projektleiter die kirchliche Unterweisung in der Reformierten Berner Kirche neu auf. Seit 1998 ist er als Beauftragter der Forschungsstiftung Stadtchronist in Langenthal. 2001–2013 Pfarrer in Langenthal. Mitglied der Jahrbuchredaktion.

Das Kunsthaus Langenthal als Ort der Vermittlung historischer Fotografie: Markus Schürpf (*1961), Kunst- und Fotografiehistoriker, Autor und Kurator. Nach der Fachklasse für Freie Kunst an der Schule für Gestaltung Luzern (1983–1987) Studium der Kunstgeschichte, Ethnologie und Architekturgeschichte an der Universität Bern (1987–1994). Ab 1992 Beschäftigung mit Fotografiegeschichte. Seit 1999 Leitung des Büros für Fotografiegeschichte sowie seit 2005 des Paul Senn-Archivs im Kunstmuseum Bern.

Kurt von Koppigen: Dr. Marianne Derron (*1968) ist ehemalige Mitarbeiterin der Historisch-kritischen Gesamtausgabe der Werke Jeremias Gotthelfs (HKG, Institut für Germanistik, Uni Bern). In diesem Rahmen kommentierte sie die politische und pädagogische Publizistik Gotthelfs.

Im Herbst 2016 erschien im EWG-Verlag (Bern) ihre kommentierte Neuausgabe von Gotthelfs historischem Roman «Kurt von Koppigen» (gemeinsam mit Norbert D. Wernicke). Ihr nächstes Editionsprojekt ist Gotthelfs historischer Roman «Der letzte Thorberger».

Auf Jabergs Spuren: Daniel Gaberell (*1969) aus Riedtwil, leitet die Geschäftsstelle und Redaktion des Oberaargauer Jahrbuches und betreibt das Oberaargauer Buchzentrum OBZ und seinen Kulturbuchverlag Herausgeber.ch.

Die Oschwand in den Buchsibergen (II): Anne-Marie Dubler (*1940) promovierte in Geschichte an der Uni Basel, arbeitete als Stellvertreterin des Staatsarchivars am Staatsarchiv Basel-Stadt (1968–1972) und als Leiterin der «Luzerner Forschungsstelle für Wirtschafts- und Sozialgeschichte» am Staatsarchiv Luzern (1973–1983). Unter ihren bernischen und aargauischen Rechtsquellen-Editionen (1983–2009) erschien 2001 «Das Recht im Oberaargau» in 2 Bänden. Sie war als wissenschaftliche Beraterin und Autorin beim Historischen Lexikon der Schweiz (HLS) tätig (1990–2013) und ist Verfasserin zahlreicher Freelance-Publikationen zur Agrar-, Handwerks-, Verkehrs- und Industriegeschichte, Rechts- und Verfassungsgeschichte, Herrschafts- und Ortsgeschichte (www.surbek.com).

Der Ursprung der Gemeinde Murgenthal AG liegt im Oberaargau: Ernst Ruch (*1934) aufgewachsen in Murgenthal, Schulen in Murgenthal. Kaufmännische Lehre und Erwerb des Eidgenössischen Buchhalterdiploms. Ehemaliger Geschäftsführer einer Tochterfirma von Plüss-Stauffer AG in Zürich. Er lebt seit 1960 in Aarburg.

Josef Joachim füllt die Hausierertrucke von Christian Jost: Jürg Rettenmund (*1959), Historiker (lic. phil. I) in Huttwil. Redaktor bei der BZ Langenthaler Tagblatt in Langenthal, langjähriger Redaktionsleiter (bis 2014) und heute Mitglied der Jahrbuch-Redaktion.

Das Alte Schlachthaus Herzogenbuchsee: Herbert Rentsch (*1952) aus Herzogenbuchsee war bis Frühjahr 2017 Redaktor bei der Berner Zeitung BZ. Früher arbeitete er als Lehrer in Herzogenbuchsee.

Der Läusbühl in Wiedlisbach: Gottlieb Holzer (*1949), geboren und aufgewachsen als Bauernbub in Trimstein. Nach dem Besuch des Lehrerseminars Hofwil Lehrer in Wiedlisbach von 1969 bis 2013. Interesse an Ortsgeschichte und Lokalpolitik.

Wie die Oberaargauer Tracht wiedererweckt wurde: Chantal Desbiolles (*1982) aus Burgdorf, Kommunikatorin und Journalistin BR, begleitete das Projekt und berichtete mehrfach darüber. Sie ist Redaktionsleiterin der beiden BZ-Redaktionen in Langenthal und Burgdorf.

Weitere und ständige Mitglieder der Jahrbuchredaktion

Der Lotzwiler Andreas Greub (*1968) betreut jeweils das Portfolio und die Artikel aus den Themenbereichen Kunst und Kultur.

Bettina Riser (*1969), aufgewachsen und Lehrerseminar in Langenthal, wohnt in Walden oberhalb von Niederbipp.

Der im Oberaargauer Jura lebende Ueli Reinmann (*1974) ist für die naturkundlichen Beiträge im Jahrbuch zuständig.

Fredi Salvisberg (*1957) lebt in Subingen und kümmerte sich während vieler Jahren um die Finanzen des Jahrbuch des Oberaargaus.

Esther Siegrist (*1962) aus Langenthal hält mit ihrem administrativen und organisatorischen Geschick die Jahrbuchredaktion verlässlich zusammen.